



Lebenszeugnisse – Leidenswege

GÜNTER HEINISCH
**„SOLANGE DU LEBST,
LEBT AUCH DIE
HOFFNUNG NOCH.“**

**Erinnerungen an Haft und
Selbstbehauptung in Chemnitz,
Dresden und Bautzen 1950–1956**



**Bearbeitet und eingeleitet
von Klaus-Dieter Müller**



Lebenszeugnisse – Leidenswege

Heft 10



**GÜNTER HEINISCH
„SOLANGE DU LEBST,
LEBT AUCH DIE
HOFFNUNG NOCH.“**

**Erinnerungen an Haft und
Selbstbehauptung in Chemnitz,
Dresden und Bautzen 1950–1956**

**Bearbeitet und eingeleitet
von Klaus-Dieter Müller**

Dresden 2000

Lebenszeugnisse – Leidenswege
Eine Heftreihe herausgegeben
von Norbert Haase und Clemens Vollnhals
im Auftrag der Stiftung Sächsische Gedenkstätten
zur Erinnerung an die Opfer politischer Gewaltherrschaft
in Zusammenarbeit mit dem
Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung e.V.
an der TU Dresden

Heft 10

© Stiftung Sächsische Gedenkstätten
zur Erinnerung an die Opfer politischer Gewaltherrschaft
(2000)

Titelfoto: Günter Heinisch,
Aufnahme der Strafvollzugsanstalt Bautzen, BStU Berlin

Satz: Walter Heidenreich, HAIT Dresden
Gestaltung: CCP Kummer & Co. GmbH, Dresden
Druck: Stoba-Druck, Lampertswalde
Printed in Germany

ISBN 3-9805527-9-9

Inhaltsverzeichnis

Einführung	7
Zur Einleitung	21
Vorgeschichte	23
Freiberg	25
Chemnitz	29
Dresden	32
Die Verurteilung	39
Transport	43
Ankunft im Gelben Elend	43
West 2, Zelle 26	45
Häftlingsprotest in Bautzen	51
Saal	52
Post von Ruth	63
Alltag	66
Misshandlung	69
Karl	70
Weihnachten	72
Das neue Jahr	74
Bewacher	75
Krankheiten	76
Humaner Strafvollzug	78
Ostern	79
Weinachten 1951	82
Ein neues Jahr	83
Religionsfreiheit	85

Krankheit	86
Alltag	88
Wieder ein neues Jahr	94
Stalins Tod	97
17. Juni	97
Verzweiflung	98
Veränderung	98
Chor	99
1954	102
Entlassungen	102
Fußball	112
Ein neues Jahr	120
Alltag	121
Durchhalten	126
Geschafft!	128
Zu Hause	132
Flucht	137
Wiedersehen mit Ruth	140
Nachträgliche Betrachtung	142
Anhang	145
Literaturverzeichnis	157

Einführung

Am Ende des 2. Weltkrieges standen die Menschen in Deutschland einer ihnen bis dahin neuartigen Situation gegenüber: Der Nationalsozialismus war endgültig besiegt, das Land wurde besetzt und in vier Besatzungszonen eingeteilt. Millionen ausländische Zwangsarbeiter warteten auf die Rückkehr in ihre Heimat. Aus den deutschen Ostgebieten ergoss sich ein Millionenstrom an Flüchtlingen in die Besatzungszonen und musste integriert werden. Die Westzonen wurden von der Ostzone durch eine bewachte Grenze getrennt. Trotzdem wechselten die Menschen ganz selbstverständlich – wenngleich illegal – zwischen den Zonen.

Während sich in den westlichen Zonen allmählich eine parlamentarische Demokratie nach dem Muster der westlichen Besatzungsmächte in Umrissen abzeichnete, kam in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) trotz formal ähnlicher Strukturen wie frühen Parteigründungen, Wahlen und einer föderativen Länderstruktur eine andere Entwicklung zum Tragen: Bodenreform, Enteignung von angeblichen oder wirklichen NS-Aktivisten und -verbrechern (Volksentscheid in Sachsen), grundlegende Änderungen der Sozialstruktur, Druck auf Gleichschaltung der Parteien und Sicherung der Hegemonie der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) verstärkten den Weg zu einer Einparteiendiktatur immer mehr. Dieser Prozess in der SBZ wurde von der sowjetischen Besatzungsmacht und ihren Sicherheitsorganen begleitet und verstärkt. Bis Ende 1949, als auch der Autor des nachfolgenden Berichtes, Günter Heinisch, in das Visier dieser sowjetischen Organe geriet, waren bereits circa 130 000 Menschen ohne Gerichtsurteil in sowjetische Speziallager eingewiesen, mehr als 20 000 von Sowjetischen Militärtribunalen (SMT) verurteilt worden. Obwohl die Militärtribunale auch gegen angebliche und wirkliche NS- und Kriegsverbrecher vorgingen, richtete sich ihr Wirken überwiegend auf die Niederhaltung jeglichen antikommunistischen Widerstands in der SBZ und jungen DDR. In Geheimprozessen – ohne Ankläger und Verteidiger – wurden die Angeklagten in der Regel ohne wirkliche Verteidigungschancen zu hohen und höchsten Strafen verurteilt. Dass diese Verfahren Unrecht waren und vorwiegend Unschuldige verurteilt wurden, belegt die heutige Rehabilitierungsquote durch die zuständige russische Militärstaatsanwaltschaft von etwa 90 Prozent bei verurteilten Zivilisten.

Für ihn völlig überraschend, war Günter Heinisch Ende Dezember 1949 von einem Polizisten in Meißen gebeten worden, zwecks Überprüfung seiner

Ausweispapiere zur Polizeistation zu kommen. Von dieser Befragung kam er erst 1956 zurück.

Nichts in seiner Biographie wies darauf hin, dass er einmal als angeblicher Spion von einem Sowjetischen Militärtribunal zu 25 Jahren Haft verurteilt werden könnte.¹

Günter Heinisch stammte aus einer armen Unterschichtfamilie in Meißen. Sein Vater, Schriftmaler und Lackierer, war bereits mehrere Jahre arbeitslos, als der Autor 1928 geboren wurde. Nur durch die Mutter, die als Bedienung arbeitete, kam Geld in die Kasse. Außerdem erhielt die Familie Spenden der evangelischen Kirche, ab 1933 wurden diese Zahlungen von der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV) übernommen; ansonsten herrschte ein eisernes Sparregime. Der Vater, sozialdemokratisch orientiert, erhielt erst mit der Hitlerischen Aufrüstung eine ständige Arbeit als Lackierer in einer Kaserne in Meißen.

Der Autor ging einen für die damalige Zeit typischen Lebensweg. Im Alter von zehn Jahren kam er zum Jungvolk: „Ich hatte Erlebnisse von Gemeinschaft und Kameradschaft, ohne natürlich hinter die Dinge schauen zu können, dafür war ich zu jung“, erinnert sich der Autor an diese Zeit.² Kontakt zur Kirche, christlicher Glaube und die Musik waren gleichzeitig für Günter Heinisch von prägender Bedeutung. Sie sollten später für ihn zu den wichtigsten Grundlagen für sein geistiges Überleben in der Haft werden.

Im Jahre 1943 war die Schulzeit beendet. Seine kaufmännische Lehre, die er anschließend begann, wurde durch die Kriegseignisse unterbrochen. 1944 erhielt er die Einberufung zu einem sogenannten Wehrrertüchtigungslager. Beim Abschluss sollte er sich freiwillig zur Waffen-SS melden, was er ablehnte. Darauf kam wenige Monate später seine Einberufung zur Luftwaffe.

Das Kriegsende erlebte er in der Tschechoslowakei. Über Umwege – um nicht noch zur Armee Schörner eingezogen zu werden – konnte er sich im April 1945 zu seinen Eltern nach Meißen durchschlagen und dann seine 1943 begonnene und durch den Kriegseinsatz unterbrochene kaufmännische Lehre wieder aufnehmen. Seine ersten Begegnungen mit der sowjetischen Besatzungsmacht waren Einquartierungen sowjetischer Offiziere und Soldaten in ihrem Haus, die alle deutschen Bewohner zum Zusammenrücken zwangen.

1947 konnte Heinisch seine Lehre abschließen. Bald darauf begann eine Odyssee, die nach der Haftzeit erst 1957 mit der Flucht in den Westen ein vorläufiges Ende fand. Nach der Lehre wollte er sein Glück in den Westzonen

1 Zum Vorgehen der sowjetischen Organe siehe Klaus-Dieter Müller: Bürokratischer Terror. Justizielle und außerjustizielle Verfolgungsmaßnahmen der sowjetischen Besatzungsmacht in der SBZ/DDR 1945–1956, in: Roger Engelmann/Clemens Vollnhals (Hrsg.): Justiz im Dienste der Parteiherrschaft. Rechtspraxis und Staatsicherheit in der DDR, Berlin 1999, S. 59–92; zu den Gesamtzahlen siehe Ders: Nazis – Kriegsverbrecher – Spione – Diversanten? Annäherungen an die sowjetische Haft- und Urteilspraxis in der SBZ und DDR mithilfe sowjetischer Archivalien, in: Deutschland Archiv 3/2000, S. 373–391. Dort findet sich die wichtigste Literatur zum Vorgehen der sowjetischen Organe (Verhaftungspraxis, Untersuchungshaft, SMT-Verfahren, strafrechtliche Grundlagen, Haftentlassungen, Rehabilitierungspraxis).

2 Im Rahmen eines Forschungsprojektes wurde am 12.10.1996 ein Interview von Andreas Eberhardt mit Günter Heinisch durchgeführt, das uns freundlicherweise vom Projektleiter Friedhelm Boll/Friedrich-Ebert-Stiftung überlassen wurde.



Der Autor als Soldat ca. 1944

suchen. Über Bremen, Hannover und Kaiserslautern – wo er sich vergeblich für die Fremdenlegion werben lassen wollte – gelangte er schließlich nach Singen. In einer dortigen Fabrik fand er eine Arbeit als Former. Es war jedoch schwierig, Fuß zu fassen. Als er schließlich wegen angeblich gefälschter Fleischmarken in der Amerikanischen Zone kurzzeitig verhaftet worden war – der Vorwurf konnte entkräftet werden –, entschloss er sich, wieder in die SBZ zurück zu gehen, zumal der Kontakt zu den Eltern nie abgerissen war. Über Hof wechselte er wieder nach Meißen. Eine erste Verhaftung durch sowjetische Grenzorgane wegen dieses illegalen Grenzübertritts überstand er schadlos.

In Meißen fand Heinisch für kurze Zeit Arbeit in einem Malerbetrieb und war anschließend bei der Wismut AG tätig. Im September 1948 verpflichtete er sich schließlich als Anwärter bei der Polizei, um der Zwangszuweisung für die Wismut-AG zu entgehen. Doch schon wenige Monate später, im Februar 1949, wurde er wieder entlassen.

Jetzt nahm er, unter etwas besseren Bedingungen, eine Tätigkeit bei der Wismut-AG in Freiberg auf. Eine Blinddarm-Operation im Herbst 1949 erzwang einen längeren Heimataufenthalt in Meißen. Hier wurde er dann – wie schon erwähnt – am 28. Dezember 1949 überraschend zur Klärung eines Sachverhaltes (Passunklarheiten) auf die Polizeiwache zitiert und kehrte als freier Mann erst 1956 zurück. Seine beruflichen Betätigungsversuche im Westen wie auch die Bekanntschaft mit einer jungen Frau waren ihm zum Verhängnis geworden.

Heinisch hatte 1948 eine junge Frau, Christa Aurig, kennengelernt, die offenbar Kontakte zu Mitgliedern einer Widerstandsgruppe hatte. Als diese Gruppe

1949 aufflog,³ wurde auch der Autor beobachtet und schließlich verhaftet. Über kurzfristige Untersuchungshaftaufenthalte in Meißen, Freiberg und Chemnitz kam er schließlich Anfang 1950 in ein Gebäude des sowjetischen Staatssicherheitsdienstes an der Bautzner Straße in Dresden.⁴ Da eine unmittelbare Verbindung zur Tätigkeit jener Gruppe nicht nachweisbar war, konstruierte der Vernehmer eine Spionagetätigkeit für den englischen Geheimdienst. Der Anlass der Verhaftung, die Bekanntschaft zu Christa Aurig und die angebliche Bekanntschaft zu den anderen, ihm aber tatsächlich persönlich unbekanntem Gruppenmitgliedern, spielte keine Rolle mehr. Am 17. März 1950 verurteilte ihn schließlich das Militärtribunal des Truppenteils 08 640 in Dresden am Münchener Platz wegen Spionage zu 25 Jahren Haft.⁵ Anschließend kam er in die Haftanstalt Bautzen (Gelbes Elend). Dort musste Heinisch seine Haftstrafe bis 1956 verbüßen, obwohl eine sowjetische Sonderkommission ausweislich der Rehabilitierungsurkunde vom 19. März 1996 bereits 1953 seine Haftentlassung für den 17. Januar 1954 angeordnet hatte.⁶ Am 5. April 1955 wurde die Strafe von Staatspräsident Wilhelm Pieck als Gnadenerweis auf acht Jahre herabgesetzt und Heinisch schließlich am 16. August 1956 entlassen.⁷

Der Autor hatte damit fast 2 500 Tage unschuldig in Haft verbracht, ehe er amnestiert wurde. Er war nur einer von etwa 50 000, die zwischen 1945 und 1956 ein ähnliches Schicksal erleiden mussten.

Doch hinter den Gesamtzahlen und Statistiken, hinter den Verfolgungsdaten und Strafrechtsparagrafen verschwinden das Einzelschicksal des Häftlings, seine Hoffnungen und Ängste, seine Familie und Freunde leicht. Fast jeder Verhaftete wurde völlig überraschend aus seiner gewohnten Umgebung gerissen und in eine neue, ihm gänzlich unbekanntem Welt hineingeworfen. Es dauerte unterschiedlich lange, bis die einzelnen begriffen, dass es jetzt um ihr Überleben ging und darauf ankam, die oft monatelange (im Extremfall bis zu dreijährige) Zeit der Untersuchungshaft bis zur Verhandlung und Überweisung in den Strafvollzug physisch und psychisch zu überstehen.

Hinzu kam die Ungeheuerlichkeit des Urteils von zumeist 25 Jahren: eine unbegreiflich lange Strafe, deren Höhe selten jemand erwartet hatte. Sie wurde

3 Werner A. und Erhard R. sowie einige andere waren ausweislich der Rehabilitierungsurkunden der Russischen Militärstaatsanwaltschaft bereits am 28. April 1949 verurteilt worden, Kopien im Archiv der Stiftung Sächsische Gedenkstätten (künftig: ArchStSG), PA A. und R., Datensatz Nr. 4311 und 9435.

4 Etwa um diese Zeit war auch Hans-Dieter Scharf dort inhaftiert, Mitglied einer Leipziger Widerstandsgruppe, der sich ausführlicher zu den Umständen der Haft dort geäußert hat, siehe hierzu Hans-Dieter Scharf, Von Leipzig nach Workuta und zurück. Ein Schicksalsbericht aus den frühen Jahren des ersten deutschen Arbeiter- und Bauernstaates 1950-1954, bearbeitet und eingeleitet von Klaus-Dieter Müller (Lebenszeugnisse - Leidenswege Nr. 2), Dresden 1996.

5 Siehe Vernehmungsprotokoll vom 2. Januar 1950 und SMT-Urteil vom 17.3.1950, Strafkarte Nr. 80 269, Archiv des Föderalen Sicherheitsdienstes der Russischen Föderation, Kopie ArchStSG, PA G. Heinisch, DS Nr. 486.

6 Wie diese Verzögerung zustande kam, ist bisher nicht endgültig geklärt. Wahrscheinlich hängt sie mit einer Verwechslung zusammen, da in Bautzen ein anderer Günter Heinisch mit demselben Geburtsjahr inhaftiert war. Die biographischen Angaben des Namensvetters sind auf den Häftlingskarteikarten teilweise mit denen des Autors vermischt, siehe ArchStSG, PA G. Heinisch.

7 Obwohl sowjetische Dienststellen grundsätzlich über Entlassung, Strafherabsetzung oder -beibehaltung entschieden, wurden diese Beschlüsse den in der DDR Inhaftierten immer als alleinige Entscheidung von DDR-Organen dargestellt.

von Heinisch wie von anderen Häftlingen anfangs nicht wirklich ernst genommen. Es dauerte längere Zeit, ehe sie anfangen zu überlegen, wann sie wieder frei sein würden und wie sie diese Zeit am besten überstehen könnten. Es waren in der Mehrzahl noch relativ junge Menschen, die im Alter von knapp 20 bis etwa 40 Jahren verurteilt wurden. 25 Jahre Haft, das war die Lebensspanne zwischen zwei Generationen. Alle Hoffnungen, Erwartungen und Lebensplanungen zerschlugen sich und mussten – wie auch Heinisch deutlich macht – revidiert werden. Nicht zufällig finden sich in vielen Haftberichten Motti, die an Dantes Inferno erinnern und die Erkenntnis variieren: Du, wenn du dieses Tor durchschreitest, lasse alle Hoffnung fahren.

Die Aufgabe war nun, sich auf das unerwartete und unbekannte Neue einzustellen. Nicht zuletzt gilt es zu berücksichtigen, dass die Verurteilten bis zum Tode Stalins keineswegs davon ausgehen konnten, nach nur wenigen Jahren Haft entlassen zu werden.

Wie wird man damit fertig, welche Hoffnungen bleiben angesichts der Länge der Haft, der zumindest in den ersten Jahren nur schwer erträglichen Haftbedingungen mit hoher Überbelegung und der gezwungenermaßen großen körperlichen Nähe zu den Mitgefangenen, dem Mangel an Rückzugsmöglichkeiten, der quasi öffentlichen Verrichtung auch intimster menschlicher Handlungen – Heinisch spricht einmal vom quasi gläsernen Gefangenen –, der Gewalt durch Mitgefangene und Haftpersonal? Welche Strategien können helfen, nicht nur körperlich, sondern vor allem geistig-seelisch seine Würde zu behaupten und nicht der Dekompensation und Deprivation zu verfallen? Wie ist es unter diesen Bedingungen möglich, sich überhaupt eine Zukunft vorzustellen? Wie können Mut, Zuversicht und Glaube an eine Zukunft erhalten werden?

Gerade hierzu gibt uns der Bericht von Günter Heinisch eine persönliche, aber auch exemplarische Antwort, die natürlich nicht für alle Häftlinge Geltung beanspruchen kann, werden doch in seinen Ausführungen gerade viele Fälle plastisch, bei denen die Häftlinge diese Anpassungsleistungen nicht erbringen konnten und an den brutalen Haftbedingungen zerbrachen.⁸

Der Autor dagegen hatte eine Strategie entwickelt, die ihm half, die Haft zu überstehen. Es gab Gegenkräfte und Menschen, welche die Verzweiflung zu kompensieren halfen. Inmitten der geistigen und seelischen Bedrückung des Haftalltags erstanden immer wieder Momente des menschlichen Glücks und der Heiterkeit,⁹ die es gestatteten, der schlimmen Wirklichkeit wenigstens für kurze Momente zu entgehen: Musik, gemeinsamer Gesang und Chor-Gesang, gefühlvolle Gedichte, die auf der einen Seite die Sehnsucht der Häftlinge, auf der anderen die Haftwirklichkeit spiegelten. Menschliche Freundschaft, eine platonisch-zarte Liebesbeziehung wie auch der christliche Glaube waren die anderen Kräfte, die ihn stützten. Nicht zuletzt bildete das Bewusstsein, ein

8 Zu den am weitesten verbreiteten Haftfolgeschäden siehe Klaus-Dieter Müller/Annegret Stephan (Hrsg.): Die Vergangenheit läßt uns nicht los. Haftbedingungen politischer Häftlinge in der SBZ/DDR und deren gesundheitliche Folgen, mit einer Einführung von Karl Wilhelm Fricke, Berlin 1998.

9 Dies wird von vielen anderen Häftlingen geschildert. Vgl. z. B. Interview mit Wolfgang Natonek vom 29. 7. 1990 über seine Haftzeit in Torgau, ArchStSG, PA W. Natonek.

wirklicher Gegner der SED-Diktatur gewesen zu sein, ein einigendes Band unter den politischen Häftlingen.

Von all diesen Vorgängen berichtet Günter Heinisch in einer sehr dichten Beschreibung, teils lakonisch-distanziert, teils stark emotional anrührend. In seinen Schilderungen wird der Wert solcher Haltepunkte nachvollziehbar. Die Erinnerungen von Heinisch sind ein aufrichtiger Bericht über Gedanken, Zweifel, Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit, die normalerweise so offen nur selten geäußert werden.

Auf der anderen Seite zeigen seine Erlebnisse aber auch das Auf und Ab im Leben eines Häftlings, die Schwankungen zwischen tiefer Verzweiflung und neuem Mut. Das Einerlei des Haftalltags – die meisten Häftlinge konnten damals nicht arbeiten, so dass kaum Ablenkung vorhanden war – wurde immer wieder durch Außenkontakte unterbrochen. Jeder „Sprecher“ – das heißt etwa drei- bis viermal jährlich ein unter Aufsicht stattfindendes Gespräch mit einem Angehörigen – war ein Ereignis, auf das sich ein Häftling wochenlang freute. Jeder Briefempfang war ein Zeichen aus einer anderen Welt, der Welt jenseits der Gefängnismauern. Es ist für Nicht-Häftlinge kaum vorstellbar, welche Emotionen dabei hervorgerufen werden konnten, wenn endlich nach längerer Zeit eine Nachricht von der Familie eintraf.

Das zuerst Unfassbare der Haft traf den Beschuldigten bereits in der Untersuchungshaftzeit mit aller Wucht. Neben dem Bemühen, der Situation doch noch zu entrinnen und den Vernehmer von der eigenen Unschuld zu überzeugen, zermarteten sich die Gefangenen den Kopf, wie sie ihre Angehörigen über Verhaftung und Aufenthaltsort informieren konnten. Denn für diese waren sie spurlos verschwunden. Kein Volkspolizeiamt konnte oder durfte Auskunft über ihren Verbleib geben. Heinisch gehörte zu den wenigen, denen eine solche illegale Information an die Eltern gelang. Auf der Fahrt von Freiberg nach Chemnitz schaffte er es, einen vorher heimlich verfassten kurzen Brief an die Eltern zwischen den Polstern des Autos in der höchst unwahrscheinlichen Hoffnung zu verstecken, dass dieser gefunden würde und irgendwie nach Meißen gelangen möge. Erst nach seiner Haftentlassung erfuhr er, dass der Brief tatsächlich von der Frau des deutschen Fahrers beim MGB, der ihn nach Chemnitz gebracht hatte, seinen Eltern ohne Namensnennung übergeben worden war. Hier hatten Mitgefühl und Zivilcourage bei dem Fahrer und dessen Familie über die berechtigte Angst vor Strafe gesiegt.

Aus Heinischs Schilderungen werden die Bemühungen der sowjetischen Vernehmer deutlich, um jeden Preis ein Geständnis zu erlangen, wobei logische Widersprüche keine Rolle spielten. Nachtverhöre, Drohungen, Prügel und stundenlanges Stehen gehörten neben Hunger, Langeweile und seelischer Folter zu den Mitteln, Geständnisse von den Häftlingen zu erzwingen.¹⁰

¹⁰ So finden sich zum Beispiel in einzelnen sowjetischen Gerichtsprotokollen Aussagen von Gefangenen über Folterungen, deren Wahrheitsgehalt in keinem Fall von den Militärrichtern in Frage gestellt wurde, gleichwohl nicht zum Freispruch führten, siehe ArchStSG, PA Jochen Stern. Zu den sowjetischen Verhörmethoden siehe Scharf, Von Leipzig nach Workuta und zurück, sowie Klaus-Dieter Müller/Jörg Osterloh: Die Andere DDR. Eine studentische Widerstandsgruppe und ihr Schicksal im Spiegel persönlicher Erinnerungen und sowjetischer NKWD-Dokumente (Berichte und Studien Nr. 4), 3. Auflage, Dresden 1998.

So verbrannte in einem der ersten Verhöre der Vernehmer eine Haarlocke von Heinischs erster großer Jugendliebe Christa Aurig, die dieser bei sich getragen hatte, und beobachtete den Häftling dabei grinsend. „Auch in mir verbrannte in diesem Augenblick ein Stück Leben“, heißt es dazu im Text.

An das erste Verhör in Dresden erinnert sich Heinisch genau. Der Vernehmer zeigte ihm in einer Schublade mehrere verschieden große Schlagstöcke und meinte, er solle sich davon einen aussuchen. Schon Momente später bot er ihm Zigaretten an. Lange Zeit konnte Heinisch die absurden Beschuldigungen zurückweisen. Doch erst als seine Eltern angeblich in den Fall hineingezogen wurden, brach sein Widerstand vollends zusammen. Aus dem Nebenzimmer waren ihre Stimmen zu vernehmen gewesen, kurze Zeit darauf Schläge und Schreie. Als der Vernehmer nun seine Version der „Wahrheit“ verlangte, fügte sich Heinisch. Erst Jahre später erfuhr er, dass seine Eltern ohne Misshandlungen gleich nach einer kurzen Vernehmung entlassen worden waren. Man hatte ihn getäuscht.

Mit dem Ergebnis seiner Vernehmungen zufrieden, ließ ihn der Vernehmer in Ruhe. Für Heinisch kamen jetzt ruhigere Nächte. Einige Tage vor der Verhandlung wurde er an den Münchner Platz in Dresden überführt. Hier erfuhr er von Mithäftlingen zum ersten Mal sein zu erwartendes Strafmaß von 25 Jahren, während er selbst bisher mit drei bis vier Jahren gerechnet hatte: „Wieder einmal war ich wie erschlagen“, heißt es dazu in dem Bericht.

Bald darauf fand die Gerichtssitzung statt. Das ans Absurde grenzende Bemühen um formale Korrektheit des Verfahrens wird durch die Tatsache erhellt, dass alle Richter dem Angeklagten von der Dolmetscherin mit Namen vorgestellt wurden und auf der anderen Seite dadurch konterkariert, dass bereits kurze Zeit später, nachdem das Gericht sich zur Beratung zurückgezogen hatte, das schriftliche Urteil verlesen wurde. Heinisch wurde darin für schuldig befunden, obwohl er seine Schuld im Prozeß verneint hatte. Die Unterschriften unter den Verhör-Protokollen hatten als Beweis genügt.

Erst nach einer erneuten schlaflosen Nacht kam ihm die Tragweite des Urteils richtig zu Bewusstsein: „„Also vom 17. März 1950 an 25 Jahre! Da bist du 45 Jahre alt, wenn du das überlebst.“ Es kam mir ins Bewusstsein, was ich mir früher vorgestellt hatte: Beruf, Existenzaufbau, Freundin, Verlobung, Heirat, eigene Familie, Kinder, Enkel im Kreise meiner Eltern, Familientreffen. Alles, aber auch alles verschwand in der Dunkelheit, im Nichts.“

Kurze Zeit später erfolgte die Überweisung in die Strafvollzugseinrichtung Bautzen I, die inzwischen in die Verantwortung der DDR-Volkspolizei übergegangen war. Heinischs verzweifelte Erwartung, nun werde unter deutschen Bewachern alles besser werden und der Albtraum bald ein Ende haben, wurden bitter enttäuscht. Es begann die Zeit der Eingewöhnung in ein großes Gefängnis, das zur damaligen Zeit mit mehreren Tausend Häftlingen belegt war. Militärische Hausordnung und viele Gespräche mit Mithäftlingen brachten ihm die Verhältnisse schnell nahe; bereits nach wenigen Tagen musste er die

Niederwerfung der Häftlingsproteste Ende März 1950 schmerzlich miterleben.¹¹

Zu den bedrückendsten Erfahrungen im Haftalltag gehörte es, wenn Häftlinge sinnlos leiden mussten oder gequält wurden. Selbst todkranke Häftlinge wurden nicht entlassen, sondern dümmerten ihrem Ende in muffigen Zellen – ohne geistlichen Beistand und Unterrichtung der Familie – entgegen, wie Heinisch schildert. Für viele brach der letzte Halt weg, wenn sie erfuhren, dass ihr Ehepartner gestorben war oder sich hatte scheiden lassen.

Im grauen Einerlei des Gefängnislebens waren es trotz allem dieselben festlichen Ereignisse wie in der Freiheit, die die Häftlinge besonders beschäftigten: Weihnachten, Ostern, Geburtstage der einzelnen, die sie aber gleichzeitig dadurch besonders belasteten, dass sie unwillkürlich verstärkt an Zuhause denken mußten, an die Welt draußen.

Von ähnlicher Ambivalenz – Freude und gleichzeitig Wehmut – waren für die Zurückbleibenden die Entlassungen. So sehr sie sich freuten, wenn Mithäftlinge zumeist im Rahmen von Amnestien entlassen wurden, so schmerzlich wurde ihnen auch der Verlust von Freundschaft und des Partners im gemeinsam geteilten Leid bewusst. Zum anderen waren mit Amnestien immer wieder Hoffnungen verbunden, man werde selbst zu diesen Glücklichen zählen. Um so heftiger war die Enttäuschung, wenn dies nicht eintrat. Gleichzeitig stellten die Entlassenen eine Brücke nach draußen dar. Ein in Bautzen selbst beheimateter Häftling – Dietmar Müller – war des öfteren Anlass, an andere Entlassene zu denken, wenn die Zurückgebliebenen ihn vom Fenster aus sehen konnten.

Was sich für die Häftlinge insgesamt als Erleichterung darstellte – Briefverkehr, Paketempfang, Lernen, Hobbys, Besuch durch Angehörige – , konnte aber gleichzeitig immer wieder entzogen oder verboten und damit als Druckmittel verwendet werden, denn jede dieser Möglichkeiten war im Haftalltag für den Häftling von besonderer Bedeutung. Günter Heinisch erhielt seinen ersten Brief von 15 Zeilen in der Größe A5 im Jahre 1950, und er schämt sich nicht zuzugeben, wie sehr ihn der Brief erregte und Tränen auslöste.

Ganz überraschend bekam er wenige Wochen später erneut Post. Sie war von Ruth Köhler, einer Zellennachbarin aus dem Dresdner Gefängnisaufenthalt an der Bautzner Straße, die er dort durch Klopfzeichen „kennengelernt“ hatte. In ihrer Erinnerung heißt es dazu: „Mit dem 16. Januar 1950 begann es. Der Tag wird mir immer unvergesslich bleiben. Denn er hob sich durch ziemlich merkwürdige Umstände von meinem übrigen Leben ab; es schloss eine Tür zu und öffnete eine andere, in welcher ich Glück und Leid zugleich erfahren sollte.“

Zunächst aber starrte mir nichts entgegen als das Dunkel der Nacht, eine undurchdringliche Nacht. Ich lag wach auf dem harten Bett und träumte. Da

11 Siehe hierzu Hunger – Kälte – Isolation Erlebnisberichte und Forschungsergebnisse zum sowjetischen Speziallager Bautzen 1945–1950, bearbeitet von Cornelia Liebold und Bert Pampel, 2. Auflage, Dresden 1999.

wurde ich in diesem angenehmen Zustand unterbrochen. Durch ein leises Klopfen an der Wand, noch halb im Schlaf erkannte ich Dich, Geliebter [...]“¹²

Heinisch war nach diesem Brief, den er aus der Frauenhaftanstalt Hoheneck erhielt, für Stunden beschäftigt. Schnell war die neue Postmöglichkeit erkannt. Ein Verwandter in Haft durfte zusätzlich zum Monatsbrief von draußen schreiben. Heinisch erklärte Ruth zu seiner Verlobten und bat die Anstaltsleitung, mit ihr in Briefwechsel treten zu können, was tatsächlich erlaubt wurde. Der Briefwechsel führte zu einem emotional sehr engen Verhältnis mit Ruth Köhler, obwohl der eine sich in Bautzen befand, die andere in Hoheneck inhaftiert war und beide sich noch nie gesehen hatten. Trotzdem behielt diese Beziehung immer eine besondere Bedeutung für Günter Heinisch wie auch für Ruth Köhler. In ihrem Büchlein heißt es dazu: „Die Jahre vergingen, es wurde Mittag, es wurde Abend und wieder Morgen, ohne daß sich jemand um mich gekümmert hätte. Bis zu der Stunde, wo die ersten Zeilen, ein Lebenszeichen vor Dir eintrafen. Es war, als ob mich 1000 rote Rosen zärtlich einhüllen.“

Es gelang im Laufe der Zeit trotz strenger Zensur manche Einzelheit der Haft den anderen mitzuteilen. Wenn der Autor zum Beispiel über seinen Gesundheitszustand berichten wollte – was selbstverständlich verboten war –, schrieb er an seine Mutter von „Onkel Hugo“, dem es schlecht gehe.¹³

Eine auch ganz wichtige Rolle – die auch zusätzliche seelische Bedeutung hatte, weil damit eine weitere Kontaktmöglichkeit mit den Angehörigen gegeben war – besaß der Paketempfang, der ab 1951 erlaubt wurde. Angesichts der unzureichenden Ernährung war das zusätzliche Nahrungsangebot von großer Bedeutung für den Erhalt der Gesundheit. Der Häftling meldete sich zum Paketempfang in der Verwaltung. Ein Volkspolizist prüfte sehr kritisch den Inhalt. „Überflüssiges“ – etwa eine Blume – wurde gleich weggeworfen. Dann erfolgte die Prüfung jedes Artikels: Wurst wurde zerschnitten, Zucker ausgeschüttet, Konserven zurückgeschickt. Anschließend erhielt der Häftling alles zusammengeschüttet in seine Schüssel und durfte zurückgehen. Dass damit auch für Häftlinge wichtige Lebensmittel zerstört oder vorenthalten wurden, wurde billigend in Kauf genommen.

Zu den höchst willkommenen Unterbrechungen im Haftalltag zählten die Besuche, die Heinisch ab 1954 erhielt. Der erste Besuch wurde von ihm mit besonderer Spannung erwartet, denn er hatte seine Mutter etwa fünf Jahre lang nicht gesehen. Auch hier herrschte ein strenges Regime. Die Häftlinge waren besonders herausgeputzt und erhielten zu diesem Anlass saubere Kleidung. Man durfte den Besucher nicht berühren, ein Wärter überwachte die Begegnung ständig. Es durfte nur Familiäres besprochen werden.

Von noch größerer Bedeutung als die recht selten möglichen Außenkontakte durch Besuche, Pakete und Briefe waren allerdings zwei Netzwerke, an denen Günter Heinisch teilhaben konnte. Erstens gelang es ihm, einige gute Freunde

12 So im Tagebuch von Ruth Köhler festgehalten, in dem diese nach der Haftentlassung ihre Beziehungen zum Autoren während der Haft reflektiert. Vom Autor dankenswerterweise dem Archiv der Stiftung Sächsische Gedenkstätten überlassen.

13 Hugo war Heinischs zweiter Vorname. In der Familie existierte nur ein Halbbruder der Mutter mit dem Vornamen Hugo.

unter den Häftlingen mit lebenslang haltenden Freundschaften zu finden. Zweitens wurde er Mitglied eines Gefangenen-Chores, zuerst des Jugendchores, dann der späteren Kulturgruppe. Bereits früh waren ihm, nachdem er auf den Saal in Bautzen verlegt worden war, einzelne Gesangsgruppen aufgefallen, unter anderem Sänger aus dem Erzgebirge. Inmitten des Elends und der Elendsgestalten im Saal erklangen sehnsuchtsvolle Lieder, ein nur scheinbar surrealer Gegensatz. Mit einem der besten Sänger, Günter Schmarbeck, entwickelte sich eine tiefe Freundschaft.¹⁴ Auf dessen Veranlassung wurde Heinisch verlegt und in einer Großraumzelle mit anderen Sängern untergebracht. Die Musik, die ihn dann fast bis zur Entlassung begleiten sollte, war sein Halt, seine Fluchtmöglichkeit vor der abschreckenden Wirklichkeit, gab ihm die Chance der „Entrückung“, wie er es selbst nennt.

Zu besonderer Anlässen wurden beeindruckende Programme mit großem Engagement in Einzelstimmgruppen, Halbchor- und Gesamtchorproben eingeübt. Der Kirchenchor hatte die Aufgabe, die Gottesdienste zu begleiten, der Jugendchor sollte einmal monatlich Kulturstunden umrahmen. Im Laufe der Zeit wurde ein umfangreiches Repertoire an Musikstücken und -richtungen, von Volkschören über Opern- und Operettenstücken bis hin zu Madrigalgesang, einstudiert. Alle großen Komponisten waren vertreten: Beethoven, Schubert, Mozart, Weber, Wagner, Mendelssohn-Bartholdy, Schumann, Volksliederkomponisten. Gesangs- und Instrumentalensembles wurden gebildet.

In beeindruckender Weise schildert Heinisch einige der Höhepunkte im Wirken der quasi berufsmäßigen Chöre, so zum Beispiel für das Reformationsfest 1953. Offenbar legten die Häftlinge all ihren Ehrgeiz hinein, um ein würdiges Fest zu gestalten: Praeludium von Bach, Chorsätze von Distler und Schütz, Wagners Pilger-Chor sowie Luthers Lied „Ein feste Burg ist unser Gott“. Mehrfach wurde der Jugendchor auch eingesetzt, um für kranke Häftlinge zu singen. So fand 1953 ein Konzert mit besonders leisen getragenen Stücken im Haus 3, dem Ort für Tbc-Kranke, von denen manche unmittelbar den Tod vor sich sahen, statt.

Doch so wichtig die Musik für alle Beteiligten auch war, es gab Grenzen. Als der Jugendchor im selben Jahr Vertonungen von Heinrich-Heine-Versen (die man sonst gern sang) zu Ehren von Marx, Engels und Lenin aufführen sollte, weigerte man sich. Als Folge wurde der Chor unmittelbar aufgelöst. Trotzdem waren sich die Häftlinge einig, dass die Verweigerung richtig gewesen war. Chöre aus der Feder zeitgenössischer sozialistischer Textdichter wurden ebenfalls konsequent abgelehnt. Eine ähnliche Widerstandshaltung gab es auch zu einem anderen Anlass. Auf die Nachricht von Stalins Tod reagierte der Chor spontan mit dem eifrigen Üben von „Freude schöner Götterfunken“, bis die Wärter dies unterbanden. Die von den Wärtern verlangte Schweigeminute am nächsten Tag wurde von einem Höllenlärm auf den Zellen begleitet, das entsprechende Lied dazu war „Nun danket alle Gott.“

14 In Heinischs Text sind die Namen vieler Häftlinge offen genannt, da es sich um Zeitzeugen der Geschehnisse handelte.

Neben dem Chorgesang spielten geistige Tätigkeiten, soweit möglich, eine entscheidende Rolle für das Überleben. Die Schilderungen Heinischs sind durchzogen von vielen Gedichten, die die Häftlinge spontan zu diversen Anlässen verfassten; häufig wurde auch bekannte Lyrik von Schiller, Heine, Hesse oder Rilke rekapituliert, die Trost und Hoffnung verbreiten konnte oder zur Situation passend erschien. Manches Gedicht war den Haftwidrigkeiten wie Freigang und Karzer gewidmet. Die meisten Gedichte jedoch spiegelten die Sehnsucht der Häftlinge nach ihren Angehörigen wider.

Aus der Vielzahl von Menschen, denen der Autor in der Haft begegnet war, hat er zwei besonders hervorgehoben: Günter Schmarbeck, im selben Alter wie er, und Karl Peus, ein etwa 50jähriger Rechtsanwalt. Während Schmarbeck Heinischs Weg von 1950 bis zur Entlassung 1956 begleitete und die Freundschaft darüber hinaus bis zu dessen Tod anhielt, kam der Autor mit Peus 1954 nach dessen Verlegung aus Waldheim zusammen. Peus war bereits 1945 verhaftet worden und 1950 in den Waldheimer „Prozessen“ verurteilt worden. Mit ihm verbanden ihn viele gemeinsame Interessen – Musik, Malerei, Kunst – und schließlich unterrichtete er Heinisch in allen Bereichen des Rechts.¹⁵ Nach der Haftentlassung von Peus sollte Heinisch bei ihm in seiner Kanzlei arbeiten, so hatte man es verabredet.

Mit den großen Amnestien ab Januar 1954 wurden erste umfangreichere Kontingente der Tribunalverurteilten entlassen. Heinisch war nicht dabei. Für ihn öffnete sich das Gefängnistor erst im August 1956. Der Zufall wollte es, dass er am selben Tag entlassen wurde, an dem seine Mutter einen Besuchstermin bei ihm hatte. So konnte die Heimfahrt nach Meißen gemeinsam angetreten werden. In Meißen angekommen, „begrüßte“ ihn als erstes ein Lied der FDJ „Bau’ auf, bau’ auf.“ Er war daheim, doch war er frei? heißt es dazu im Bericht.

Die Wiedereingliederung in der Heimat fiel ihm schwer. Obwohl er viel spontane Hilfe und Zuspruch erhielt – Geschenke von Nachbarn, gleich nach der Entlassung noch in Bautzen einen Blumenstrauß, den ihm die Bahnhofsvverkäuferin schenkte, als sie seinen Herkunftsort erfuhr –, gelang es ihm nicht, wieder heimisch zu werden. In den ersten Tagen war es schwer, die Gedanken an Bautzen zu verdrängen. Es traten Alpträume auf, und gesundheitliche Schäden behinderten ihn. Immer stärker wurde die Gewissheit in ihm, trotz aller Bindungen an die Heimat in den Westen gehen zu müssen. Bei einem Besuch in Berlin riet ihm sein väterlicher Freund Karl Peus, sehr vorsichtig zu sein. Als Heinisch wenig später feststellte, dass er offensichtlich von Mitarbeitern des Staatssicherheitsdienstes beobachtet wurde, stand sein Entschluss fest. Er ließ sich nach West-Berlin zu Peus fahren – ohne den Eltern etwas zu sagen –, um mit dessen Hilfe neu anzufangen. Doch dann der Schock: Karl Peus war plötzlich verstorben.

15 Auf Peus geht auch der Titel der Schilderungen Heinischs zurück. Auf dessen Frage, wie er die Zeit von 1945 habe überstehen können, antwortete Peus mit dem Schiller-Vers: Solange du lebst, lebt auch die Hoffnung noch. Zu den Waldheimer Prozessen siehe Wolfgang Eisert, Die Waldheimer Prozesse: der stalinistische Terror 1950. Ein dunkles Kapitel der DDR-Justiz, Esslingen 1993.

Nun musste Heinisch den üblichen Weg über das Notaufnahmeverfahren gehen. Nach etwa vier Wochen war dies abgeschlossen, er wurde aus Berlin ausgeflogen. Im Westen brach er dann endgültig zusammen. Während eines Krankenhausaufenthaltes nahm er Kontakt zu Günter Schmarbeck und anderen früheren Mithäftlingen auf, die ihm bei der Eingliederung halfen. Der Kontakt zu seinen Sangesbrüdern aus Bautzen blieb immer erhalten. 1961 gelang es ihm sogar, nach vielen vergeblichen Anläufen seine damalige „Verlobte“ Ruth Köhler ausfindig zu machen, die nach ihrer Haftentlassung 1954 nicht auf ihn gewartet hatte. Beide waren inzwischen mit anderen Partnern verheiratet. Das Wiedersehen mit Ruth – im wörtlichen Sinne hatten sie sich zum ersten Mal gesehen – war aufwühlend; die Verbindung blieb einige Zeit bestehen.

Günter Heinisch folgte seinen in der Jugend und während der Haftzeit ausgeprägten Neigungen und Überzeugungen. Musik und Kunst ließen ihn nie los. Nach einem Fachstudium zum Diplomsozialarbeiter engagierte er sich beruflich in vielen Bereichen der Jugendbetreuung, Jugendhilfe und ehrenamtlichen Jugendarbeit, zuerst auf kommunaler Ebene, später im kirchlichen caritativen Dienst; zeitweise war er auch ehrenamtlich in der Kommunalpolitik tätig.

Obwohl sich damit das weitere berufliche und private Leben Günter Heinischs positiv gestaltet hatte, ließ ihn die Zeit in Bautzen nie ganz los. Mehrere Krankenhausaufenthalte waren notwendig, um ihm jeweils sein seelisches Gleichgewicht zurückzugeben. 1985 musste er jedoch krankheitsbedingt aus dem Berufsleben ausscheiden.

Erst spät gelang es ihm, seine Haftzeit endgültig zu bewältigen. Die Niederschrift seiner Erlebnisse, die erst nach dem Zusammenbruch der DDR entstanden ist, ist ein Beleg dafür.¹⁶ Eine gewisse Skepsis, ob seine Schilderungen den Haftalltag nicht als zu rosig erscheinen lassen könnten, ist geblieben und hat ihn bei der Veröffentlichung zögern lassen. Die negativen Erlebnisse, von denen so viel in der Haftliteratur die Rede ist, hat auch Heinisch erlebt. Sie stehen jedoch nicht im Mittelpunkt seines Berichtes.

All die schönen Momente, die von ihm und anderen in der Haft auch erlebt wurden, dürfen doch nicht vergessen machen, dass hier einem unschuldigen Menschen – einem von vielen Tausenden – sechseinhalb Jahre seines Lebens genommen worden sind. Die Möglichkeiten der Entrückung während der Haft vermögen das Unrecht nicht zu kompensieren, was an diesen Menschen begangen wurde, lassen die strukturelle Gewalt und Willkürherrschaft im Haftalltag nicht verschwinden. Voraussetzung für manche idyllisch anmutende Situation war der nackte Überlebenswille der Häftlinge. Nur so ließ sich diese schwere Zeit überstehen. Zur Haftwirklichkeit freilich gehören auch diese Erlebnisse, die erst veranschaulichen, über welche körperlichen und geistigen Überlebenskräfte Menschen auch in scheinbar aussichtslosen Situationen immer wieder verfügen. Gerade das macht der Lebensbericht Heinischs eindrücklich nachvollziehbar.

16 Bei der gemeinsamen Arbeit an der Herausgabe dieses Heftes kam es zu vereinzelt Retraumatisierungen, die noch einmal deutlich machen, wie schmerzhaft trotz der langen Frist seit der Inhaftierung diese Erfahrungen das Leben eines ehemaligen Häftlings beeinflussen können.

Zum Schluss bleibt mir die angenehme Pflicht, den vielen Beteiligten, die am Zustandekommen dieses Textes mitgewirkt haben, Dank zu sagen. Zu allererst gilt dies für den Autoren selbst, dem ich herzlich für die Überlassung seiner Erinnerungen und das Einverständnis, diese zu veröffentlichen, danken möchte. Der Dank gilt auch den Kolleginnen und Kollegen am Hannah-Arendt-Institut und an der Stiftung Sächsische Gedenkstätten, die an den diversen Bearbeitungsgängen beteiligt waren. Es wurden nur vorsichtige stilistische Veränderungen und Korrekturen vorgenommen, um die Authentizität des Textes möglichst weit zu erhalten. Aus demselben Grund ist der Anmerkungsapparat recht knapp gehalten. Auf wichtige weiterführende Literatur ist an der jeweiligen Stelle hingewiesen.

Dresden, im August 2000

Klaus-Dieter Müller

Gedenke der vorigen Zeiten
und hab acht auf die Jahre
von Geschlecht zu Geschlecht
5. Mose 32, Vers 7

Zur Einleitung

Das fünfte Jahr nach der Unterzeichnung des Wiedervereinigungsvertrages war gekommen. Die Deutschen hatten nun schon eine ganze Weile die für sie so schmerzliche Teilung ihres Vaterlandes überwunden. Seltsam, eine Massenbewegung im östlichen Teil hatte „passiven Widerstand“ geleistet. Wir sind das Volk!

War inzwischen die Einheit erreicht? Es dauerte nicht lange, da sprach man von den neuen und alten Bundesländern, von „Ossis“ und „Wessis“. Für wen hatte sich etwas verändert? Für mich? Ja, für mich! Ich war „Exil-Ossi“, der Jahrzehnte als „Wessi“ gelebt hatte. Gleich nach der Wende zog es mich in meine unvergessene Heimat. Nach 37 Jahren sollte es endlich ein Wiedersehen geben. Auf nach Meißen, das war mein erster „Wendewunsch“! Meißen war nun 1061 Jahre alt. Diese Stadt in Sachsen hatte nicht nur die sächsische Geschichte geprägt. Von hier aus war so manches Ereignis ausgegangen, das für das ganze Deutschland historische Bedeutung gewonnen hatte. So hatte Martin Luther die Übersetzung der Bibel ins Hochdeutsche der damaligen Meißner Kanzleisprache entnommen. Das Meißner Porzellan hatte Weltruf erlangt.

Meißen, ach Meißen. Was war aus dieser einst so blühenden, schönen Stadt geworden. Mein Eindruck war erschütternd. Zu oft musste ich verfallende Häuser erblicken, fand mit Pappe und Brettern vernagelte Fenster oder gar leere graue Wände, von denen der Putz bröckelte. Kaum ein farbenfroher Anblick der wenigen mittelalterlichen Häuser konnte verzeichnet werden. Nur einige Prestigegebäude hatte man erhalten. Die Frauenkirche war geschlossen. „Wegen Baufälligkeit“ stand an der Tür. Vom Turm erklang das berühmte erste Porzellanlockenspiel der Welt: „Die Himmel rühmen [...]“ Da dachte ich an meinen Konfirmationsspruch, der mir hier im Jahre 1943 auf den Weg ins Leben mitgegeben wurde: „Jesus Christus, gestern und heute und derselbe auch in alle Ewigkeit.“

Meine Angehörigen waren nicht mehr unter den Lebenden zu finden. So führte mich der Weg von meinem Elternhaus zum Friedhof und dann wieder zurück in die Stadt. Am Heinrichsbrunnen, dem Denkmal des „Städtegründers“, saßen alkoholisierte Männer und Frauen. Das Stadttheater war geschlossen. Vom Burgberg grüßte majestätisch der Dom. Auf dem Domplatz befanden sich die Albrechtsburg, die Markgrafenburg, die Bischofsburg und der Dom. Im Dom besuchte ich die Fürstengruft der Wettiner Markgrafen und Kurfürsten. In der Weite des großen säulengestützten Domes fand ich Minuten der Stille und des Gedenkens. Vor 37 Jahren hatte ich hier im Domchor die „Missa brevis“

mitgesungen. Es war eine Ewigkeit her. Nun ging ich zur Bischofsburg. Vom Freihof hatte man einen guten Blick hinunter ins Elbtal und hinüber zum Ratsweinberg. Weinberge gab es hier ja überall. In der Bischofsburg befand sich das Amtsgericht. In einer Vorhalle standen große Glasvitrinen. In ihnen waren Originalurteile von Meißner Bürgern ausgestellt, die in der Zeit des Nationalsozialismus verhaftet und abgeurteilt wurden. Beim Lesen fingen meine Gedanken an zu wandern. Wollte ich den Inhalt der Glasvitrinen nicht lesen? Doch! Aber ich kannte noch eine Stadt in der Nähe Meißen und fragte mich, ob auch dort solche Glasvitrinen vorhanden waren und was wohl in ihnen ausgestellt würde?

Im Volksmund wurde diese Stadt „Das sächsische Nürnberg“ genannt. Auch sie war gut 1000 Jahre alt. Sie beherbergte den Bischofssitz des Bistums Meißen. Eine ethnische Minderheit lebte in der Gegend: Der Volksstamm der Sorben. Die Sorben hatte ihre eigene Sprache und ihr Brauchtum erhalten. In ihrer Sprache hieß diese Stadt Budyšin, auf deutsch Bautzen. In dieser Stadt hatte ich alle Jahre meiner reiferen Jugend verbracht. Trotz der langen Jahre kannte ich nur den Bahnhof und vier Häuser. Vier Häuser! Sie waren aus gelben Klinkern gemauert, wie sie am Anfang dieses Jahrhunderts Verwendung fanden. In ihnen lebten zu meiner Zeit manchmal 6000 bis 7000 Menschen. Hunderte hatten mich dort gesehen, waren mir irgendwie begegnet. Viele hatte ich gesprochen, sprechen müssen! Gute und böse charakterlose Menschen befanden sich unter ihnen. Warum kannte ich dort nur den Bahnhof und die vier Häuser?

I R G E N D W O

wird jetzt durch weite Fenster
dieses Tages heller, unbegrenzter
Lichtstrom um die weißen Betten fluten,
deren Schläfer blasse Frauen sind
und in Augen, die bei Nacht nicht ruhten,
trocknet Tränen nur der Morgenwind.

Mit ihm kommen, um sich zu verneigen,
leise Lieder, die soviel verschweigen
und mit jedem Ton doch davon künden,
was einmal in diesen Stunden war,
deren Tiefen sie erst jetzt ergründen
und in sich bewahren, immerdar.

I R G E N D W O

sind jetzt in müden Händen
neue Lieder, die sie dorthin senden
wo sie über Augen streichen möchten,
die in langer Nacht gefeuchtet sind
und in Augen, die bei Nacht nicht ruhten,
trocknet Tränen nur der Morgenwind.

Lieder sind in ihm wie Mohn und Rosen.
Andre leuchten wie die Herbstzeitlosen,
wenn die Tage seltsam zärtlich glätten,
was einst jung war und so frühlingstfroh.
Solche Kränze für die weißen Betten,
bindet eine Hand jetzt
I R G E N D W O¹

Vorgeschichte

Es war der 28. Dezember 1949. Ich saß im Volksgarten. Mein Freund Wolfram Nagel-Kähling, seine Mutter Anni und der Meißner Domkürster waren mit mir zusammen. Um uns und in uns war Fröhlichkeit und Stimmung. Tanzmusik erklang und Geigen schluchzten „Unter der roten Laterne von St. Pauli“. Wolframs Mutter hob das Glas Meißner Wein und fragte: „Na, Günter, worauf wollen wir trinken?“ Ich antwortete: „Na, auf das neue Jahr!“ Sie daraufhin: „Da haben wir ja noch vier Tage Zeit!“ In diesem Moment ging die Eingangstür auf. Ein Windzug. Ich blickte auf. Volkspolizei-Oberwachtmeister Alfred Mann kam herein! Wir kannten uns gut. Es war zwischen uns so etwas wie freundschaftliche Verbundenheit. Alfred steuerte direkt auf unseren Tisch zu. Er grüßte alle kurz und beugte sich zu mir. Nahe meinem Ohr sagte er: „Günter, du musst eben mal kurz mit zum Revier kommen, da ist irgendwas mit deinem Personalausweis.“ Was sollte schon sein? Ich stand auf, sagte zu allen: „Ich komme gleich wieder!“

Gleich um die Ecke, gegenüber dem Bahnhof befand sich das Polizeirevier. Der Raum war dunkel. Bei meinem Eintritt befanden sich zwei Zivilisten an der Tür. Neben dem Schreibtisch stand ein sowjetischer Offizier. Niemand sprach ein Wort. Der wachhabende Volkspolizist schrieb etwas in eine Kladde. Als er fertig war, packte mich einer der Zivilisten, drehte mir eine Hand auf den Rücken und presste diese fest zusammen. Der Offizier sah mich an und sagte: „Poschli sjuda (Kommen Sie hierher)“. Ich wurde nach draußen eskortiert. Am Bürgersteig wartete ein schwarzer PKW. Ich wurde hinten hineingezwängt. Links und rechts die Zivilisten, dann ging die Fahrt los. Wir fuhren am noch belebten Volksgarten vorbei, wo ich noch vor Minuten weinselig gesessen hatte, über die Elbbrücke in die Altstadt, die Neugasse entlang und an den erleuchteten Fenstern meiner elterlichen Wohnung vorbei, hinaus aus der Stadt. Keiner sprach ein Wort.

Krampfhaft überlegte ich, was das sollte. War ich nun auch abgeholt worden? Hatte ich nicht erst vor wenigen Wochen einige alte, gleich nach Kriegsende verschwundene Schulkameraden getroffen, die mir beinahe alle eine Auskunft über ihren bisherigen Verbleib drucksend verweigerten? Da waren Siegfried Bezonska vom Steinberg, Werner Reichelt aus der Görnischen Gasse

1 Im Gefängnis Bautzen I verfasst, Verfasser Wolfgang Natonek.



Der Autor in der Nachkriegszeit ca. 1949

und Günter Hofmann aus der Neugasse. Lediglich Siegfried Mann, der Sohn des Jugendherbergsvaters vom Jüdenberg hatte mir erzählt, dass er die Jahre in Mühlberg² gewesen sei. Darunter konnte ich mir jedoch nichts vorstellen, und er ging auch nicht weiter darauf ein. Verschwunden aber blieben noch immer Karl Kirsten aus der Rosengasse, Helmut Rothermund vom Steinberg, Helga und Jutta Häfer aus der Neugasse, Helmut Vetter aus dem Triebischtal sowie der Vater meiner „Tanzpartnerin“ Ilse Förster, der frühere Fischhändler Gustav Förster aus der Elbstraße. Auch mein Volksschulklassenlehrer, Herr Pietsch, war gleich 1945 verschwunden. Es gab aber noch viele andere mehr.

Unsere Fahrt ging durch die Nacht. Meine Heimatstadt Meißen hatten wir längst verlassen. Was ging mir alles in dieser Zeit durch den Kopf? Die Gedanken wirbelten durcheinander: Befreiung Mai 1945, Vergewaltigungen, Plünderungen, Verschleppungen, brennende Häuser an der Straßenbrücke, Nacht- und Nebelaktionen mit Abholung meiner Jugendfreunde, Transparente mit Verheißungen auf Frieden, Freiheit und Demokratie, Ende der Diktatur, Aufbau eines neuen Deutschland, nie wieder Krieg, nie wieder Militarismus, nie wieder Polizeistaat. Was hatte man uns doch für eine blühende Zukunft vorausgesagt!

Da sah ich plötzlich ein Ortseingangsschild: Freiberg! Hier kannte ich mich gut aus. Hier war ich ja einige Zeit im Bergbau gewesen. Ich, ein Büromensch, als Bergarbeiter!

2 Speziallager der Sowjetischen Besatzungsmacht, etwa 50 km von Meißen entfernt.

Das sächsische Erzgebirge war einige Jahrhunderte lang die Silberschatzgrube unserer Kurfürsten und Könige gewesen, doch die Zeit der Silberfunde war lange vorbei. Jetzt waren andere Schätze gefragt. Die Sowjetunion brauchte Material für ihr Atomprogramm. So suchte man auch in der sowjetischen Besatzungszone und schürfte auf Befehl der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland (SMAD) fieberhaft im Erzgebirge nach Pechblende und uranhaltigem Gestein. In allen Gebieten der sowjetischen Besatzungszone konnten Menschen von ihren Arbeitsplätzen weg zum Bergbau zwangsverpflichtet werden. So war auch ich zum Untertagearbeiter geworden.³

Freiberg

In Freiberg ging es in die Turnerstraße Nr. 4. Es war eine große Villa.⁴ Die Tür öffnete und es ertönte ein „Dawai, dawai (Schnell, schnell)“. In die Mitte genommen, ging es in den Keller. Dunkelheit, kein Licht. Ein Verschlag wurde aufgeschlossen. Klapp! Tür zu! Ich war allein in der Finsternis. Die Augen gewöhnten sich an den Raum. Er mochte 1,90 m hoch und 1,60 m breit sein. Ein ganz kleines Fenster ohne Glas war direkt unter der Decke. Kalte Winterluft strömte herein. Ich fröstelte, denn ich hatte ja nicht einmal meinen Mantel mit aus dem Volksgarten genommen, hatte der Volkspolizist Alfred doch gesagt: „Du musst mal kurz mitkommen.“ Eine Holzpritsche ohne Strohsack befand sich da, ein kleiner leerer Marmeladeneimer stand in der Ecke neben der Tür. Stille, beängstigende Stille war um mich her. An Schlaf war natürlich nicht zu denken. Am frühen Morgen kam ein Volkspolizist und schob mir schweigend ein Stück trockenes Brot und eine Blechtasse heißes Wasser in die Kellerzelle. Das ging durch die Holzlattenroste an der Tür. Ich sah ihn nie wieder.

Nach Stunden kam jemand die Kellertreppe herunter: Ein Iwan⁵. „Ratsch, ratsch“, Tür auf! „Poschli sjuda! Dawai, dawai (Komm hierher. Schnell, schnell)!“ Auf dem Weg hinauf stolperte ich. Der Iwan fluchte „Job twoju matj“⁶ und stieß mich brutal in den Rücken. Oben in einem Zimmer saß ein Sowjetmensch in Zivil an einem großen Schreibtisch, hinter ihm an der Wand ein riesiges Stalinbild, vor dem Schreibtisch ein Stuhl. Ich musste mich setzen. Der Posten blieb an der Tür. Er: „Kak familia (Familienname)?“ Ich sagte meinen Namen. Er: „Geinisch, kak porusski ponimaesch (Heinisch, woher können Sie Russisch)?“ Ich verneinte. Da kam der Iwan plötzlich heran und riss mich am Kragen vom Stuhl hoch. Ich wurde gefilzt. Armbanduhr, Gürtel, Brief-

3 Laut alliierter Kontrollratsgesetz Nr. 3 konnten Deutsche in bestimmte Arbeitsplätze bis zu zwei Jahren eingewiesen werden. Diese Maßnahme wurde insbesondere für den Uran-Bergbau angewandt, da dieser wegen hoher gesundheitlicher Gefahren gefürchtet war, siehe hierzu Karlsch, „Strahlende Vergangenheit“.

4 Die sowjetische Geheimpolizei hatte in vielen Städten Villen und andere Häuser requiriert und dort ihre örtlichen Dienststellen untergebracht. In der Bevölkerung wurden sie GPU-Keller genannt.

5 Umgangssprachlich wurden sowjetische Soldaten „Iwan“ genannt.

6 In der sowjetischen Armee üblicher und bei jeder Gelegenheit geäußertes Mutterfluch.

tasche, sogar die Schnürsenkel⁷ verschwanden im Schreibtisch meines Vernehmers. Er sprach nur gebrochen deutsch. Er wollte alles über meinen Lebensweg wissen, meine Familie, meine Freunde, meine Arbeitsstellen, ob ich in der Hitlerjugend gewesen – ich war Mitglied –, ob ich Soldat gewesen war und noch vieles mehr. Zwischendurch telefonierte er. Manchmal hörte ich: „Da, da, da, da, amerikanski spion (Ja, ja, ja, amerikanischer Spion)!“ Ich dachte, Mensch, haben die einen amerikanischen Spion im Keller? Ich hatte ja niemand anderen im Keller bemerkt. Er: „Nu, was ist, erzählen, wir alles wissen, du erzählen.“ Ich erzählte etwas aus meinem Leben im Bergbau und aus meiner Jugendzeit. Plötzlich lachte er: „Du lügen, immer lügen, ich alles wissen, du nix prawda, du amerikanski spion!“⁸ Ich war wie erschlagen. In meinem Kopf ging alles durcheinander. Ich muss blass geworden sein. Es war, als ob sich in mir alles drehte. Ich, ein amerikanischer Spion? Ich kannte nicht einen Amerikaner. Die Amerikaner waren im Mai 1945 bis etwa 12 km vor Meißen gekommen. Wir waren doch durch die glorreiche sowjetische Armee „befreit“ worden. Da konnte doch etwas nicht stimmen.

Er schien wenig Zeit zu haben, sprach immer wieder ins Telefon in seiner mir unverständlichen Sprache. Dann: „Du viel Zeit, viel Zeit. Ich alles wissen, du erzählen.“ Und das bekannte: „Job twoju matj!“ Ein Wink zum Posten. Dieser packte mich wieder am Kragen und es ging erneut in das Kellerverlies. Den ganzen Nachmittag rührte sich nichts, am Abend kam der Iwan mit einer Scheibe trockenem Brot und der bekannten Blechtasse heißem Wasser, dann war Schluss.

Wieder war Totenstille um mich. Ich lauschte, ob sich nicht doch irgendwo der amerikanische Spion bemerkbar machen würde. Der Vernehmer hatte doch am Telefon gesagt: „Da, da, da, amerikanski spion.“ Also musste er doch hier irgendwo sein? Nichts! Eine schrecklich lange Nacht lag vor mir. Gedankensprünge rissen nicht ab. Was war mit meinen Eltern? Was wurde mit mir? Wann kam ich nach Hause? Und Angst, unbeschreibliche Angst kam in mir auf, Herzklopfen, dass ich glaubte, man müsse es bis draußen auf die Straße hören. Doch ich war allein, allein wie nie zuvor in meinem Leben.

Am nächsten Tag – die Nacht hatte ich wieder ohne Schlaf verbracht – kam eine neue Vernehmung. Der stiernackige Sowjetmensch: „Kak dela? Du nu prawda! Du nu bei GPU! (Wie geht es? Du sagst jetzt die Wahrheit. Du bist jetzt bei der GPU).“ Da fing ich an zu zittern. GPU – das war mir ein vielsagender Begriff aus der Vergangenheit. Als ich 13 Jahre war, hatte mir meine Patentante zu Weihnachten ein Buch geschenkt. Es hieß: „Der verratene Sozialismus“. Ein gewisser Albrecht beschrieb da das Schicksal von Sowjetmenschen und Deutschen, die als Kommunisten in die UdSSR gegangen waren. Folter in der Moskauer Lubjanka, Massenhinrichtungen, Sibirien-Lager, Hunger, Krankheit und Tote in Massen, das alles war mir an diesem Buch in Erinnerung geblieben. Auch die nationalsozialistische Propaganda in den Jahren bis kurz vor Kriegsende mit der UdSSR wurde in mir wach. Die Wochenschau im Kino mit den

7 Hosengürtel und Schnürsenkel wurden den Verhafteten gewohnheitsmäßig abgenommen.

8 Typischer Verhörstil sowjetischer Vernehmer, die häufig etwas Deutsch sprachen.

schrecklichen Dokumenten aus den in Ostpreußen zurückeroberten Dörfern wurde lebendig. GPU, das abschreckendste aller Worte stand für mich im Raum.⁹

Ich sagte zunächst nichts. Da nahm er meine Brieftasche aus seiner Schreibtischschublade. Er zog Fotos heraus, zeigte sie einzeln und wollte zu jedem wissen: „Nu, wer das?“ Ich kannte alle Bilder. Sie zeigten Freunde und Freundinnen. Er machte sich Notizen: Eltern, Geschwister, Mädchen vom Meißner Stadttheater-Ballett. Dann zog er das letzte Bild. Ich erschrak. Eine junge Frau mit einer aufreizenden Stirnlocke lachte mich an. Das Bild war mein Heiligtum. Meine erste große Jugendliebe: Christa Aurig aus Dresden.

Er hatte gemerkt, dass ich zusammengezuckt war und kniff die Augen zusammen. „Nu, wer das, prawda (Wahrheit) Geinisch – Faschist!“ Da hatte ich es: den Vorwurf Faschist. Meinem Lebensalter nach konnte ich es eigentlich nicht sein. Aber es stand im Raum: Faschist! Ich sagte, wer es sei. Er: „Was du Aurig sagen?“ Ich: „Ja, was man sich so sagt, wenn man jung und verliebt ist.“ Da sprang er hinter dem Schreibtisch hervor. Geballte Fäuste schlugen mir an den Kopf, bis Sterne vor meinen Augen blitzten. Er schrie: „Odim ras obmanut tri goda tjurny (Einmal lügen bedeutet drei Jahre Haft).“ Noch einmal gab es Schläge, dann wurde der Posten von der Tür gerufen. Wieder ging es in den Keller. Wieder Grabesstille, den ganzen Tag, die ganze Nacht, nur zweimal unterbrochen durch „aufgebesserte Verpflegung“: Dünne Wassersuppe und trockenes Brot.

GPU! Das ging mir nicht mehr aus dem Kopf. Ich wusste noch nicht, dass es eine GPU in diesem Sinne nicht mehr gab, aber auch die Nachfolgeorganisationen wie NKWD, NKGB, MGB und KGB waren uns damals nicht so vertraut wie GPU. Wahrscheinlich wusste man dies und deshalb sagte man zur Einschüchterung eben GPU. In Gedanken war ich in dieser Nacht schon auf dem Weg ins Ungewisse. Hier im Kellerloch hörte und sah mich niemand. Es war, als hätte man mich lebendig begraben.

Am nächsten Tag kam eine erneute Vernehmung. Der Offizier saß am Schreibtisch und kaute mir etwas vor. Er hatte ja Zeit, schmatzte, rieb sich die Hände und öffnete den Schreibtisch. In meiner Brieftasche hatte sich eine mit einem roten Band umschlungene Locke von Christas Haar befunden. Er holte sie hervor, nahm ein Feuerzeug und verbrannte sie stillschweigend, aber grinsend. Auch in mir verbrannte in diesem Augenblick ein Stück Leben. Dann lachte er und sagte: „Sdrasdwitje (Guten Tag).“ Er griff wieder in die Schublade und holte DIN-A4-Blätter heraus, gab es mir mit einem Stift und sagte: „Nu, alles schreiben, ganzes Leben, alle Liebe Aurig, alles, alles. Ich alles wissen, du schreiben prawda, viel viel Zeit“ und winkte dem Posten, der mich wieder am Kragen packte. Es ging nicht hinab in den Keller, sondern in einen

9 Gemeint sind u. a. Aufnahmen aus dem von der Wehrmacht zurückeroberten ostpreußischen Nemmersdorf, das dann in der anschließenden NS-Propaganda eine große Rolle spielte. Bei dem von Heinisch genannten Buch handelt es sich um Albrecht, Der verratene Sozialismus. Die Lubjanka ist noch heute Sitz des russischen Geheimdienstes. Der 1917 gegründete sowjetische Geheimdienst führte nacheinander verschiedene Namen: Tscheka, GPU, OGPU, NKWD, NKGB, KGB; jetzt: FSB.

Raum unter dem Dach. Darin standen ein Tisch und ein Stuhl, sonst nichts. Als ich mich gesetzt hatte, verschwand der Posten und schloss die Tür zu. Da untersuchte ich erst einmal den Raum. Das Fenster war abgeschlossen und hatte ein Gitter. In der Tür gab es keinen Spion, in dem Raum keine Kamera. Das Papier war nicht numeriert, auch im Wasserzeichen nicht, aber es konnte abgezählt sein.

Es war mir egal. Ich setzte mich hin und schrieb erst einmal einen Brief an meine Eltern, teilte alles, was mir zugestoßen war, mit und bat um Verzeihung für das Geschehene. Da ich nicht wusste, was mit mir weiter geschehen würde, nahm ich auch in diesen Zeilen Abschied von ihnen. Dann trennte ich ein Stück meines Ärmelfutters auf und der Brief verschwand im Jackenfutter. Vorher hatte ich noch darauf geschrieben, dass ein eventueller Finder ihn anonym in Meissen bei Bruno Heinisch, Neugasse 51, abgeben möge. Dann schrieb ich einen Lebenslauf, vergaß auch meine diversen Liebschaften nicht, an welchen der stiernackige Sowjetmensch offenbar besonderes Interesse hatte. Diese Episoden bemühte ich mich, sehr romantisch zu schildern, um ihn etwas anderes lesen zu lassen.

Ich klopfte an die Tür. Mein Iwan erschien und brachte mich runter. Der stiernackige Sowjetmensch war alkoholgerötet. Er zählte die Blätter. Ich war ängstlich. Hatte er es gemerkt? Er sagte „charascho (gut)“, schien zufrieden zu sein. Dann ging es wieder in den Keller.

Am nächsten Tag gab es zum Frühstück Schläge, immer wieder, und immer wieder den Vorwurf „amerikanski spion!“ Der Offizier tobte, schrie und spuckte: „Faschist, prawda, du amerikanski Kontakte mit Aurig.“ Ich immer wieder: „Njet!“

Und dann wieder in den Keller. Langsam aber sicher kam mehr und mehr Furcht anstelle von Angst auf. Das war ein großer Unterschied. In der Nacht ging es „ratsch, ratsch!“ In der Tür standen ein Mushik¹⁰ und der Offizier, der mich in Meissen abgeholt hatte. „Dawai, dawai, poschli sjuda, Faschist.“ Also auch er sagte nun Faschist zu mir! Draußen in der eiskalten Nacht ein kurzer Augenblick frische Luft. Dann ging es in einen PKW. Der Offizier saß vorn neben dem Fahrer, ich war hinten allein. Fuhren wir zum Bahnhof? Zu einem Transport nach Sibirien? War ich so naiv? Meine Sinne arbeiteten wie ein Maschinenwerk. Wohin mit dem Brief in der Jacke? Langsam versuchte ich ihn aus dem Ärmel zu fischen. Als sich der Offizier eine „Papirossa“ (Zigarette mit Papprollmundstück) anzündete, war er abgelenkt. In diesem Moment hatte ich den Brief. Die Fenster waren geschlossen. Ich schob ihn in die Ritze des Rücksitzes, auf dem ich saß. Es war mir in diesem Augenblick egal, wer ihn fand!¹¹ Es ging durch die Nacht, eine bittere kalte Nacht.

¹⁰ Umgangssprachlich für einfacher Sowjetsoldat.

¹¹ Viele Jahre später berichtete ihm seine Mutter, wie sie der Brief tatsächlich erreicht hatte. Etwa drei Wochen nach seinem Verschwinden habe es an der Wohnung geklingelt. Vor der Tür habe eine junge Frau gestanden und leise gefragt, ob sie einen Sohn hätte. Die junge Frau wurde heringebeten. Sie habe dann berichtet, dass ihr Mann in Freiberg Fahrer bei den Sowjets wäre. Er habe neulich einen jungen Mann nach Chemnitz transportieren müssen und beim Säubern des Autos später einen Brief gefunden. Nach langen Überlegungen sei man übereingekommen, dass die junge Frau den Brief nach Meissen bringt. Niemand wusste, wer sie war.

Chemnitz

Chemnitz! Es ging in die Innenstadt, die noch stark zerbombt war, eine Straße entlang, leicht bergan, um die Kurve und dann durch ein großes Tor. Wir standen in einem taghell erleuchteten Hof. Ein richtiges großes Gefängnis! Ich musste aussteigen. Auf den Eingangstreppe stand ein großer, schlankgewachsener Offizier. Im Befehlston schallte es: „Arrestant sjuda (Häftling hierher)“. Vom GPU-Begleitkommando entlassen, musste ich zu ihm kommen. An der Treppe ein schrilles: „Chände zuruck!“ Dann gleich rechts eine Art Büro. An der Wand das bekannte große Bild Stalins. „Kak familia?“ Eintrag in ein Buch, anschließend Filzung. Ich hatte außer der dünnen Anzugskleidung sowieso nichts mehr. Auch Brieftasche, Gürtel, Uhr und Schnürsenkel hatte ich in Freiberg nicht wiederbekommen. Im Zellentrakt staunte ich erst einmal. So etwas hatte ich noch nie gesehen, außer im Kino. Vier Etagen, oder waren es fünf? Überall Gänge, Zellentür an Zellentür, zwischen den Etagen Drahtnetze. Ich blieb im Erdgeschoss. Ganz hinten die letzte Zelle wurde aufgeschlossen. Grelles Licht umgab mich, als ich mit einem Stoß in den Rücken hineingeschoben wurde. „Ratsch, ratsch“ war Tür zu. Ich war mir selbst überlassen.

Noch war es Nacht. Es war eine große, eiskalte, weiß getünchte Zelle. Am Fenster befanden sich unterarmstarke, nach innen gerichtete Doppelgitter. Von außen war es mit einer Sichtblende verschlossen. In der rechten Ecke fand sich ein Gestell. Es bestand aus kreuz und quer gelegten Eisenbändern und sollte meine Liegestätte darstellen. Eine Matratze und Decke waren nicht vorhanden. Über der Tür eine scheinwerferartige Lampe, kein Wasserkrug, keine Toilette. Nichts, nichts, nichts! Ich schlief natürlich wieder nicht. Kein Geräusch war zu hören. Es war still wie in einem Totenhaus. Langsam aber sicher machte sich das Hungergefühl bemerkbar. Immer mehr trübe Gedanken gingen mir durch den Kopf. Grübeln, grübeln, grübeln, hin und her und hin und her. Was ich auch dachte, ich kam zu keinem Ergebnis über das „Warum“.

Am nächsten Morgen, „ratsch, ratsch“: Eine Blechschüssel voll heißer kaffeeähnlicher Brühe, ein größeres Stück trockenes, klebriges Brot. Waschen konnte ich ja schon einige Tage nicht mehr. Doch dann wieder „ratsch, ratsch“. Es ging eine Etage hinauf. Natürlich war ich wieder allein. Die Zelle war „besser“: ein einfaches Gitter am sichtblendenverdeckten Fenster, ein Strohsack auf der Liege, ein Schemel und ein Wasserkrug sowie ein Kübel aus Holz für die Notdurft. Das war die ganze „Wohnungseinrichtung“. Komfortabel gegenüber dem bisherigen. An der weißgetünchten Wand sah ich eingeritzte Striche. Vier senkrecht, dann einer waagrecht. Ich überlegte. Das mußten Zeichen für vergangene Tage sein. Ich konnte auch Buchstaben finden, doch sie waren verschwommen, so daß ich sie nicht mehr entziffern konnte. Ich schloß mich den Strichen an und ritzte mit dem Fingernagel die bisherige Zeit nach. Da ging es plötzlich „ratsch, ratsch“. Ein bulliger Sowjetmensch in Uniform stand in der Tür und schrie: „Scho takoje faschist (Was ist das, Faschist)?“ Ich wollte etwas antworten, aber „dreshimorda arrest, karzer (Schnauze halten, Arrest, Karzer)!“ tönte es mir entgegen. Zur Strafe durfte ich mich nicht auf den Holzsche-

mel setzen, musste endlos lange an der Wand stehen. Wenn ich mich bewegte, dauerte es gar nicht lange, und es donnerte an die Tür. Nie hörte man einen Bewacher kommen, die Filzlatschen an ihren Füßen dämpften jeden Schritt. Bald wollten mir die Beine wegsacken. Da, „ratsch, ratsch“, stand der Bullige in der Tür und ein anderer, mit geschorenem Kopf, streckte eine Schüssel mit einem Holzlöffel herein. Mittag. Welche Uhrzeit war eigentlich? In der Schüssel fand sich, wie der Geschorene gesagt hatte, eine „Balanda“.¹²

An diesem Tag erfolgte die erste Vernehmung. Kaum wurde ich unter „Kak familia“ aus der Zelle geholt, klopfte der Posten mit seinem Schlüssel an das eiserne Geländer. Ich wusste noch nicht warum. Da erklang vom anderen Ende der Etage ein zweimaliges Klopfen am Geländer. Schnell musste ich haltmachen und mich, die Hände vor die Augen haltend, an die Wand stellen. Hinter mir hustete plötzlich jemand und ein Russe fluchte. Da wurde mir klar, dass sie eben einen vorbeigeführt hatten, den ich nicht sehen durfte. So schien es immer zu sein, denn auf dem Rückweg passierte es wieder, nur diesmal wurde ich vorbeigeführt. Ich konnte aber nicht husten, da ich zur Vorbeugung von meinem Posten einen Stoß in den Rücken bekommen hatte.

Zunächst aber ging es aus dem Zellenhaus – es war noch viel größer als ich angenommen hatte – in einen Trakt ohne Netze und Zellentüren. Ich musste einen großen langgestreckten Raum betreten, an der Wand das stets und überall vorhandene Stalinbild. Über knarrende ausgetretene Holzdielen ging es zum Schreibtisch. Dort saß wieder einer in Zivil und neben ihm ein anderer Sowjetmensch, der sich als ein einigermaßen Deutsch sprechender Dolmetscher entpuppte. Dann kam noch einer in Uniform hinzu, ein Kapitän (Hauptmann). Zunächst wurde ich schweigend gemustert. Doch dann prasselte es auf mich ein: „Wir wissen alles, gestehen Sie! Sie haben dem amerikanischen Geheimdienst über unsere siegreiche Sowjetarmee berichtet. Sie haben in Berlin Kontakte gehabt, wir wissen alles, gestehen Sie, ein Faschist und Spion zu sein. Sie haben ihrer Freundin alles erzählt, die hatte nach Amerika Verbindung.“ Minutenlang ging es so, keine Unterbrechung. Russische Frage, Dolmetscher, russische Frage, Dolmetscher, immer so fort. Als ich zu Wort kommen wollte, griff der Dolmetscher zu einem Lineal und schlug mir auf den Mund. Da schrie ich es heraus: „Das ist nicht wahr! Ich habe keine solchen Kontakte gehabt!“ Der Dolmetscher sprang auf, ballte die Fäuste und wollte auf mich los. Jetzt sagte der bisher schweigende Offizier etwas und es hieß: „Wir haben Zeit, viel Zeit. Sie werden schon noch die Wahrheit – die nur wir wissen – sprechen. Wir haben Zeugen.“ Dann schrieb der Vernehmer ein Protokoll. Was er schrieb, weiß ich nicht. Es war in russischer Schrift. Ich konnte es nicht lesen. Der Dolmetscher übersetzte etwas. Da dies nur kurze Zeit dauerte, merkte ich, dass er nicht alles übersetzt haben konnte. Ich sollte das Protokoll unterschreiben. Ich verweigerte es. Unter einigen Ohrfeigen wurde mir gesagt: „Wir dich Faschist noch kriegen klein, du wirst bitten Wahrheit zu sagen!“ Dann ging es ab in die Zelle.

12 Eine wässrige Suppe mit Kohl- und Fischkopfstücken.

So war es mehrere Tage. In der Nacht hörte ich einmal einen Schrei: „Ihr Bestien, wo ist mein Kind, was habt ihr mit ihm gemacht?“ Ich erschauerte. Eine Frau. War sie zusammengebrochen?

Das Tagesritual war immer gleich. Aufstehen, Kaffeebrühe und Brot, Mittagsuppe, oft nur warme Brühe, Abend etwas Brot, nie Aufstrich. Auch eine Schüssel mit Wasser zum Waschen gab es und einmal wurde ich nach ganz unten geführt, zum „Duschen“ (ein bis zwei Minuten!). Wahrscheinlich stank ich dem Vernehmer zu viel. Neben der Dusche schien die Küche zu sein. Es roch wunderbar. Aber ich hatte nichts davon, in meiner Zelle gab es immer die gleiche Kost.

Die Wachposten wechselten. Manche waren zufrieden, wenn sie ihre Ruhe hatten. Andere waren ständig darauf aus, umherzuschleichen und zu schikanieren. „Ratsch, ratsch“ waren sie da. Mit den Worten „Nix kultura“ kippten sie eine Schüssel Wasser in die Zellen und gaben einen taschentuchgroßen Lappen zum Aufwischen, manchmal dreimal hintereinander. Einmal kam auch ein gertenschlanker Offizier in tadelloser Uniform und fragte in gutem Deutsch: „Es geht Ihnen gut? Haben Sie Beschwerden?“ Doch er hörte sich nichts an und die Zelle war schnell wieder zu.

Der Vernehmer hatte gewechselt. Jetzt saß ein bulliger Offizier mit rotem Säufergesicht hinter dem Schreibtisch. Welchen Rang er hatte, vermochte ich nicht zu erraten. Seine grüne Schirmmütze sagte mir aber, dass er zum Geheimdienst gehören müsse. Er ließ mir gleich beim Eintritt übermitteln, dass nun ein anderer Wind wehe. Bisher habe man auf meine Einsicht gewartet. Diese Zeit sei vorbei. Ich sei nicht zur Mitarbeit und Aufklärung meiner Verbrechen bereit, obwohl man alles wisse, da es Zeugen gebe, darunter sei auch eine Frau, die ausgesagt hätte. Zur Unterstreichung seiner Begrüßung schlug er mir vor: „Zwei Möglichkeiten haben Sie: Sie gestehen die Wahrheit oder Sie bleiben hier, bis Sie verhungert sind. Das kann uns dann egal sein, es gibt eben einen amerikanischen Spion weniger!“ Dann ging es wieder Schlag auf Schlag: „Du in Berlin, Frau aus Dresden gesagt, du bei Amerikaner über sowjetische Panzer gesprochen, über unsere Truppen. Du alles Frau in Dresden gesagt. Genau wo in Berlin. Du über deutsche Volkspolizei berichtet. Du und Frau in Dresden bei illegale Terrorgruppe.“ Ich verneinte, wollte mich wehren. Da kam der brutale Dolmetscher wieder hoch. Diesmal schlug er mich, als wäre er von Sinnen. Pausenlos hagelte es auf den ganzen Körper. Ich schrie vor Schmerz und Wut. Bald fiel ich blutend vom Stuhl. Da trat er mir noch in den Leib. So lag ich blutend auf den Holzdielen. Der Offizier hatte sich nicht beteiligt. Die Arbeit hatte er seinem brutalen und wahrscheinlich eingespielten Gehilfen überlassen. Er sagte nur „Prawda, Geinisch, prawda! (Wahrheit, Heinisch, Wahrheit)“, lachte, rauchte und amüsierte sich über meine Hilflosigkeit. Blutend wie ich war, wurde ich auf den Stuhl gehoben. Der Vernehmer schrieb wieder einmal ein Protokoll. Der Dolmetscher übersetzte. Es stand darin alles so, wie es der Offizier mir vorher gesagt hatte – oder war es wieder mehr? Ich wollte nicht unterschreiben. Noch ein Kopfschlag und der Hinweis: „Frau in

Dresden nur frei, wenn unterschrieben, sonst sie Mitwisser und Sibirien!“ Ich verlangte eine Gegenüberstellung, weil ich es nicht glauben konnte. Er zum Dolmetscher, der dann übersetzte: „Nicht machen, Dresden weit weg. Erst unterschreiben, dann in Dresden Frau sehen und sprechen.“

Wieder kam ich zurück auf die Zelle. Der Zeitpunkt der Vernehmungen hatte sich geändert. Es gab schon einige Zeit nur noch Nachtverhöre. Das bedeutete Schlafentzug. Nach der letzten großen Vernehmung bekam ich zum Essen nur noch Salzheringsköpfe. Dabei wurde mir der Wasserkrug weggenommen. Durst, Durst, Durst - Wasser geisterte durchs Gehirn. Der Schlafentzug zermürbte mich mit allem, was geschehen war. Ich war verzweifelt, wusste keinen Ausweg mehr. Also sagte ich bei der nächsten Vernehmung, als der Dolmetscher das Protokoll verlesen wollte: „Ich unterschreibe.“ Der verhängnisvollste Ausspruch, den ich je in meinem Leben tun konnte. Doch in meiner noch gegebenen Naivität glaubte ich an Christas Freilassung. Ich unterschrieb also, was ich nicht lesen konnte. Als ich auf die Zelle zurückkam, erhielt ich schon nach wenigen Minuten eine warme dicke Suppe „Kascha“¹³ und ein großes Stück Brot mit der kaffeeähnlichen Brühe. Ich durfte mich gleich ausruhen, mich hinlegen und dachte: „Endlich ist es vorbei!“ Was für ein Irrtum meinerseits!

Die nächsten Tage tat sich nichts mehr. Ich „schmorte“ in meiner Zelle, war allein, sah keine Menschen außer den Bewachern, die mir nun schon wie Bekannte vorkamen. Eines Tages, „ratsch, ratsch“, musste ich hinaus aus der Zelle. Mühsam hielt ich, wie in der Vergangenheit, die Hose mit meinen Händen an den Hüften fest und marschierte los. Sie war mir ja infolge der Hungerration viel zu weit geworden. Es ging hinunter zum Eingang und hinaus auf den Hof. Da stand ein „tschjornyj woron“¹⁴. Das Auto war nicht klein und hatte mehrere vergitterte Abteile. Dennoch war ich allein mit dem „postowoj (Wächter)“. Es war beinahe ganz dunkel. Nur von einer Seite kam etwas Helligkeit durch eine Art Milchglasscheibe. Die Fahrt dauerte länger. Ging es nun in die Sowjetunion? Nein, wir hielten.

Dresden

Als ich ausstieg, befanden wir uns im Hof eines großen weißgetünchten vierstöckigen Gebäudes, die Fenster waren ohne Gitter. Eine kleine Hoffnung kam in mir auf, dass dies der erste Schritt in die Freiheit sein könne. Doch es ging eine Kellertreppe hinunter. Dort war ein hell erleuchteter Gang, der Boden, mit einem jeden Schritt dämpfenden Teppich ausgelegt, und „Zellentüren“. Der neue Posten packte mich am Arm und schob mich stumm zu einer der Türen. „Ratsch, ratsch“, Tür auf, ein Schrei: „Ein Mensch, endlich ein Mensch!“ So tönte es mir entgegen. Er kam von einer mageren, beinahe zahnlosen Gestalt. Unrasiert, die Haare hingen ihm bis auf die Schultern. Wir umarmten uns und blickten uns stumm an. Er sagte mir seinen Namen (ich habe ihn heute leider

13 Ein in Öl gebackener Hirsebrei.

14 Sowjetisches Auto zum Gefangenentransport, im Volksmund dort schwarzer Rabe genannt.

vergessen) und dass er aus dem Vogtland komme. Er sei Lehrer gewesen und habe auch im Ausland, in Südamerika, gearbeitet. Ich sagte meinen Namen. Dann sah ich mich um. Es war ein verhältnismäßig großer Raum. Gemessen am bisherigen empfand ich ihn als furchtbar heiß. Zur Rückwand hin zog sich eine quer eingebaute durchgehende Holzpritsche mit sehr dünnen schmutzigen Auflagen, an der Wand ein kleiner verankerter Tisch mit Schemel, ein Holzkübel – ohne Deckel – für die Notdurft, eine Tür mit Spion, darüber eine sehr starke Glühbirne, an der Rückwand, ganz oben, eine Art eingelassener Luftschacht mit vorgemauerten Glasbausteinen. Diese bildeten eine Art Abschirmung. Ich hatte mich kaum gesetzt, da ging es wieder „ratsch, ratsch“. Hereingeschoben wurde ein sehr junger Mann, schlank, groß, langes leicht gewelltes Haar. Er stellte sich als Konrad Schmidt aus Riesa vor, war Oberschüler und sei mit Klassenkameraden verhaftet worden. Vorsichtig und leise führten wir unsere Gespräche, erfuhren mehr voneinander und richteten uns ein. Durch den Fenster-Lichtschacht drang ununterbrochen dröhnende russische Musik aus Lautsprechern: „Kalinka“ bis zum Erbrechen! Als wir deshalb etwas lauter wurden, ging es „ratsch, ratsch“: „Tische (Ruhe)“ tönte es uns entgegen. Der Filzlatzchenposten sprach uns in radebrechendem Deutsch die Hausordnung vor: „Fünf (er zeigte mit dem Finger auf seine Uhr) njet spatch (nicht schlafen), verboten, verboten! Nu sitzen bis chleb (Brot) nu sitzen, alles klopfen, hochen, alles laut verboten, du Karzer!“ Unser Vogtländer kannte das schon alles, er war schon länger hier. Der Tisch an der Wand musste schon viele Gäste gesehen haben. Auf ihm war ein „Mensch – ärgere – Dich – nicht“ – Spiel (wie passend!) markiert. Unser Vogtländer machte uns mit den hier herrschenden Sitten und Gebräuchen vertraut. Vernehmungen seien nur in der Nacht zu erwarten und ganz unregelmäßig. Er war ja schon ein richtiger „Knastologe“ für uns Neulinge.

Aber zunächst wurde niemand von uns aufgefordert, mitzukommen. Aus Brotresten hatten wir uns einen Würfel und Figuren gebastelt. Kühn geworden, ob der Duldung durch die Wächter, folgte dem ein Schachbrett nach. Stundenlang unsere Spiele, unterbrochen nur durch das „Ratsch, ratsch“ einer Essenausgabe. Die Verpflegung hier war meiner Meinung nach viel besser, als ich sie vorher kannte. Das Brot war mit einer Schicht Marmelade bestrichen. Zweimal am Tag kam Brot. Die Mittagssuppe war etwas dicker, und es gab immer einen Liter davon. Der Wasserkrug wurde jeden Tag zweimal gefüllt. Durch die ständige starke Beheizung des Kellers wurde der Durst entsprechend hoch geschraubt.

Meine Liegestätte war an der rechten Wandseite. In der Nacht musste jeder auf dem Rücken liegen und die Hände auf der dünnen Zudecke ausgestreckt lassen. Gab es Abweichungen, wurde erbarmungslos geweckt, und der „arme Sünder“ durfte eine Stunde an der Wand stehen. Die Kontrolle durch die Posten erfolgte zwar beinahe lautlos, doch durch unsere Gewöhnung konnten wir sie häufig vorausahnen. So tat sich einige Tage und Nächte nichts. Es musste der Jahreszeit nach schon Januar sein, ja wir mussten Mitte Januar überschritten haben. Ich hatte noch manchmal daran gedacht, wie Wolframs Mutter gefragt:

„Auf was wollen wir trinken?“ und ich gesagt hatte: „Auf das neue Jahr!“ Makaber!

Da endlich, „ratsch, ratsch“. Ein anderer Posten stand in der Tür, einen Zettel in der Hand. „Geinisch? Dawai, dawai.“ Über viele Treppen eines „normalen“ Hauses ging es nach oben. Niemand begegnete mir. Ich kam in ein Vernehmungszimmer mit Schreibtisch, Stalinbild und einem Offizier, alles wie gehabt? Nein, an einem kleinen Nebentisch saß eine junge Frau, hübsch frisiert, rot bemalte Lippen, starker Parfümgeruch war beim Nähertreten bemerkbar. Der Posten wurde weggeschickt. Der Offizier blickte mich mit eiskalten Augen an. Langsam zog er seine Schreibtischschublade auf. In ihr lagen Schlagstöcke verschiedener Größe und Stärke. Er sagte etwas. Die junge Frau übersetzte: „Der Herr Major sagt, Sie möchten sich einen aussuchen.“ Da brüllte er plötzlich los: „Prawda, Geinisch, prawda.“ Dann war Stille. Nun sagte er ruhig: „Sdrasd wuitje Geinisch, kak dela (Guten Tag, Heinisch, wie geht es)?“ Er öffnete die Schreibtischschublade wieder: „Papirossa - spitschki jest (Zigarette, Streichhölzer).“ Was nun? Peitsche und Zuckerbrot? Die Peitsche kannte ich doch von Chemnitz her. Durch das geöffnete Fenster sah ich die Türme von Dresden. Ich musste also in Dresden-Neustadt sein. Die Frau sprach mich wieder an, deutete auf den Offizier und sagte: „Das ist Herr Major Markusche. Ich bin Ihre Dolmetscherin.“

Ich war also beim „SMERSCH“¹⁵ gelandet. Major Markusche hatte eine Akte vor sich liegen. Er blätterte und sprach nur Russisch. Die Dolmetscherin übersetzte. Ich merkte aber bald, dass er Deutsch verstand. Er benutzte die Zwischenzeit der Übersetzung durch die Dolmetscherin, um neue Fragen zu formulieren. Immer wieder ging es ihm, in den Chemnitzer Protokollen blätternd, um meine Verbindung zum amerikanischen Geheimdienst und meine Schuld. Immer und immer wieder kam er auf meine Beziehung zu Christa und ihrem Wissen um mich zu sprechen. Jeder Satz endete damit: „Bekennen Sie sich schuldig. Sie sind doch schuldig! Ja, Sie sind schuldig eines Verbrechens gegen die große Sowjetunion!“ Jedes Wort meiner Antworten wurde mit violetter Tinte niedergeschrieben. Dann wurde übersetzt und ich sollte unterschreiben. Das wollte ich wieder nicht. „Potschemu (Warum)?“ fragte er. Ich hätte ja früher schon unterschrieben. Ich sagte: „Weil ich nicht lesen kann, was da steht!“ Da brüllte er, ob ich sagen wolle, ein Offizier der großen Sowjetmacht würde lügen? Er zog die Schreibtischschublade wieder auf, drohte mit der Faust und schrie „Faschist!“ Der Morgen war gekommen. Er telefonierte, der Posten kam. Er holte mich ab in den Keller.

Es war Tag geworden. Schlafen verboten, flüsterte der Kellerposten. Konrad war noch nicht wieder da. Der Vogtländer hatte keine Vernehmung gehabt. Er war still und blickte mich traurig an. „Ratsch, ratsch“, Konrad kam und mit ihm auch der „Kalfaktor“ (ein Russe, der hier Arbeiter war). Der brachte das Frühstück: Chleb (Brot) mit einer dünnen Schicht maslo (Butter) bestrichen, die kaffeeähnliche Brühe war zu heiß. Doch sie musste rasch getrunken werden, da

15 Spionageabwehrdienst der Roten Armee. Bereits 1946 im MGB aufgegangen. Smersch ist ein Akronym für Smert spionam (Tod den Spionen).

der Napf schon nach kurzer Zeit wieder abgeholt wurde. Dann begann der lange, lange Tag. Wir waren schon geraume Zeit übernächtigt durch den Schlafentzug. Idioten-Derby (Morsen) und Schachversuche blieben uns. Konrad konnte es ganz gut. Ich war Neuling. Der Vogtländer schwärmte von seiner Zeit in Bolivien. Wäre er doch bloß nicht zurückgekommen! Er kannte auch einen Trick, sich den Nachbarzellen verständlich zu machen. Klopfen an der Wand! Die Wände waren dünn. Manchmal hörte man – aber nur ganz kurz – Stimmen. Klopfte man an die Wand, kam ein solches Zeichen zurück. Einmal klopfen bedeutete Buchstabe A, zweimal B usw. Hatte der „Partner“ schon vorher die Bedeutung erraten, so klopfte er mit einem bestimmten Zeichen ab. Mit einem gefundenen Stück Knochen konnte man das Klopfgeräusch dämpfen. Wer erwischt wurde, musste stundenlang an der Wand stehen. So stand einer mit inzwischen „geübtem Ohr“ an der Tür und horchte auf den Filzlatschenposten, während der Kamerad klopfte. Wir hörten auch Stimmen durch den Fenster-schacht. Der Glassteinvorbau war also geschlossen und wirkte wie ein Sprachrohr.

Einmal gab es zum Frühstück „nitschewo (nichts)“ und am Mittag „wobla“¹⁶, dafür aber wieder eine Nachtvernehmung. Das Zimmer war ein anderes. Auch die Dolmetscherin kannte ich nicht. Doch Markusche war auch da. Er hielt ein Stück Pappe in der Hand. Es war beschriftet. Ich erkannte die Schrift meiner Mutter. Es handelte sich um den Deckel ihrer Schreibmappe. Darauf hatte sie ihr wichtige Adressen geschrieben. Markusche fragte nach jedem Namen, wer es sei, welche Beziehung ich dazu hätte. Meist waren es Bekannte meiner Eltern. Einer hatte mit mir im Meißener Krankenhaus gelegen. Er war Schausteller und stammte aus Weinböhla. Eine andere Anschrift war von meiner Wirtin aus der Bergbauzeit. Markusche notierte sich alles fein säuberlich. Diesmal unterschrieb ich ohne Bedenken. Diese Vernehmung war nur kurz. Weitere Vernehmungen folgten in den nächsten Nächten. Immer wieder die gleichen bohrenden Fragen, Drohungen und ab und zu ein „choroscho (gut). Prawda, prawda, alles wissen, du sprechen!“

Eines Tages hatte ich mir von den dreckigen speckigen Unterlagen der Holzpritsche Ungeziefer eingefangen. An meinem empfindlichsten Körperteil hatte es sich eingefressen. Ich machte mich dem Posten verständlich. Kurz danach ging es „ratsch,ratsch“. In der Tür standen zwei Posten und vor ihnen eine ältere Frau in grau-weißem Kittel. „Ich Doktor“, sagte sie. Ich musste die Hose runterlassen und ihr die Stelle zeigen. Die Posten grinsten. Sie gab mir eine graue Salbe zum Einschmieren der Genitalien. Dann griff sie in die rechte Kitteltasche. „Hier Aspirin“, sagte sie und brach eine halbe Tablette ab. Die andere Hälfte verschwand in der Kitteltasche. Aus der linken Tasche holte sie auch etwas. „Machorka“¹⁷, sagte sie, freute sich und ging. Die Posten kamen wieder. „Mondawoschka jest (Filzläuse gibt es)“, dann in gebrochenem deutsch: „Du große Familia viel essen.“ Sie verschwanden, einer kam mit einem Stück Brot wieder. Das war für die große Familie.

16 Gesalzener trockener Fisch.

17 Russisch: Tabakstengel.

Zweimal war in der ganzen Zeit „Spaziergang“ im Innenhof. Er war sehr klein, die vier Etagen ringsherum schienen mich zu erdrücken. Da es unmöglich war zu fliehen, kam der Posten nicht mit hinaus. Die frische Luft tat gut. Als ich beim ersten Hofgang am Eingang zum Keller vorbeikam, öffnete sich dort gerade eine gegenüberliegende Zellentür. Ich sah eine junge Frau mit langem Haar. Christa? Ich merkte mir die Zellnummer. Es war die 7.

Die Vernehmungen gingen weiter. Die Akte füllte sich. Mit was eigentlich? Einmal sagte die Dolmetscherin: „So jung und so großer Verbrecher!“ Es war wieder jene, die schon bei der ersten Vernehmung bei Markusche dabei war. Ich hatte sie „Parfüm-Lady“ getauft. Ein anderes Mal war Markusche noch nicht im Zimmer, als ich kam. Der Posten war nicht mehr da. Da sprang sie zum Schreibtisch, holte zwei oder drei Zigaretten und steckte sie mir zu (vielleicht war dies auch mit ihm abgesprochen). Er war guter Laune, als er kam und öffnete das Fenster. Draußen läuteten die Dresdner Glocken. Er sagte: „Heute großes Fest. Alle lachen, trinken, tanzen. Du aber sitzen, sitzen, sitzen.“ Manchmal konnte er also auch etwas deutsch sprechen. Dann: „Nu prawda“. Es kam eine neue Version auf mich zu. Plötzlich wurde gefragt: „Wer ist Andrek, wer ist Radestock“? Ich kannte keinen Radestock. Andrek? Den kannte ich, aber woher?

Das war ein Kapitel für sich. Als ich mit Christa eng liiert war, hatte ich ihn einmal bei einem Besuch in Großenhain getroffen. Er war auch mit Christa befreundet. Im März 1949 wollte ich sie an ihrem Geburtstag in Dresden besuchen. Sie war nicht da. Ihre Mutter sagte: „Günter, Christa ist in Großenhain. Sie muss aber bald kommen.“ Dann kam sie, aufgeregt. „Komm’ raus, ich muss Dir was sagen.“ Durch die unzerstörte Louisenstraße gingen wir. „Werner (Das war Andrek) ist verhaftet worden!“ Ich fragte nach und erfuhr, dass er und ein anderer und auch ein Mädchen Verbindungen in Berlin zu den Falken hatten, einer Jugendgruppe der SPD. Da konnte doch nichts dabei sein, dachte ich, „er wird schon wiederkommen!“ Danach kam ich nach Freiberg, wieder zum Bergbau. Von Christa hörte ich eine Weile nichts mehr. Nach Monaten saß sie plötzlich in meinem Zimmer in Freiberg. In den drei Tagen erfuhr ich, dass auch sie in der Zwischenzeit verhaftet gewesen sei. Sie sei aber wieder frei gekommen. Wieder erzählte sie von der früheren Verbindung zu den Falken. Nachdem sie nach Dresden zurückgefahren war, hörte ich nichts mehr von ihr. Meine Briefe wurden nicht beantwortet.

Als mir nun Markusche diese Fragen stellte, wurde vieles klar. Sicher hatte man Christa nach ihrer damaligen Freilassung beobachtet und dabei ihre Reise zu mir, der ich ja im sowjetischen Uranbergbau arbeitete, entdeckt und den Schluss gezogen, ich gehöre auch zur Gruppe Andrek, Radestock, Aurig und einer Elsa oder Ella. Meine Kenntnis von der Sache konnte ich Markusche gegenüber verbergen. Gegenüberstellungen mit den genannten Personen lehnte er ab. Aber im Protokoll stand tatsächlich: „Kenne ich nicht, weiß ich nicht.“ Auch hier unterschrieb ich gern. An diesem Morgen sagte er sogar: „Dobry wetscher, Geinisch (Guten Abend Heinisch).“ Dabei graute der Morgen und ich durfte nicht schlafen.

Auch meine Zellenkameraden hatten ihren Alltagstrott zu bewältigen. Der Zeitpunkt war unterschiedlich, vieles glich sich. Auch Konrad sollte Spion sein. Die Tage vergingen. Einmal hörten wir hohe Stimmen durch den Fensterschacht. Das mussten Frauen sein. Auch durch die dünne Zellenwand war es zu hören. Sofort war ich beim Idiolen-Morsens. Kontakt ergab sich. Ich gab meinen Namen und die übrigen Daten, auch von meinen Gefährten, durch. Zurück kam: „Hier Ruth Köhler aus Leipzig.“ Straße und Geburtstag folgten. Es waren drei Frauen. Noch eine Elisabeth aus der Uckermark und eine junge Russin. Ich fragte nach Christa. „Die ist in Zelle 7“, kam es zurück. Ich hatte also beim Hofgang richtig gesehen! So hielten wir viele Wochen Kontakt. Sie erfuhren, ob wir groß waren, welche Haarfarbe wir hatten, welche Interessen usw. Es war Abwechslung gegeben, man durfte sich nur nicht erwischen lassen. Durch den Glasbauluftschacht wurde auch mal gesprochen. Dabei war eine kleine Trennwand zwischen unseren Kellerzellen. Es blieb jedoch ein Zwischenraum. Über den konnten „unsere Frauen“ ab und zu Brot zu uns werfen. Manchmal gab es da Gelächter. Ruth musste auf Elisabeths Hände steigen, sie erreichte sonst die Fensterhöhe nicht. Für die Frauen war es gut, dass sie die junge Russin in der Zelle hatten. Dadurch kamen sie mit den Posten besser zurecht. Unsere Verbindung wurde tief und innig gepflegt.

Die Posten hatten Spitznamen erhalten. Ein Gutmütiger wurde der Sibirier genannt. Ein anderer Stinker, noch einer wurde wegen eines Schnaufers bei der Atmung Luftballon genannt. Auch gab es einen tadellos gekleideten Oberaufseher. Er kam einmal und fragte, ob wir zufrieden seien. Was sollte man da sagen?

Neuer Tag, neues Glück? Neue Nachtvernehmung! Als ich eintrat, legte Markusche schnell den Finger an die Lippen. „Tische, tische, tische (Ruhig)!“ Er brannte sich eine Papirossa an, ich bekam auch eine. Dann öffnete sich die bisher immer geschlossene Zwischentür. Stille. Ich hörte plötzlich die Stimme meiner Mutter und die meines Vaters. Eine Befragung, doch die Tür wurde gleich wieder geschlossen. Sie hatten sie also auch „abgeholt!“ Markusche lächelte „Kak dela (Wie geht es)?“ Ich schwieg. Meine Gedanken rasten im Gehirn. Da wurde die Tür wieder geöffnet. Erst war Stille. Dann plötzlich: Es klang wie Schläge, Schreie im Raum, polternde umkippende Stühle und dazwischen russische Wortfetzen. Tür zu! Ich war zusammengebrochen, wie erstarrt. Markusche, der mich noch nie richtig geschlagen hatte, blickte mit seinen wieder eiskalt gewordenen Augen und sagte: „Nu, Geinisch, nu prawda, alle alle prawda!“ Alles nur das nicht, rumorte es in mir. Meine Mutter, mein Vater! Markusche merkte meine Erregung und ließ mich in den Keller bringen. Er wollte mir eine Zigarette mitgeben. Ich nahm sie nicht. Jahre später sollte ich erfahren, dass meine Eltern gleich nach einer kurzen Vernehmung entlassen wurden. Es war wohl eine Schallplatte nach ihnen abgespielt worden. Aber konnte ich im damaligen Moment und nach meinen Chemnitzer Erfahrungen daran denken?

Von nun an unterschrieb ich alles, aber auch alles, was Markusche wollte. Spion war ich schon in Chemnitz geworden. Jetzt kamen noch antisowjetische

Propaganda und Einstellung hinzu. Ich sollte sogar Terrorist werden, was ich noch abbiegen konnte. Fehlte eigentlich noch etwas? Markusche hatte sein Ziel erreicht, seine Norm erfüllt. Der Aktenvorgang war dick genug geworden. Eines konnte ich ändern lassen! Ich sagte Markusche, es wäre nicht der amerikanische, sondern der englische Geheimdienst. Da musste er zahlreiche Seiten der Protokolle noch einmal schreiben, und ich brauchte während dieser Zeit nicht im Keller zu sitzen.

Beim nächsten Mal kam der Ruf des Postens „Geinisch, dawai, dawai“ am Tag. Eine neue Variante. Markusche war die Freundlichkeit in Person. Plötzlich sagte er, beinahe fehlerfrei: „Es werden Ihnen jetzt alle Protokolle vorgelesen.“ Die sehr dick gewordene Akte gab er der Dolmetscherin. Die „Parfümierte“ lächelte. Seite um Seite benannte sie. Bei den meisten sagte ich, das brauche sie nicht vorzulesen. Doch die Vernehmungen meiner Eltern, die meiner Bergbau-Zimmerwirtin und vor allem eine von Christa, was ich bisher noch gar nicht wusste, habe ich mir vorlesen lassen. Meine Eltern hatten sich in Widersprüche verwickelt. Wenn die gewusst hätten, was im sowjetischen Strafkodex Mitwisserschaft beinhaltet! Doch das wusste ich ja damals auch noch nicht! Christa hatte auf jede, aber auch auf jede Frage geantwortet: „Davon weiß ich nichts!“ Was ja auch stimmte. Öfter wenn ich Markusche in der vergangenen Zeit nach Christa gefragt hatte, sagte er kalt: „Aurig bladj (Aurig Hure).“

Was hatte ich nun eigentlich tatsächlich gemacht? Im Vertrauen auf die neue Demokratie hatte ich Westdeutsche und Westberliner Zeitungen (Telegraf/Weser-Kurier u. ä.) anonym verteilt, auch Flugblätter, deren Herkunft ich aber nicht kannte, in Briefkästen geworfen. In Freiberg hatte ich ein Stück Silbererz an mich genommen, aus der Zeche geschmuggelt und es Christa als Erinnerung geschenkt. Dies war aber alles nicht herausgekommen und spielte in meiner Untersuchung keine Rolle. Ich schwieg darüber und Christa hatte auch nichts davon gewusst. Markusche hatte gegenüber dem „ministerstwo gossudarstwenoj besopastnosti (Ministerium für Staatssicherheit)“ seine Arbeitsnorm gut erfüllt, dank der Chemnitzer Vorarbeit. Vielleicht würde er belobigt oder gar befördert werden? Mir konnte es nun egal sein. Ich war gleichgültig geworden.

Zur nächsten „Tag-Vernehmung“ war noch ein anderer Offizier im Zimmer. Auf den Schultern hatte er breite silberne Stullenbretter (Achselstücke). Von der „Parfümierten“ wurde er mir als Militärstaatsanwalt vorgestellt. Er war hochgewachsen, polierter Kahlkopf, kerzengerade Haltung, strenger Blick. Er hatte einige Blätter in der Hand: Meine Anklageschrift! In ratternder, aber deutlicher Sprache verlas er meine begangenen Verbrechen gegen die Interessen der Sowjetunion. Abschnitt für Abschnitt wurde übersetzt. Seine Disziplin war beachtlich. Warum stürzte er sich nicht einfach auf mich und verprügelte mich? Ich konnte nur staunen, was meine „Parfümierte“ da von sich gab. Das sollte ich alles unterschrieben haben? Als der Silberbestückte fertig war, gab er die Blätter der Dolmetscherin. Sie sagte: „Kommen Sie bitte hier unterschreiben.“ Wieder musste ich unterschreiben, was ich gar nicht lesen konnte. Dreimal, vorgelesen, gelesen, unterschrieben. Als ich an ihrem kleinem Tisch zur Unterschrift saß, war es, als beuge sie sich vor und etwas griff an meine Jacken-

tasche. „Nun sind Sie fertig?“ sagte sie. Ich war ja auch wirklich im deutschen Sinne fertig. „Nun noch Tribunal, dann ist alles vorbei.“ Der Wachsoldat nahm mich mit. Alle drei riefen: „Do swidanija (Auf Wiedersehen)“ und freuten sich. Mir aber war doch etwas „mulmig“ zumute, als es in den Keller ging.

Die Verurteilung

Der Sibirier erwartete mich. Er wusste schon Bescheid. Tribunal, Tribunal freute er sich. Es war still um mich. Konrad und der Vogtländer waren nicht da. Ich war noch ganz benommen von der vorgebrachten Anklage. Ich kannte die mir genannten Paragraphen nicht, wusste auch nicht, welche Folgen sie beinhalten könnten. Konnte ich noch zurück? Ich hatte ja alles unterschrieben! Alles würde noch einmal von vorn anfangen! Ich konnte hier doch widerrufen.

Am Boden zerstört, wieder einmal! Der Sibirier kam mit einem Blechnapf. „Mjaso, kartoschka, kotschan (Fleisch, Kartoffeln, Kohl)“, strahlte er. War das die Henkersmalzeit? Konrad und der Vogtländer kamen wieder. Ich erzählte kauend. Der Vogtländer hatte so etwas erwartet. Konrad war noch nicht so weit. Ich teilte mich Ruth mit. Wir waren ja inzwischen so vertraut geworden, als wenn wir uns immer gegenüber säßen. Was ja auch stimmte, nur die Zellenwand trennte uns ja. Sie versuchte, mich zu trösten, morste etwas von „draußen treffen, mich doch jetzt schon lieb haben“ und sonstige Dinge, die jungen Menschen eigen sind. Dann griff ich auch an meine Jackentasche. Die „Parfümierte“ hatte mir heimlich (oder mit Wissen von Markusche?) eine Schachtel Zigaretten zugesteckt. Egal, der Sibirier gab Feuer, es qualmte. Über das Luftloch flogen einige Zigaretten zu unseren „drei Frauen“. Die Nacht war sehr unruhig, ich fand kaum Schlaf.

Dann ging es bald „ratsch, ratsch“. Ein anderer Posten, der „Säufer“ genannt, holte mich mit meinem spärlichen Besitz ab. Wieviel Zeit war vergangen? Es musste ja inzwischen März sein. Wenn ich, wie in Chemnitz, weitere Striche in die Wand geritzt hätte, wäre wohl eine ganze Menge zusammengekommen. Es ging die kleine Hofterrasse hinauf. Dort stand ein PKW. Alle Scheiben waren schwarz (Die Windschutzscheibe konnte ich aber nicht sehen). Die Hände wurden mir auf den Rücken gebogen. Die ersten Handschellen meines Lebens machten „Klick“. Kaum eingestiegen, begann die Fahrt. Zu sehen gab es ja nichts.

Die Fahrt war kurz. Als ich aussteigen musste, befand ich mich in einer Schleuse, einem Durchgang eines Gefängniseingangs. Papiere wurden übergeben, dann ging es hinein. Wieder landete ich in einem großen Gefängnis. Von mehreren Seiten gingen in allen Etagen Zellengänge ab. Wie in einem Adventstern, dachte ich. Es ging zwei oder drei Etagen hoch. Ganz am Ende einer Etage wurde mit dem bekannten „ratsch, ratsch“ aufgeschlossen. Ich trat ein. Die übliche Zelle, beinahe wie in Chemnitz, nur dass hier auch eine richtige Holzpritsche neben dem Eisenbett stand. Das Fenster war hoch an der Wand, keine Blechsichtblende. Einer war schon drin, ein älterer Mann. Die Haare fie-

len ihm lang auf die Schultern, wie mir. Wir machten uns bekannt. Er war Wallone, schon über ein Jahr hier, ohne eine einzige Vernehmung. Er hatte freiwillig bei der wallonischen SS-Division im Krieg gedient. Durch ihn erfuhr ich, dass ich in Dresden, Münchner Platz, beim sowjetischen Militärgericht sei. Vorher sei ich in der Bautzner Straße gewesen. Der Wallone war groß, schlank, wirkte nicht abgemagert und auch ausgeglichen. Er ging davon aus, dass man ihn irgendwie nach Belgien ausliefern würde. In einem Regal standen zwei Essenschüsseln und Trinkbecher aus Blech, ein Holzmesser lag darin. Auf dem Tisch hatte er ein richtiges Schachspiel. Immer wenn er allein gewesen sei, sagte er, habe er gegen sich selbst gespielt. Natürlich habe er sich dabei auch betrogen. Tolle Züge hatte er sich ausgedacht, die er mir zeigte. Ich staunte, hatte davon gar keine Ahnung gehabt. Als er mich nach dem „potschemu (Warum)“ fragte, sagte ich: ich hätte den 58er bekommen.

Das hatte ich von dem Vernehmer mit den silbernen Stullenbrettern gehört. Ich rechnete mit drei bis vier Jahren, da meinte er nachdenklich, „Du wirst die Norm erhalten. Bei mir waren vor Dir schon viele. Wir hatten ein Zeichen ausgemacht, als Signal, wenn sie zurückkamen, denn keiner kam zu mir zurück. Alle haben 25 Jahre bekommen.“ „Was?“ rief ich entsetzt, „25 Jahre, das gibt's doch gar nicht!“ „Und ob“, sagte er. Wieder einmal war ich wie erschlagen. Drei oder vier Tage blieb ich bei ihm. Ich hatte gerade die Mittagssuppe hinter mir, da ging „ratsch, ratsch“ die Zelle auf! Der Posten mit dem ewig bekannten Namenszettel kam. Diesmal fragte er nicht, sondern sagte: „Geinisch, poschli sjudu, Tribunal!“ Ich verabschiedete mich von dem Wallonen. Er gab mir noch ein großes Stück Brot auf den Weg, umarmte mich und sagte „Gott sei mit Dir!“

Draußen musste ich alles auf den Flur legen. Zwei Posten in tadelloser Uniform, geschniegelt und gebügelt, aufgepflanzte Seitengewehre, nahmen mich in die Mitte. So ging es den langen Flur entlang. Wir kamen in einen Verwaltungstrakt. Weiße Wände, rote Ziegelumrandung aller Türpfosten. Dann rief einer „stoi (Halt)!“ Ich durfte die Hände vom Rücken nehmen. Einer klopfte an die Tür, öffnete. Zu dritt traten wir ein.

Es war ein großer lichter Raum mit zwei geöffneten Fenstern. In der Mitte dazwischen hing das obligatorische Stalinbild. Vor den Fenstern eine lange Tafel, mit rotem Tuch bedeckt, dahinter drei Militärs, zwei Offiziere und ein Soldat, rechts etwas erhöht einer mit silbernen Stullenbrettern, links eine Zivilistin mit eigenem Tisch, in der Mitte des Raumes ein einzelner Stuhl. Die beiden mit den Seitengewehren nahmen neben den Türpfosten Aufstellung. Ich musste zur Mitte auf den einzelnen Stuhl. „Setzen“, hieß es. Kaum saß ich. „Aufstehen.“ Die Zivile erhob sich und sagte: „Sie sind hier beim sowjetischen Militärtribunal Dresden. Ich darf Sie mit dem Gericht bekanntmachen. (Das sagte sie tatsächlich, es durfte nicht wahr sein!) Der Vorsitzende ist Herr Oberstleutnant [...] (vergessen), dann ist hier Herr Kapitän [...] (vergessen) und noch Herr Soldat [...] (vergessen).“ Nun deutete sie auf den Silberling und sagte: „Das ist Herr Militärstaatsanwalt, Oberst [...] (vergessen) und ich (sie machte tatsächlich eine Art Knicks) heiße Ludmilla (nicht vergessen). Der Herr Oberst wird jetzt verlesen und ich übersetze.“ Mein „Oberst“ erhob sich steif und schnarrte

los. In den Abschnittspausen übersetzte Dolmetscherin „Ludmilla“, als hätte sie alles schon auswendig gelernt. Was dabei herauskam, hatte ich schon bei Markusche gehört. Dann musste ich aufstehen. Der Vorsitzende hatte meine dicke Akte. Er blätterte hin und her, vor und zurück. Die Beisitzer sagten kein Wort. Ich hatte gehofft, Christa wäre hier, leider eine trügerische Annahme. Schon bei der Verlesung der Anklage waren Namen wie Aurig, Andrek und Radestock nicht gefallen. Man hatte es mir also abgenommen, nichts zu wissen. Aber ein gefährlicher Einzeltäter war ich geblieben. Wie hatte die „Parfümierte“ gesagt: „So jung und so ein großer Verbrecher!“ Nun fragte der Vorsitzende: „Sie haben es gehört, haben Sie etwas dazu zu sagen?“ Ludmilla übersetzte. Ich verneinte. Der Vorsitzende: „Bekennen Sie sich schuldig?“ Ludmilla übersetzte. Ich: „Nein, nicht im Sinne dieser Vorwürfe.“ Ludmilla übersetzte. Stirnfalten beim Vorsitzenden. „Aber Sie haben doch alles unterschrieben.“ Ludmilla war wieder dran. Ich: „Ja.“ Er: „Ist das Ihre Unterschrift?“ Ich musste zum Tisch treten, zur Akte. Er zeigte mir einzelne Blätter. Ja, das war meine Unterschrift. (Das hatte ich auch vorher schon gewusst.) Er: „Dann sind Sie auch schuldig. Waren Sie am Krieg gegen die Sowjetunion beteiligt?“ Ludmilla bekam wieder Arbeit. Ich: „Nein, ich war 1944 und 1945 in der Tschechoslowakei.“ Er: „Dann haben Sie also doch am Krieg gegen die Sowjetunion teilgenommen.“ Ludmilla übersetzte und sagte noch: „Das Gericht zieht sich zur Beratung zurück.“

Die Posten nahmen mich in die Mitte, auf den Flur. Ich erwartete, dass das Gericht bei diesen umfangreichen Akten sehr lange brauchen würde. Merkwürdig. Gesprochen hatte nur der Vorsitzende, die beiden Beisitzer waren stumme Anwesende geblieben. Es verging etwa eine Minute. Da ertönte ein Hupsignal. Wir gingen wieder hinein. Alle standen. Der Vorsitzende hatte mehrere Blätter in der Hand. Durch die Rückseite des letzten Blattes konnte man sehen, dass sie alle mit der bekannten violetten Tinte geschrieben waren. Wie konnten sie in der kurzen Zeit so schnell schreiben? Ich achtete auf die letzten Sätze des Vorsitzenden. Mein Wallone hatte sie mir vorhergesagt und eingetrichtert. Da kamen die Worte: „dwatjat pjati let sidetch“, also doch 25 Jahre. Ich hatte den Paragraphen 58/6, 58/10¹⁸ und dabei eine Reihe Unterziffern. Die Dolmetscherin übersetzte, seufzte und fügte hinzu: „Sie haben Glück gehabt, dass der weise Vater Stalin die Todesstrafe abgeschafft hat, sonst hätten wir sie zum Tode verurteilen müssen.“

In mir war eine große Leere, als das Gericht verschwand. Die Posten führten mich ab. Ich muss wohl sehr blass und schlecht ausgesehen haben, denn einer legte mir die Hand auf die Schulter und sagte: „Skoro domoi (Bald nach Hause).“ Dabei grinste er. Sein Kamerad schnauzte ihn an: „Njet, oboslag, durak (Nein, Sonderlager, Esel).“ Auf dem schweren Weg zurück in den Zellenbau ging es mir rasend durch den Kopf. Warum keine Zeugen? Warum keine

18 Artikel 58 des Strafgesetzbuches der RSFSR richtete sich gegen sogenannte Staatsverbrechen. Nach ihm wurden auch die politischen Prozesse in der Sowjetunion selbst geführt. Heinisch war damit wegen Spionage und antisowjetischer Propaganda verurteilt worden. Die Dauer der Verhandlung war unterschiedlich. In der Regel bestand nur eine kurze Frist zwischen dem Ende der Beweisaufnahme und der Verkündung des Urteils, das schon vorher feststand.

Gegenüberstellungen? Warum erhielt ich keine Anklageschrift ausgehändigt? Warum gab es keinen Verteidiger? Ich kannte das sowjetische Strafverfahren nicht, in dem der Staatsanwalt gleichzeitig Verteidiger sein soll. Es ist mir bis heute fremd.

Ich kam nicht wieder zum Wallonen. Eine andere Zelle erwartete mich. Sie war wie alle anderen Zellen. Zunächst war ich allein, aber nur kurze Zeit. Dann hörte ich das bekannte „ratsch, ratsch“, der Schlüssel drehte sich und herein kam ein nicht sehr großer blonder junger Mensch, bleich und still in sich gekehrt. Er stellte sich ans Fenster und faltete die Hände. Die Stille verschwand, als ein Dritter hinzu kam. Nun machten wir uns bekannt. Der stille blonde junge Mensch sagte: „Ich bin Dieter Schneider aus Riesa.“ Mehr sagte er zunächst nicht, blieb verschlossen. Später tauten wir gemeinsam etwas auf. Jeder hatte bei der Verurteilung die „Norm“ erhalten. Seine Mutter war auch verurteilt worden.

Dieter gehörte zu den Riesaer Oberschülern, war also der „Tailor“, nach dem Konrad Schmidt in der Bautzner Straße „gemorst“ hatte. Konrad hatte damit auch die Norm. Unsere brennendste Frage war: Wie würde es weitergehen? Was kommt auf uns zu? Unser Dritter meinte: „Es geht zum Arbeiten in die UdSSR.“ „Hoffentlich habe ich dann etwas wärmere Kleidung“, dachte ich. Ein in Drillich gekleideter russischer Kalfaktor brachte uns Suppe und Brot. Obwohl uns bestimmt nicht nach einem Essen verlangte, wurde alles rasch verschlungen. Beim Umschauen in der Zelle wurde doch eine Neuerung gefunden. In der rechten Ecke, neben der Tür, war eine Toilette. Als dann das Wasser aus ihr abgelassen wurde, ertönte plötzlich eine Stimme aus dem frei gewordenen Rohr. Eine neue Erkenntnis unsererseits. Man konnte nicht nur an die Wand klopfen, sondern die Toilette als eine Art Sprachrohr oder Telefon benutzen. Über der Zellentür befand sich eine eingelassene kleine Nische. Einer von uns stieg auf den Schemel, wollte sehen, was es da eventuell gab. Er griff hinein. Als er herunterkam, hatte er ein Bündel lange schwarze Wolle in der Hand. Wolle? Nein, das war langes dunkles Frauenhaar! O Gott, das durfte doch nicht wahr sein. Ich kann nicht mehr sagen, unter welchen Gedanken jeder von uns die erste Nacht nach der Verurteilung verbrachte.

Nach dieser erneut schlaflosen Nacht dachte ich: „Also vom 17. März 1950 an 25 Jahre! Da bist du 45 Jahre alt, wenn du das überlebst.“ Es kam mir ins Bewusstsein, was ich mir früher vorgestellt hatte: Beruf, Existenzaufbau, Freundin, Verlobung, Heirat, eigene Familie, Kinder, Enkel im Kreise meiner Eltern, Familientreffen. Alles, aber auch alles verschwand in der Dunkelheit, im Nichts.

Die Zeit im Gefängnis am Münchner Platz war eintönig und bedrückend. Außer den Posten und den Kalfaktoren bekamen wir niemand zu sehen. Manchmal ertönte Treppengeklapper vom Gang in die Zelle, doch Stimmen wurden nie laut. Unser Zellennachbar telefonierte auch nicht mehr. Im Zellenfenster spiegelte sich unsere Unsauberkeit: Die fettig gewordenen schulterlangen Haare. Deshalb wurde der russische Kalfaktor angesprochen. Mit Händen und Worten zeigten wir an, dass die Haare zu lang wären. Er grinste: „Da, da,

da.“ Bald kam er wieder. Er hatte so etwas wie eine Haarschneidemaschine mit Handbetrieb in der Hand. Der Schemel kam in die Zellenmitte. Ich nahm Platz und deutete ihm mit Gesten an, wie er vorgehen solle: Hinten richtig gekürzt, auch etwas an den Seiten, und die Koteletten so oder so! Er lachte „da, da, da“, setzte sein Gerät in der Stirnmitte an und arbeitete sich ganz durch. Radikal, immer weiter über meinen ganzen Kopf hinweg. Alle Haare fielen, bis ich ganz kahl geschoren war. Wie benommen stand ich auf. Die anderen Kameraden sagten nichts, sie wussten, was ihnen bevorstehen würde. Nun waren wir drei Glatzköpfe, sahen aus wie jeder der einfachen russischen Soldaten, die uns „befreit“ hatten. Der Kalfaktor blickte uns noch einmal an, begutachtete sein Werk und mit einem „chorascho“ verschwand er. Wir klappten das Oberlicht des Zellenfensters herab. Das sollten wir sein? Die erste „Bombe“, also Glatze, unseres Lebens war vorhanden. Damit mussten wir uns abfinden. Ein Zeichen, dass es bald nach Sibirien geht? Zwei oder drei Tage waren vergangen. Dann das bekannte „ratsch, ratsch“ vom Türschließer. Es hieß: „Alles dawai, alles mitnehmen – Transport.“

Transport

Über Gänge und Treppen mussten wir hinunter. Auch aus anderen Etagen wurden Häftlinge gebracht. Im Hof waren wir dann 10 oder 12 Kahlköpfe und ein großer „tschorny woron“. Innen war ein etwas größeres Abteil (vielleicht für sechs Gefangene gedacht) und zwei ganz kleine Käfiggestelle. Alle waren durch Draht abgeteilt. Wir wurden alle in das größere Abteil gezwängt. Ich versuchte, vorn an der Drahttür zu stehen. Der Wagen war schon geschlossen. Der Posten am Gang blickte finster. Er hatte seine Balalaika¹⁹ in den Händen. Da wurde die Tür noch einmal geöffnet und eine Frau kam herein. Sie kam in einen der Einzelkäfige. Dann ging es los. Während der Fahrt wurde viel gesprochen, obwohl der „Balalaika-Sowjetmensch“ vergeblich versuchte, uns zum Schweigen zu bringen. Da ich vorn stand, konnte ich Kontakt mit der Frau aufnehmen. Sie hieß Hildegard, war aus der Forststadt Tharandt und hatte auch die „Norm“ bekommen. Sie war schlank, groß, hatte halblanges blondiertes Haar und wirkte gar nicht so ungepflegt wie wir. Die Fahrt dauerte längere Zeit. Wo brachten sie uns hin? Diese Frage kreiste unter uns. Einer vermutete Frankfurt/Oder. Von dort gehen die Transporte in die Sowjetunion ab. Er wüsste es, weil er aus Frankfurt käme.

Ankunft im Gelben Elend

Es war der 23. März 1950. Wir hielten plötzlich. Die Tür wurde aufgeschlossen. Unser Bewacher öffnete die Käfige und es ging hinaus. Wieder eine „Schleuse“. Doch dann eine Überraschung. Um uns blaue Uniformen der Volkspolizei! Sie

19 Umgangssprachlich für Maschinenpistole.

begrüßen ihre sowjetischen Kameraden ehrfurchtsvoll. Aus dem Fahrerhaus war auch ein Offizier mit einer Aktentasche im Arm ausgestiegen. Unser Begleitkommando ging in einen angrenzenden Raum. Die „Blauen“, wie die Volkspolizei in der ganzen Bevölkerung genannt wurde, blieben und beobachteten uns.

„Menschen wie du und ich?“ dachte ich. Wen hatte ich kennengelernt? „Sowjetmenschen und Russen“. Sowjetmenschen waren die Fanatiker, sie kannten nur eines: „Tod den Faschisten, unser großer weiser Vater Stalin und die Partei haben immer recht!“ Russen fand man vereinzelt unter den einfachen Wächtern, sie hatten häufig einen traurigen Blick für uns. Sie ließen uns in Ruhe und waren wohl immer bedacht, bei ihren Handlungen, Worten und Gesten nicht selbst beobachtet oder gar erwischt zu werden. Nun die „Blauen“. Endlich würde nur noch deutsch gesprochen. Jeder würde uns verstehen. Alles würde gut werden und sicher kämen wir bald wieder frei! Welche Enttäuschung sollten wir erleben! Menschen wie du und ich?

Im Kommandoton hieß es: „Zu zwei Mann aufstellen. Hände auf den Rücken. Nicht sprechen.“ Hildegard wurde gesondert abgeführt. Dann öffnete sich das große Tor. Vor ihm mussten wir noch einmal stehen bleiben. Uns bot sich folgender Anblick: Ein riesiger Gefängnis-Komplex, fünf Etagen hoch, ein Vorbau mit einem kleinen Kirchturm, jeder Stein aus gelbem Klinker bestehend. Mauern gab es auch. Jede war ungefähr drei Meter hoch, soweit man blicken konnte. Auch hier jeder Stein ein gelber Klinker. Alle 25 Meter ein Turm, auf der Mauer vielleicht einen halben Meter hoch elektrischer Stacheldraht. Vor der Mauer nach innen eine umgegrabene Zone. Auch hier Stacheldraht. Vierfach. Er war etwa zweieinhalb Meter hoch. Ganz außen und ganz innen normaler Draht. Die beiden mittleren Drähte waren auch elektrisch gesichert! O Gott, wo kamen wir hin? Beim Blick in die linke Richtung ragte über eine Zwischenmauer ein weiteres gelbes Gebäude hervor. Viel Zeit zum Umsehen blieb nicht. Schon wieder Kommandoton und der Befehl: „Nu awer fix!“ Ein Landsmann, ein Sachse. Unter einer Kirche war der Eingang. Es ging über einen sauberen Flur. Eine große von der Decke bis zum Fußboden reichende Gittertür stoppte den weiteren Weg. Die Tür wurde aufgeschlossen. Das „Ratsch, ratsch“ klang anders, beklemmender. In der Mitte einer runden Fläche stand ein großer Glaskasten (die Zentrale, wie ich später erfuhr) mit drei „Blauen“ darin. In jede Himmelsrichtung ging ein Gang ab. Jeder Gang war durch die gleiche Tür gesichert, wie bei unserem Eintritt. Papiere wurden getauscht, man telefonierte. Wir mussten stumm an einer Wand warten. Ein VOPO (Volkspolizist) kam vorbei und schrie uns an: „Lümmeln Sie nicht so herum!“ Einer kam aus dem Glaskasten und teilte uns auf. Es ging in die verschiedenen „Himmelsrichtungsgänge“.

Als ich durch die Gittertür in den Zellenbau kam, schrie gerade einer: „West fünf, fertigmachen zum Freigang!“ Ganz oben ging es hintereinander „ratsch, ratsch, ratsch“, wohl 10, 20 sogar 30 mal hintereinander! Viel Zeit zur Beobachtung hatte ich nicht. Schnell ging es „meinen“ Flur entlang, dennoch konnte ich abzählen, dass ich in der zweiten Zellenetage gelandet war. Ich blickte auf. An

der Tür stand die Nummer 26: Also West 2, Zelle 26. Der VOPO sagte kein Wort, er machte nur die Tür auf und schob mich hinein.

West 2, Zelle 26

Es war nicht das Zellenformat, das ich kannte. Die Zelle war etwa 3,50 Meter lang und 2,40 Meter breit, hatte an der rechten Seite eine dreistöckige Holzpritsche, an der linken Wand ein dort festgeschlossenes Eisenbett, dünne Strohsäcke, verschlissene Decken, einen kleinen Tisch, ein Wandregal und einen Holzschemel. Neben der Tür war ein kleiner Holzkübel für die Notdurft, das Fenster wieder durch eine Blechblende abgedeckt. So blieb nur ein schmaler Schlitz zum Himmel offen.

Drei Mann waren schon in der Zelle: Glatzköpfe, hohlwangig, bleich. Ihre Kleidung war noch schlechter als meine. Zwei stammten aus Berlin. Sie waren schon längere Zeit hier. Einer sagte: „Willkommen im Gelben Elend.“ Erklärte mich über die Ausmaße des Gefängnisses auf: „Es besteht aus vier Gebäudekomplexen. Wir sind im Kreuzbau, dem Hauptgebäude. Fünf Etagen sind es, auf zwei Seiten. Jede hat 45 Zellen. Dann ist da noch der Saalflügel mit 8 Sälen.“ Ich war ob der Ausmaße wie betäubt. Ich würde ja sicher etwas Zeit mitgebracht haben, lachte einer von ihnen.

Ich hatte mich kaum umgesehen, da ging es wieder „ratsch, ratsch“. Der Blaue und einer „von uns“ standen vor der Tür. Der Häftling hatte eine farbig gestreifte Armbinde um. Er sah mich an, sagte sofort meinen Namen und gab mir eine Decke, einen Holzlöffel, der unheimlich groß und mit Mustern bemalt war. Die Kumpels erklärten, das sei meine Stalinkelle für die Suppe; sie sei deshalb so groß, damit sie nicht in den Mund gehe und ich recht lange an der Wassersuppe löffeln könne. Dann gab es noch einen rotbraunen Blechtopf. Er sah aus, als wäre er ein zu einem Kochtopf umgearbeiteter Stahlhelm gewesen. Ein Stück graue Tonseife und ein kleines Rechteck rosa Zahnpasta rundeten meinen Besitz ab. Was sollte die Zahnpasta? Nur einer von den beiden Berlinern hatte eine Zahnbürste. Die hatte er sich auch noch aus einem Stück Holz und Matratzenfäden selbst gebastelt.

Ich fragte meine Kameraden nach dem Häftling mit der Armbinde. Es war Albert, unser Etagenältester. Er hatte hier das Häftlingskommando und war Oberkalfaktor. So erfuhr ich, dass es innerhalb des Gelben Elends viele Gefangene gab, die sogenannte Kommandos hatten. Auf jeder Etage bestand eines. Sie setzten sich aus mehreren Gefangenen zusammen. Diese mussten putzen, putzen und nochmal putzen. Deshalb war der Fußboden auf dem Etagengang so glänzend gewesen! Es gab auch andere Kommandos: Wäscherei, Bäckerei, Essenträger, Kartoffelschäler. Diejenigen, die die Küche versorgten, hatten gute weiße Anzüge; das gab es auch im Sanitätsdienst. Bei den Russen hatte es keinen Etagenältesten gegeben, alle wären Kommandanten genannt worden, also Etagenkommandant! Albert sei ganz in Ordnung. Ich würde das schon alles noch erfahren.

Da ertönte es plötzlich: „West 2, fertigmachen zur Freistunde.“ Überall war das „Ratsch, ratsch“ zu hören. Jetzt sah ich die Menschenmassen. Schwerfällig wälzte sich der Strom der Häftlinge über den Etagenflur. Trotz der Rufe „Beeilung!“ kam er nur langsam voran. Da konnte ich schon einen Blick riskieren. Über alle Etagen waren Fangdrähte gespannt. In der Mitte jeder Etage gab es eine kleine Brücke mit einem Aufseherpult. Dort saßen VOPOs. Unten stand ein alter Mann. Die Mütze im Genick, Gummiknüppel im Stiefel, schaute er zu uns auf. „Das ist Fiete, ein Norddeutscher. Er soll schon bei den Nazis im KZ gewesen sein“, flüsterte mein Nachbar. Sprechen war ja verboten. Da ging noch ein Mann unten frei herum, ein Häftling. Er hatte eine besonders gekennzeichnete Armbinde und eine verkrüppelte Hand. „Das ist Paddelhand, unser Lagerältester Werner Eggert,“ flüsterte es neben mir. Dann waren wir draußen. Ein eiskalter, scharfer Wind empfing uns. Aber tief Luft holen, das war wichtig. Es war ein Hinterhof, groß, rechteckig, rechts der Saalbau. Merkwürdig, an den Fenstern waren hier keine Blechblenden. Überall konnte man Glatzköpfe sehen, vor uns in größerer Entfernung ein Stück der bekannten Mauer, eine kleine Kapelle. Direkt darüber war ein „Starenkasten“²⁰. „Das ist die Leichenhalle“, hörte ich meinen Nachbarn sagen. Links neben der Kapelle befand sich ein im rechten Winkel stehender zweistöckiger Bau, das Lazarett. Linker Hand waren zwei weitere Gebäude: die Wäscherei, die Bäckerei und die Küche. „Es gibt noch mehr,“ erklärte mein Kumpel. Haus 2, Haus 3 und Haus 4. Mein Gott, dachte ich, das ist ja eine richtige Gefängnisstadt.

Wir gingen untergehakt, in Sechserreihen rund herum um ein mit spärlichem Grün bewachsenes Rechteck. Sprechen war verboten. Der Abstand zur Vorderreihe musste eingehalten werden. Zwei Posten bewachten uns. Das Etagenkommmando lief in uns entgegengesetzter Richtung. Sollten sie beobachten, ob wir miteinander „Verbotenes“ taten? Als wir am Hofeingang zur Zentrale vorbeikamen, sah ich noch Einschüsse im Mauerwerk. Waren die aus der Kriegszeit oder waren hier Gefangene erschossen worden? Da ging die Tür auf. Ein Offizier der VOPO kam mit einem großen Hund heraus. Das sei „Hundeschulze“. Vor ihm müsse ich mich in acht nehmen, wurde ich belehrt. Bald hieß es einrücken, und mit „ratsch, ratsch“ waren wir wieder eingeschlossen.

Am Nachmittag musste ich wieder raus. Ein VOPO brachte mich zur Zentrale. Dort standen schon ein paar andere Häftlinge. Es ging in den Gang unter der Kirche in einen Verwaltungstrakt. In einem der Zimmer mussten wir „Klavierspielen“, das heißt Fingerabdrücke abnehmen lassen, sorgfältig von jedem einzelnen Finger. Im Nebenraum wartete der Fotograf. Auf den Drehstuhl, Nummer vor die Brust, von allen Seiten fotografieren, sogar von hinten! Als ich die Rückenaufnahme hatte und mich keiner sehen konnte, versuchte ich zu lächeln und dachte: „Jetzt bitte recht freundlich!“ Alles war schnell erledigt.

Außerdem waren wir zum Duschen und zur Entlausung gekommen. Kurze Zeit warmes Wasser, die Klamotten kamen in eine „Räucherammer“. Sie stanken richtig und waren teilweise verbrannt worden. Vorher noch rasieren, doch nicht die Haare am Kopf, sondern alle Schamhaare.

²⁰ Wachturm.

Nach Rückkehr auf die Zelle wurde der Hungermarsch begonnen. Zwei Kameraden mussten immer laufen, zwei konnten nur sitzen. Auf dem Holzpritschenbett am Tag sitzen oder gar liegen war ja streng verboten. Unser VOPO-Posten hatte den Spitznamen „Ema Eck“. Er war Berliner und beschwerte sich immer, wenn er von Vorgesetzten einen Auftrag erhielt. Obwohl es im Flur keinen Teppichboden gab, hatte er es gelernt, sich lautlos von Zelle zu Zelle zu schleichen. Passte ihm etwas nicht, ging es „ratsch, ratsch. Was machen Sie da? Es ist verboten, da muss ich eine Meldung machen!“ Verboten war alles. Wie Tiere in einem Käfig sollten wir gehalten werden.

Das erste Mittagessen kam. Es war ein Holzkübel voller Suppe. Er erinnerte mich an die großen runden Wäschezuber, die es in meiner Kindheit gab. Zwei von der VOPO und Albert waren Essenausteiler. Mit einer „Konservenbüchsenkelle“ wurde im Bottich eine Acht geschlagen. Dann plätscherte Wasser und etwas aus grünen Stückchen in unseren Blechnapf. „Was ist denn das?“, kam es aus mir heraus, als ich mit meiner „Stalinkelle“ rührte und beinahe nur Wasser fand. „Daran musst du dich gewöhnen“, sagte Fritz, einer der beiden Berliner, „du hättest eben 1949 hier sein müssen, da haben uns die Russen mit dicker Suppe aufgepäppelt, ehe sie uns an die VOPO übergaben. Jetzt haben die die Verpflegung erheblich gekürzt.“ „Na, denn guten Hunger“, meinte der andere Berliner.

Die Stunden vergingen. Draußen vor der Tür schien es Abwechslung zu geben. Immer wieder einmal tönnten Kommandos zu uns. Wir erzählten und erzählten. Bald gab es aber nichts mehr zu berichten. Ich wurde auch vor Spitzeln gewarnt. Es gäbe genug Häftlinge, die als Zuträger für die VOPOs tätig sein würden. Das bedeutete immer Vorsicht bei Gesprächen mit Leuten, die man nicht genau kennt, vor allem vor jenen mit den Armbinden, aber auch in den Zellen wären genug zu finden. Dann musste ich mal auf den Kübel. Ich wollte auf den Knopf neben der Zellentür drücken, damit die Blechflagge nach draußen fiel. Das war das Zeichen, dass einer in der Zelle etwas wollte. Ich hatte ja kein Toilettenpapier. „Mensch, lass’ das! Hier hast du ein Stück von meinem Zeitungspapier. Das ‚Neue Deutschland‘ kriegen wir stückweise zum Arschabwischen!“ Als ich so auf dem sehr schmalen Rand des Holzkübels hockte, las ich erst einmal den Zeitungsfetzen. Da stand: „Adenauer und Globke sind die alten Faschisten geblieben!“ Und: „Die DDR und UdSSR sind Garanten des Friedens!“ Na denn, das Papier wurde seiner gerechten Verwendung zugeführt.

Gegen 16 Uhr ertönte wieder das „Ratsch, ratsch“. Es stand ein anderer Häftling mit „Ema Eck“ vor der Tür. Er hatte ein großes Holzbrett für den Brotempfang. Es gab ein kleines Brot und eine halbe Stalinkelle voll Zucker. Das Brot war in vier Teile markiert, aber nicht geschnitten, Brotverteilung war also in der Zelle. Das schien eine „heilige Handlung“ zu sein. Drei standen am Tisch, einer musste zur Tür und den anderen Kameraden den Rücken zuwenden. Das Brot wurde mit irgend etwas in vier Stücke zerteilt. Der Kamerad an der Tür wurde gefragt: „Wer soll dieses Stück haben?“ Er antwortete: „Fritz, Günter usw.“ So sollte etwas Gerechtigkeit in die Stückgröße kommen. Ewald,

so hieß der andere Berliner, sagte noch: „Teile es gut ein, es gibt nur einmal am Tag dieses Brot.“ „Was“, fragte ich, „und zum Frühstück nichts?“ „Du kannst Dich an einem dreiviertel Liter Wasser laben und wenn du Glück hast, findest Du 8 oder 10 einzelne Graupen darin.“

17 Uhr war Nachteinschluss. „Ema Eck“ kam herein und klopfte mit dem Gummiknüppel die Gitterstäbe ab. Vielleicht hatten wir sie ja mit dem Löffelstiel unserer Holzstalinkelle angesägt? Dann war der Tag gelaufen. Aber hinlegen durfte man sich noch lange nicht. Das bedeutete wieder Hungermarsch und abwechselndes Sitzen. Endlich kam das Nachtzeichen. Ich lag auf dem untersten Teil der Holzpritsche. Eine Hundertschaft Flöhe kämpfte um die besten Plätze meines Körpers. Er war ja nun schon bedeutend magerer geworden, so standen auch die Rippen hervor und mein Gesäß wurde faltig. Die Nacht schien ohne Ende zu sein. Grübelnd starrte ich an den dicht über mir hängenden Holzpritschenboden meines Obermieters. Was hatte ich noch zu erwarten? Wie lange noch, wie lange noch? Ab und zu wurde die trübe Lampe an der Wand angeknipst, der Nachtportier „VOPO-Marielche“ (ein Ostpreuße) kontrollierte, ob wir ihm nicht doch durch die Gitter und den schmalen Luftschlitz der Blechblende am Fenster entwischt wären.

Am nächsten Tag lernte ich Kübeln. Der Fäkalienkübel wurde „in die Arme genommen“ und vor der Brust gehalten zu einer Toilettenzelle getragen. Vier große Trichter gab es. Einer vom Toilettenhäftlingskommando schüttete etwas Chlor hinein, der Boden erhielt zwei Zentimeter Wasser und dann ging es zurück. Die anderen hatten inzwischen den Wasserkrug gefüllt bekommen und kaltes Waschwasser in eine Schüssel erhalten. Die war für uns alle vier bestimmt. Damit jeder von uns einmal sauberes Waschwasser hatte, ging es reihum. Das Wasser wurde zum Fußboden aufwischen benutzt, nachdem alle gewaschen waren. Dann kam die Graupensuppe. Tatsächlich fand ich beinahe 12 Stück darin. Meine Zellengenossen fanden weniger. Es war kalt in unserer „Wohnung.“ Fritz führte ein paar Freiübungen durch. Mir war nicht danach. Wieder verging die Zeit nicht. Doch dann - wieviel Uhr war es eigentlich? - „Ratsch, ratsch“: „Heinisch, kommen Sie mit.“ Ema Eck holte mich nach ganz vorn in eine größere Zelle. Sie hatte die Nummer 45. In ihr waren auch Neulinge, natürlich nicht unbewacht. Ich kam auf eine Bank und erhielt ein Formular, eine Art Brief, DIN-A5, 15 vorgezeichnete Linien. Ich musste an meine Eltern genau nach Vorschrift schreiben. Ich durfte nur mitteilen, von wem ich weswegen zu wieviel Jahren verurteilt worden sei. Über meinen Aufenthaltsort durfte ich nichts schreiben, auch nichts darüber, wie es sei, nur dass ich gesund sei, es mir gut ginge und dass sie sich keine Sorgen machen sollten usw. Was sollte dieser Quatsch? Aber sicher warteten die Eltern auf ein Lebenszeichen, also „Befehl ausgeführt - Herr Wachtmeister!“ An diesem Tag wurde ich noch einmal geholt. Ich musste meinen Lebenslauf schreiben, aber nur die tatsächliche Wahrheit! Prawda, prawda, Geinisch - so ähnlich hatte es ja geklungen. „Befehl ausgeführt, Herr Wachtmeister.“ „Wärnse nich frech!“ tönte es daraufhin. „Ema Eck“ holte mich ab und brachte mich zurück. Der Rest des Tages verlief im gewohnten Ritual.

So ging es die nächsten Tage weiter. „Albert“ wurde mir vertrauter. Ich erfuhr von den „Altgedienten“, dass es bis Anfang 1950 noch Innen- und Außenbaracken gegeben habe, in denen Internierte gewesen wären. Manchmal hätten sie auf die in den Zellen sitzenden verurteilten SMTer²¹ geschimpft und sich für etwas Besseres gehalten. Viele seien schon seit 1945 und 1946 hier gewesen, viele von ihnen wären gestorben. Nicht alle von ihnen seien große Nazis gewesen, da doch zu viele Jugendliche unter ihnen waren. Im Laufe des Jahres 1949 wären die meisten entlassen worden, aber mancher, der vorher auf die SMTer geschimpft hätte, wäre plötzlich nachverurteilt worden. Nun säße er auch hinter Gittern.²²

Bald war der Gesprächsstoff auf unserer Zelle erschöpft. Da wurde es langsam aber sicher grausam. Es gab keine Abwechslung, keine Zeitung, keine Beschäftigung oder Arbeit. Immer nur warten, dass es wieder einmal Wassersuppe geben würde und das klitschige Stück Brot, „Kule“ genannt (Wort kommt aus dem Rotwelschen – kl. Stück Brot). Zum Brot kam statt Zucker am zweiten Tag ein kleines bisschen Marmelade und am dritten Tag ein Rechteck aus 15 Gramm grauer Margarine. Diese Nahrungsmittel wurden Produkte genannt. Stundenlang konnte man 20 Gramm Zucker lutschen. Er kam in ein Stück Stoff und der glückliche Besitzer nuckelte daran wie an einem Baby Schnuller. Albert sagte nicht viel. Er machte seine Arbeit und hatte das Glück, mittags einen Liter Suppe extra zu haben, wie auch andere Kommandohäftlinge bessere Bedingungen hatten. Man sah es ihnen an. Sie waren nicht ganz so abgemagert wie wir. Außerdem hatten sie etwas mehr Freiheit und konnten auf der Zellenetage herumlaufen und am Tag ihre Holzpritschen zum Ausruhen benutzen.

Unsere Bewacher wechselten. Sie führten sich sehr unterschiedlich auf. Ich machte ähnliche Erfahrungen wie in meiner Zeit bei den Russen. Es gab ganz scharfe, die wohl eine strenge Parteischule hinter sich hatten. Für die waren wir echte Verbrecher. „Sie wollen den Krieg, wir nicht!“ war ihre Ausrede für alle kleinlichen Verbote und Schikanen. Sie wurden mit Spitznamen wie MOH (Mensch ohne Herz), MOS (Mensch ohne Seele) oder auch „Das Auge der DDR“ bedacht. Letzterer zeichnete sich nicht nur durch besonders starke Brillengläser aus, sondern auch durch seine Art der Schnüffelei in den Zellen und die Wegnahme selbst geringster „Gegenstände“, wie die aus mühsam abgesparter Brotrinde gefertigte Schachfiguren. Überhaupt gab es regelrechte VOPO-Filzkommandos. Sie kamen heimlich in die Zelle, wenn die Gefangenen beim Freigang waren. Sie rissen die Strohsäcke auf, lösten Pritschenbretter, brachten Unordnung und zerbrachen die für den Brotaufstrich gefertigten Holzteile. Ehe sie gingen, schütteten sie noch den Wasserkrug aus, schlossen das Zellenfenster und hoben den Deckel des Kübels hoch, damit es in der betroffenen Zelle richtig stank.

Es gab aber auch andere VOPOs, von denen wir kaum Schikanen zu befürchten hatten. So war der „Koreaner“ gern gesehen. Leider kam er nicht lange zu

21 Von einem sowjetischen Militärtribunal (SMT) verurteilte Häftlinge.

22 Siehe hierzu allgemein Hunger – Kälte – Isolation.

uns und wurde in Haus 3 delegiert. „Silberblick“, er schielte, war bemüht, immer Böses zu entdecken. Doch außer, dass er beim Hofgang Häftlinge, die gesprochen hatten, an der Wand stehen ließ, hatte ich keine bösen Erfahrungen. Er grinste und sagte: „Ich weiß schon, warum Ihr mich Silberblick nennt, weil ich alles sehe“. Er war ein bisschen zurückgeblieben und eines Tages verschwunden.

Einmal hatte ich mich verbotenerweise auf die Pritsche gelegt. Mir war plötzlich schwarz vor den Augen geworden: „Kreislaufschwäche“. „Ratsch, ratsch“, das „Auge der DDR“. Ich versuchte es mit einer Erklärung. „Nix da, komm Se raus!“ Er brachte mich auf die andere Seite der Zellenetage und schloss eine Tür auf. Da ging es gar nicht in eine Zelle. Die Rückwand war zugemauert. Dahinein musste ich mich zwingen. Dann wurde die Tür zugeklappt. So stand ich in der Enge, es war ganz dunkel um mich. Eingeklemmt wurde mit der Zeit auch die Luft knapp. Niemand war da. Nur einmal knallte etwas an meine Tür. Das Etagenkommando war am schrubben. Als die Tür geöffnet wurde, war der Koreaner da. Ich wäre ihm beinahe zu Füßen gefallen. Er hielt mich auf. Wie lange ich gestanden hatte, wusste ich nicht. Er brachte mich in die Zelle zurück und sagte: „Legen Sie sich erst einmal hin.“

Durch den Hofgang sah man viele andere Gefangene. Bei den meisten war die Zivilkleidung abgetragen. Viele hatten selbstgestrickte Käppis auf dem Kopf, Stadtwappen oder Namensschilder an Ärmeln oder Brust. Ich schaute mich immer nach eventuellen Bekannten aus meiner Heimatstadt um. Vergebens. Als wir einmal an der Küche vorbeikamen, sah ich Werner Andrek. Tadelloser weißer Drillichanzug, wohlgenährt stand er sich ausruhend am Treppengeländer. Ich blieb einfach stehen, es war mir egal, und tat so, als müsse ich mir den Schuh binden. Er hatte mich erkannt. Ich fragte nach Christa. „Ja, die ist hier“, sagte er. Er versprach, mich ins Küchenkommando zu holen. Ich hörte allerdings nie wieder etwas davon.

Zwischenzeitlich hatte ich auch ganz kurz Bekanntschaft mit einer Karzerzelle gemacht. Ich hatte versucht, auf dem Tisch stehend über die Sichtblende zu schauen. „Marielche“ erwischte mich und schon ging es nach West 1. „Paddelhand“, unser Lagerältester, sah mich, als ich gebracht wurde. Er sagte zu „Fiete“, der mich von „Marielche“ übernommen hatte: „Heute ist aber der gute Tag.“ Das hatte ich schon gehört. Karzer bedeutete immer zwei Tage lang keinen Strohsack, nur Brot und Wasser und am dritten Tag Strohsack und volle Häftlingsverpflegung (guter Tag). Manche erhielten 3x21 Tage Karzer verordnet. Doch nach einer Woche gab es 7 Tage Erholung, also normales Häftlingsleben und dann kam der Karzeralltag wieder. Die Karzerzellen waren auf West 1. Es gab davon vier. Sie waren mit rohem Stein ummauert. In der Mitte der sonst sowieso schon kleinen Zellen war von der Decke bis zum Fußboden ein nochmals starkes Zwischengitter eingelassen. Dadurch wurde der Zellenraum um etwa die Hälfte eingeeengt. Der Raum verbreitete noch mehr Bedrückung als im sonstigen Häftlingsalltag. Doch ich blieb nur eine Nacht. Mein Vergehen schien keine weiteren Folgen zu haben. „Paddelhand“ brachte

mich bis zum Treppenaufgang. Oben stand „Albert“, nahm mich grinsend in Empfang und ich kam auf meine alte Zelle zurück.

Häftlingsprotest in Bautzen

Dann kam der Morgen des 31. März 1950. Der Tag hatte mit dem gewohnten Ablauf begonnen. Es war nicht mehr ganz so kalt, so konnte auch schon ab und zu das „Oberlicht“ des Zellenfensters aufgezo- gen werden. Das war nicht immer so einfach gewesen. Es gab unter uns die „Fenster-Auf-Partei“ und die „Fenster-Zu-Partei“ mit den Argumenten: „Erfroren sind schon viele“ gegen „Erstun- ken sind nur wenige“. Da, gegen Mittag, hörte man Rufe. Das klang zunächst nicht laut, es schien, als würde ein Sprechchor rufen. Er wurde deutlicher. „Wir rufen das Rote Kreuz“, immer stärker, immer lauter wurden die Rufe. Wir stie- gen auf den Tisch und schauten über die Blechsichtblende. Unfassbar. An den Fenstern der Saalflügel hingen hunderte von Glatzköpfen und schrien im Chor „Hilfe, Hilfe, wir verrecken! Dreitausend TBC-Kranke sind hier, denkt an Nürn- berg.“²³ Aus den Fenstern wurden Tücher und Bettlaken gehängt, auf denen ähnliche Forderungen standen. Es schallte schauerlich über den sonst so stillen Hof. Auch von der Gegenseite der Zwischenmauer kamen solche Rufe. Bald wurden sie geordneter, einheitlicher, als wären sie miteinander abgestimmt. „Hilfe, Hilfe! Helft uns!“

Aufgeregt rannten die VOPOs im Hof herum. Auch einen sowjetischen Offi- zier sah ich mit drohenden Fäusten und wild gestikulierend auf die VOPOs zugehen. Da kam eine Reihe VOPOs mit Gewehren. Sie legten auf die Häftlinge an. Diese riefen im Chor: „Nun schießt doch endlich, tötet uns endlich“, das schallte über die Umfassungsmauern hinweg. Die VOPOs zogen ab, machten Platz für Häftlinge, die einen Wasserschlauchwagen heranrollten. „Wasser marsch!“ (Wie bei der Feuerwehr). Doch der Strahl reichte nicht bis zur Höhe der oberen Säle. Die unteren Säle schlossen einfach die Fenster, wenn sie besprüht wurden. Das brachte niemanden zum Schweigen.

Plötzlich, „ratsch, ratsch“, stürzten vier VOPOs in unsere Zelle. Gummi- knüppel wurden tätig. „Ihr Schweine, ihr Verbrecher!“, tönte es. Ehe wir uns besinnen konnten, prügelten sie wahllos auf uns ein. Wie von Sinnen schlugen sie, für jeden von uns vier war einer von ihnen da. Dabei hatten wir gar nicht gerufen, sondern nur auf dem Tisch gestanden und hinüber zu den Kameraden geschaut. Einer der Schläger musste aus Norddeutschland kommen. Er brüllte auf Platt. Ein kleinerer Wachtmeister tat sich besonders hervor. Das Ganze dau- erte nur wenige Minuten. Dann lagen wir mehr oder weniger blutend auf dem Fußboden oder hingen in der unteren Holzpritsche. Unser Etagenwachtmeister hatte sich an der Knüppelei nicht beteiligt. Er schloss nur „ratsch, ratsch“ die Zelle zu. Fritz meinte stöhnend: „Was uns nicht umwirft, macht uns hart.“

23 Gemeint sind die von den Alliierten durchgeführten Prozesse in Nürnberg, in denen Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit abgeurteilt worden waren.

Hofgang gab es an diesem Tag nicht. Die Suppe war dünn wie immer, das Brot klitschig wie immer. Es gab eine brutale Sonderfütterung der Zelle. Jeder Gegenstand wurde genauestens untersucht. Als ob wir irgend etwas verstecken konnten. Am nächsten Tag gab es eine Neuerung. Ab sofort war ich nicht mehr Heinisch, sondern Strafgefangener Heinisch. Bei jedem „Ratsch, ratsch“ mussten die Gefangenen an der Zellenfensterwand stehen und durften sich nur noch mit „Strafgefangener“ melden.

Über den Vorgang zur Niederschlagung des Protest war auch ein Gedicht entstanden. Später trug mir ein Haftkamerad das Gedicht vor:

Herz und Seele standen auf
und riefen in die Nacht hinein;
O Mensch, halt ein in deinem Lauf,
Meister der Folter und Pein zu sein!

Aus Herzensnot ward der Ruf geboren
nach Freiheit, Brot und Gerechtigkeit.
Viel Tausende hatten sich verschworen,
erhoben sich gegen Unmenschlichkeit.

Es drang der Ruf der Verzweiflung hinaus
durch die Gitter zu fragenden Herzen.
Sie konnten nicht öffnen das dunkle Haus,
nicht heilen die todwunden Schmerzen.

Und die es vermochten, die wollten es nicht.
Sie zwangen noch enger die Ketten!
Und dennoch, o Seele, glaub an das Licht,
das uns aus der Nacht wird erretten.

Die Bestie Mensch, sie mag uns quälen,
wir setzen dagegen die Standhaftigkeit!
Gott wird zur Freiheit auch uns einst erwählen
nach der Bewährung in Sturm und Leid.

Das fand ich fabelhaft. Es waren Wortfügungen dessen, was bei einem solchen Geschehen an Gedanken noch zu fassen ist. Gleich versuchte ich diese Verse zu lernen. Das dauerte etwas, doch sie blieben in mir bewahrt.

Saal

Kurze Zeit später kam für mich eine Veränderung. Schon öfter hatte ich durch die Tür nach dem Namensaufruf den Befehl „MAS“ gehört. Das bedeutete eine Verlegung „mit allen Sachen“. „Ratsch, ratsch“, Albert: „Heinisch MAS“. Also Verlegung. Es ging hinaus aus dem Zellenhaus. Kurze Zettelübergabe an der Zentrale, dann ein Stück nach links um die Ecke, Übergabe von einem VOPO an den nächsten. Zettelhergabe, dann „ratsch, ratsch“, Tür auf. Ich erstarrte!

Hunderte kahlköpfiger Häftlinge starrten mich an. Hohlwangig, tiefliegende Augen, total abgemagert, schlotternde Kleidung. Ich war in einem Saal! Nach Dantes „Höllenfurte“ konnte man sagen: „Lasset jede Hoffnung hinter Euch, Ihr, die Ihr eintretet!“ Stickige Luft empfing mich. Neugier allenthalben. „Zugang!“ brüllte einer neben der Tür und machte einen Strich auf eine Tafel. Ich war also ein Strich geworden. Durch eine Reihe von Regalen und einen Mittelgang brachte mich ein Kamerad zum Saalende. Dort war linker Hand ein Einzelraum. Ein kleiner, etwas bucklig wirkender Häftling erwartete mich. Sein Deutsch war nicht fehlerfrei. Der Raum war groß, sogar ein Einzelbett stand darin. Er war der Saalälteste, Herrscher über alle Häftlinge dieses Saales. „Wir sind sowieso schon 387 Mann hier und da musst du auch noch kommen“, tönte er. Einer kam herein und übernahm mich.

Ich wurde zu einem der Regale geführt und eingewiesen. Fensterseite, untere Pritsche. „Nu rückt mal bisschen zusammen“, sagte er zu den dort hockenden Häftlingen. Die murrten ein wenig, konnten aber nichts machen. Als ich mich bücken wollte, um in das Regal zu kriechen, fiel über mir plötzlich einer in sich zusammen, verkrampte sich und strampelte. Ich blickte erstaunt. „Das musst du nicht ernst nehmen, der ist doch Epileptiker“, sagte einer neben mir. Also kroch ich hinein, machte mich mit den Nachbarn bekannt und war froh, der Enge der Zelle entronnen zu sein.

Nun galt es erst einmal, sich umzuschauen, was hier los war. Da waren die Regale, eine Art Blöcke, mit unterer und oberer Etage. Wie gepackte Ölsardinen lagen und saßen die Häftlinge. Es gab acht Blöcke. Sie wurden nach Buchstaben A, B, C, D usw. (Ich dachte an die Wehrmachtszeit – Geschütz Anton, Geschütz Berta) genannt. In der Mitte war ein Gang. Dort ging man ununterbrochen spazieren, wie in einer sehr engen Straße. Am Ende des etwa 30 Meter langen Saales war das Zimmer des Saalältesten, dann kam eine Tür und daneben war ein Waschraum mit einer Zinkwanne und sieben Wasserzuflüssen, wieder daneben eine Toilette, vier braune Toilettenbecken, ohne Deckel. An der Ostfensterseite waren noch Blechblenden. Zum Westhof hin gab es keine. Zwischen den Blöcken A/B und E/F befand sich ein schmaler Gang mit zwei Tischen und Bänken. Sonst waren keine Sitzgelegenheiten vorhanden. Die Häftlinge gingen im Mittelgang auf und ab oder hockten auf den oberen Regalteilen. Es sah aus, als hockten Vögel auf breiteren Ästen. Im Saal befanden sich etwa 400 Mann. Ich überlegte, dass es acht Säle gab und dann die Zellenhäuser dazu! Wieviel Tausende waren wohl hier im Gelben Elend gelandet?

Auch in dem Saal gab es Häftlingskommandos. Da war zunächst der Saalälteste. Unserer hatte den Spitznamen „Kuckuck“ und war schon bei den Russen Saalkommandant gewesen. Da hatte er sich so gemein benommen, dass er, als die VOPO das Gefängnis übernahm, von den Häftlingen gewaltig verprügelt wurde und Zuflucht im Zellenhaus suchte. Aber nun war er wieder Saalältester geworden. Dann gab es die acht Blockältesten, ein Saalreinigungskommando und den Türsteher. Er erfüllte zwei Aufgaben. Er führte die Strichliste – Zu- und Abgänge wurden notiert – und er machte die Gefangenen aufmerksam, wenn ein Posten den Saal betrat. Dann rief einer von seiner Pritsche, so laut er

konnte: „Fritz, Fritz“, so als ob er einen Bekannten suche. Über den ganzen Saal setzte sich der Ruf „Fritz“ fort. So wusste jeder Bescheid, dass Vorsicht geboten war. Nun gab es noch das „Waschraum-Kommando.“ Das musste für Ordnung sorgen, wenn schon morgens ab vier Uhr die ersten Kameraden eine Schlange bildeten, um ihre Körperpflege durchführen zu können. Wasser gab es ja nicht zu jeder Zeit. Auch für die Toilette war gesorgt. Ein paar Mann mussten das „Scheißhaus-Kommando“ bilden. Zu „Kuckucks“ Glanzzeit verhängte er diesen Posten als Saalstrafe. Pfiff einer der Häftlinge, so tönte er: „In meinem Saal keine Nachtigalle – fünf Tage Scheiße Minister“. Der Gefangene musste sich fügen, sonst wurde er gemeldet und verschwand mit MAS im Zellenbau oder, wenn er Pech hatte, im Karzer. Das begehrteste Kommando fand sich bei den Suppenausteilern. Das war ein Kapitel für sich.

Zunächst, wer waren meine neuen Kameraden und wo kamen sie her? In dem Saal war halb Deutschland versammelt, mit allen Altersstufen. Ging man in ihm umher, so kam man sich vor wie in einem Nachkriegsfilm über Buchenwald und Sachsenhausen. Die gleichen traurig eingefallen Gesichter, die Masse der kahlgeschorenen Schädel, unruhige Augenbewegungen. Bis auf jene, die ein Kommando hatten, waren alle mager, dürr, manche glichen Skeletten. Auch mich sollte die gefürchtete Dystrophie²⁴ bald erreichen. Die großen kräftigen Athletiker und die kleinen rundlichen Pykniker fielen zuerst in sich zusammen. An ihren Gliedmaßen sammelte sich Wasser. Drückte man mit dem Daumen auf die Haut, bildete sich sofort eine länger bleibende Delle. Bei den schlankwüchsigen Leptosomen war dies nicht so zu spüren. Krank und ausgegert wurden alle. Dystrophie war eingetreten, wenn das Gesäß Falten schlug, keine Muskulatur mehr existierte und der Hinterkörper wie eine gerade schlanke Linieneinheit wirkte. Im Stimmengewirr waren Berliner, Mecklenburger, Badener, Sachsen, Hamburger und Schwaben zu erkennen. Es waren beinahe alle deutschen Sprachstämme vertreten. So verging der erste Nachmittag.

Vor dem Abendeinschluss war noch Zählappell. Am Nachmittag um fünf Uhr standen wir in Fünferreihen im Mittelgang. Der Saalälteste musste an der Tür Meldung machen: „Saal 3 belegt mit 387 Strafgefangenen. Achtung!“ Als wäre er Kaiser Wilhlem, so schritt der VOPO die Front ab zählte mit dem Finger deutend, verzählte sich, fluchte, fing von vorn an, dann stimmte es. Er verschwand. Ein sofortiges Hinlegen war allerdings verboten. Bis 23 Uhr mussten wir warten. Das bedeutete erneut Rundendrehen im Mittelgang. An der Fensterseite zum Westhof konnte man neben den Wirtschaftsgebäuden einen weiteren größeren Zellenbau sehen. Hinter der Ecke des Westflügels des Kreuzbaus ragte ein weiteres Zellenhaus hervor.

Mit meinen Pritschennachbarn hatte ich schon gesprochen. Nun lernte ich andere Kameraden kennen. Ein Berliner namens Böhmer war Arbeitsdienstführer gewesen, 1935 RAD, 1948 SMT – 25 Jahre. Kurt Stromeyer kam aus dem Eichsfeld. Er war Gau-Jägermeister gewesen, hatte im Krieg das Buch „Stuka“ verfasst. Die UfA in Babelsberg hatte es verfilmt. Ich hatte den Film auch gesehen.

24 Unterernährungsbedingte Mangelkrankung.

Carl Raddatz spielte die Hauptrolle. Stromeyer wurde wegen Kriegshetze vom SMT zu 25 Jahren verurteilt. Einer, dem der halbe Hals und das halbe Kinn fehlte, stammte aus Weinböhla bei Dresden. Als Landeschütze hatte er im Nachbardorf Niederau zehn russische Kriegsgefangene bewacht. Als Belohnung erhielt er nach der „Befreiung“ einen Genickschuss. Er überlebte und erhielt als Nachschlag 25 Jahre.

Nach den ersten niederschmetternden Gesprächen dieses Nachmittags ging ich in mein Regal. Es war so niedrig gebaut, dass man nur kniend hineinkam. Richtiges Sitzen war nur schwer möglich. Ich kroch unter meine dünne Decke. Die erste Nacht war furchtbar. Stundenlang grübelte ich über die neuen Eindrücke. Dann dachte ich natürlich an meine Eltern, meine Freunde und viele Dinge, die nun so weit weg waren. Bei meiner Körperlänge ragte ich mit den Füßen über den Pritschenrand hinaus. Immer wieder kam mal einer vorbei, der mich in dem engen Gang anstieß. Wieviel Liegeplatz hatte ich eigentlich? Es könnten 50 cm gewesen sein. Die Luft war stickig. Das Fenster zu öffnen war in der Nacht verboten. Von beiden Seiten kamen stinkende Düfte, die aber auf die oberen Pritschen stiegen. Irgendwann muss ich dann doch eingeschlafen sein.

Halbwach war es mir plötzlich, als klänge eine bekannte Melodie an mein Ohr. Tatsächlich, da sangen einige vor dem Waschraum. „Alle Tage ist kein Sonntag!“ Die letzten Worte lauten:

und wenn ich einst fort bin
sollst Du denken an mich,
und am Abend, eh Du einschläfst,
aber weinen sollst du nicht.

War das ein schönes Erwachen, Gesang hatte mich ja mein Leben begleitet. Als Kind im Kinderchor der Frauenkirche Meißen; in der Volksschulzeit wurde ich schon in der ersten Klasse von Schulklasse zu Schulklasse geführt und musste das „Wolgalied“ aus der Operette „Der Zarejewitsch“ (von Franz Lehár) vorsingen. Das war ja 1935 noch erlaubt. Ein weiteres Lied im Saal folgte nicht. Der „Kuckuck“ stürzte aus seinem „Amtszellenzimmer“ und jagte alle davon. Der kleine Chor hatte unter Leitung eines rotnasigen „Arzgebirglers“ gesungen. Ich sprach später öfter mit ihm. Es war ein älterer Mann, der schon einige Jahre Knastologe war. Sein Schlagwort lautete: „Hast du 'ne Ahnung, wie Bratkar-toffeln schmecken!“

In unseren Regalen regte sich das Leben, soweit von Leben gesprochen werden konnte. In miefiger Luft krochen die abgemagerten, zum Teil abwesend wirkenden Häftlinge aus den schmutzigen dünnen Decken. Von den oberen rieselten Strohstaubstücke durch die Bretterritze. Die darunter liegenden Kameraden schimpften zum Teil. Andere hatten sich daran gewöhnt. Viele stürzten zum Waschraum. Mein Gott, waren die alle mager! Bei allen Kameraden konnten die Rippen abgezählt werden, nur bei den „Saalbediensteten“ nicht. Das waren ja die Kommandohäftlinge. Im Mittelgang war schon Spaziergangsbetrieb. Häftlinge hatten sich tatsächlich schon vor Sonnenaufgang in der Reihe der „Waschsüchtigen“ angestellt. Auch der Gang zur Toilette erforderte lange

Wartezeit. Vier Toilettenbecken für bald 400 Männer waren ständig ausgebucht.

Nachdem ich meine „Geschäfte“ erledigt hatte und sich der umständliche Zählappell wiederholt hatte, beruhigte sich unser „Kuckuck“ etwas. Keiner war „gefluchtet“, meinte er stolz. Am 8. Mai 1949, dem Tag des Sieges der Roten Armee, waren ihm drei Kameraden aus seinem Saal geflüchtet. Alle sowjetischen Posten hatten gefeiert und waren total betrunken gewesen.²⁵

Nach der Graupensuppe, ich hatte diesmal nur vier Stück in der Brühe, ging ich auf „Erkundungsreise“, voll ins Menschengewimmel! Was für ein Betrieb. Wie oft hörte man „Guten Morgen“, „Hast du gut geschlafen“, „Was hast du heute vor?“ und so weiter. Untergehakt flanierte man im Mittelgang. An der Westfensterseite konnte man auf den Hof blicken. Die Ostfenster waren ja durch Blechsichtblenden verdeckt, das schuf dort eine düstere Atmosphäre. Es blieb nur der Hungermarsch oder das stumpfsinnige Hocken auf den Holzpritschen.

Not macht erfinderisch! Schon in der Zelle hatte ich die Beschäftigungstheorie der Gefangenen erfahren. Mit der aufgeweichten und zu einer Tafel geformten Tonseife konnte man mit einem Holzspan Buchstaben ritzen: Schreiben wie in grauer Vorzeit. Man musste nur die Oberfläche der rechteckig geformten Tontafel anfeuchten. Mit der Tonseife konnte man auch an die Fensterscheibe schreiben. Durch die Blechblende gab es kein Gegenlicht und alles war lesbar. Auch Feuer machen wurde gelernt. Das ging aber nur, wenn einer Glück hatte und über eine Zahnbürste mit Zelluloidgriff verfügte. Mit einem scharfen Stück Stein wurden Späne abgeschabt. Auf die Glühbirne kam ein Stück Zeitungspapier, die Zelluloidspäne obendrauf und dann gab es eine kleine Stichflamme. Das ging aber nur mit 40-Watt-Birnen. Als es herauskam, wurden alle Birnen aus der Wandleuchte herausgenommen und durch 25-Watt-Birnen ersetzt.

In den Sälen hatten sich die Häftlinge viel bessere „Fortbildungsmöglichkeiten“ verschafft. Da waren viele Berufsgruppen vertreten: Studienräte, Techniker, Handwerker, Theologen, Schriftsteller, ehemalige Berufsoffiziere, Köche und auffallend viele Jugendliche, sogar einen Schauspieler hatten wir, von den Musikern und Sangesbrüdern ganz abgesehen.

Handwerkliche und geistige Beschäftigung herrschten vor. Da waren die Stricker und die Sticker. Aus alten Pullovern wurden die Fäden aufgeräufelt. Mit Holznadeln wurde gestrickt, Norwegermuster, Zopfmuster hergestellt. Für Strümpfe gab es Kunststopfer. Es war nicht zu sehen, wo das große Loch gewesen war. Aus Hemdresten zog man Fäden. So konnten aus verschiedenen Hemden Farbzusammenstellungen gemacht werden. Frühere Maler oder technische Zeichner gaben ihr Können preis und fertigten Vorlagen für die Sticker. Sie malten mit in Wasser aufgelöstem Kaliumpermanganat (das hatten sie vom Saal-sanitärer zum Gurgeln wegen „Erkältung“ erhalten). Die Nadeln wurden von den ehemaligen Feinmechanikern aus Holz- oder Knochenresten hergestellt.

25 Vgl. Hunger - Kälte - Isolation, S. 59-70.

Diese wurden an den Wänden geschliffen und mit einem Schuhnagel kamen die Löcher für die Fäden hinein. Frühere Bildhauer formten aus der Zahnseife kunstvolle Schachfiguren. Alles wurde getauscht oder verkauft. Es gab verschiedene Häftlingswährungen, Brot stand dabei an erster Stelle. Ein Zentimeter Bleistiftmine kostete eine Tagesportion, also eine Kule Brot. Das war ein riesiger Verzicht für den Käufer. Durch die noch vorhandene alte Zivilkleidung ergaben sich viele Möglichkeiten für die Handwerker.

All diese Beschäftigungen waren streng verboten. Das Auftrennen der Kleidung wurde als „Sabotage“ gewertet und konnte üble Folgen haben, zum Beispiel Saalverweis, Karzer, Meldung an die VOPO-Verwaltung.

Auf den Pritschen der einzelnen Blöcke saßen Grüppchen. Dort wurde etwas für Geist und Seele getan. Die Jugendlichen lauschten nun verloren gegangenen Schulwissen. Theologen gaben Erläuterungen weiter und trösteten verzweifelte Kameraden. Romane, Film- und Theaterstückinhalte wurden erzählt. Bevorzugt waren die Klassiker. Andere avancierten zu Dichtern. Unter Verwendung von Romben, Hexametern und anderen Versmaßen entstand Häftlingslyrik. Viele brachten es zu beachtlichen Ergebnissen. Ihr Inhalt handelte in der Regel vom bedrückenden Erleben und der Sehnsucht nach Verlorenem.

Der Vormittag verging. Ich stand am Fenster des Westhinterhofes. Dort lernte ich Egon Werner kennen. Er war aus Puttbus auf Rügen, ein Jugendlicher wie ich. Klein, quirlig, gut gelaunt, sagte er: „Heute gibt es Pellkartoffeln!“ Ich lachte ihn aus. Woher er das denn wohl wisse? Er hatte recht. Wie hatte er das gemacht? Aus dem gegenüberliegenden Küchengebäude ragte ein Rohr. Kam dort weißer Dampf heraus, gab es Pellkartoffeln. Essen und Nahrung war für so viele überhaupt das Größte. Es gab eine Gruppe, die um einen Koch saß, der seine Rezepte kundgab. Die Zuhörer hatten die Augen geschlossen und kauten stumm mit, ohne etwas im Mund zu haben. Das war nicht ungefährlich, man magerte schneller ab und man wurde sogenannter „Krümelkacker“. Das waren Kameraden, die ihre Kule Brot auftrennten, kleine Röllchen aus dem sogenannten Weichteil formten und diese trocknen ließen. Daran hatten sie stundenlang etwas zu kauen. Sie magerten ab und bald hatten alle Dystrophie dritten Grades, eine Erkrankung lag auf der Hand.

Die Saaltür ging auf. Dampfende Essenkübel kamen herein. Alle Häftlinge hoben die Köpfe und schnupperten, was es wohl heute für nahrhafte Suppe geben würde. Hatte Egon Werner recht? Ja, es waren mehr Kübel, als es sonst üblich war. Sie wurden vom Saalkommando hereingetragen.

Blockweise mussten wir antreten. Neben dem „Einzelzimmer“ des Saalältesten war die Essenausgabe. Zwei Häftlingsposten waren damit beauftragt. Nach kräftigem Umrühren, damit alles gleichmäßig verteilt würde, (das Dicke - wenn es schon mal etwas gab - nach oben verteilen -) wurde mit der Dosenkelle eine Acht geschlagen. Die Essenempfänger achteten scharf darauf, dass alles mit rechten Dingen zuring. Die gefüllte Kelle wurde vor dem Ausschütten in die Häftlingsschüssel noch mit einem Holz „glatt“ gestrichen. Manchmal hing ja etwas über den Rand. Zum Ärger des Essenempfängers kam es in den Kübel zurück. Heute jedoch gab es Pellkartoffeln in die Hand und etwas Suppensoße.

Die Kartoffeln waren teilweise recht faulig, aber für uns wohl gerade gut genug. Nach und nach waren alle versorgt. Eigentlich sollte der Kübelinhalt genau auf die Zahl der Häftlinge abgemessen sein, dennoch blieb in jedem etwas übrig. Wie machte man das wohl?

Mittagessen war eine heilige Handlung. Im Saal herrschte absolute Stille. Manche schlangen das Essen innerhalb kürzester Zeit hinunter. Sie waren ausgehungert wie wilde Tiere in einem Käfig. Andere aßen bedächtig, jeden einzelnen Krümel der blaugefrorenen Kartoffeln auf der Zunge zergehen lassend, als wäre ihnen „das biblische Mannabrot“ gegeben worden. Jeder verschlang die vom Frost gezeichneten Stücke mit der Schale. Soll ja so gesund sein und Messer und Gabel gab es nicht. Die Stalinkelle wurde von uns auch nicht für die Soße benutzt, die ja auch so dünn war, dass man sie aus der Schüssel trinken konnte. Sorgfältig wischte jeder seine Schüssel mit den Fingern aus, damit auch ja nichts verloren gehe. Warum hatte es Pellkartoffeln gegeben? Ich überlegte: „Alle Tage ist kein Sonntag.“ Heute war einer.

Es war wichtig für die Häftlinge, ein „Kommando“ zu haben. Für diese Kameraden gab es „Nachschlag“, die doppelte Portion. Hier ließ sich feststellen, wer die Freunde des Saalältesten waren. Er schanzte ihnen häufig solche Pöstchen zu. Sie waren beehrt. Der Luftmarschall – für die Fensteröffnung zuständig –, der Türsteher, das Saalreinigungskommando, die Blockältesten, alle partizipierten an den Resten. War dann noch etwas übrig, sollten es die Jugendlichen bekommen. Merkwürdigerweise war ich nie dabei. Das Auskratzen und Reinigen der Essentröge blieb dem Kübelwäscherkommando überlassen.

Mehrfach am Tag wurde das Saalreinigungskommando tätig. Dann mussten wir in unseren Regalen verschwinden. Breite Besen traten in Aktion, Eimer mit Wasser wurden einfach in den Mittelgang gekippt und verteilt. Mit Lappen umwickelte Schrubber sorgten für die Wasseraufnahme. Während dieser Zeit wurden die Fenster geöffnet, und es war etwas Erträglicher im Saal.

Am Nachmittag rief der Türposten plötzlich mehrfach: „Fritz, Fritz, Fritz“. Der „Kuckuck“ stürzte aus seinem Raum. Als er an der Tür war, wurde er vom VOPO-Posten herausgerufen. Kurz danach verschwand er in seiner „Kommandantura“ und kam MAS (mit allen Sachen) heraus. Er verschwand wild um sich blickend aus dem Saal. Jemand hatte ihn endlich „abgeschossen“. Viele atmeten richtig auf, als er weg war. „Abschüsse“ waren gar nicht so selten. Wer in seinem Kommando zu selbstherrlich wurde, geriet in Gefahr, durch eine Meldung wegen Machtmissbrauch abgelöst zu werden. Manchmal wurde ein solcher Vorgang auch konstruiert. Dabei spielte häufig Neid über die bessere Essenration eine Rolle. Der Weg dazu war einfach. Man verlangte einen Gang zur Verwaltung mit der Begründung, man habe eine wichtige Meldung zu machen. Diesem Ersuchen musste jeder VOPO, der Wachdienst hatte, nachkommen. Der Häftling ging „nach vorn“, wie wir sagten, und schon konnte es ein „frei gewordenes Kommando“ geben.

Aber es gab auch eine andere Art Zuträger. Sie blieben oft unerkannt. Ihre „Arbeit“ geschah heimlich, sie meldeten sich zur Ambulanz nach Ost 4 und gingen in Wirklichkeit in die Verwaltung. Dort berichteten sie dann, wer von uns

was über wen gesagt hatte, wer auf die DDR und ihre Staatsorgane schimpfte. Offizielle Saalkommandos hatten sie kaum. Wurden sie von uns erkannt, so verschwanden sie in andere Räume. Wir sagten dann, der X ist „verbrannt“, vor dem haben wir erst einmal Ruhe.

Unser neuer Saalältester war ein großer schlanker Berliner. Er ließ uns in Ruhe, stellte sich vor, erzählte etwas über sich und sagte: „Ich denke, wir werden gut miteinander auskommen.“ Große Veränderungen nahm er nicht vor. Der erste Eindruck ließ Hoffnung aufkommen, doch die „Altgedienten“ wussten auch, wie sehr sie sich schon getäuscht hatten. Der Tag verging, so viele sollten ihm folgen! Brotverteilung, Produkte, Zählappell, der Gleichklang des Vorabends hatte mich wieder.

Ich hoffte auf jeden neuen Tag nach dem Motto: „Neuer Tag, ein neues Glück!“ Heute erfüllten sich meine Wünsche. Nach den ersten Stunden und dem Hofgang wurde ich plötzlich aufgerufen. Im Zimmer des Saalältesten erhielt ich einen Brief. Er war geöffnet. Mutter hatte geschrieben. Vorschriftsmäßig, 15 Zeilen DIN-A5. Mir zitterten die Hände. Kein Wort der Vorwürfe, keinerlei ärgerliche Äußerungen, nur Sorge, Mitleid – was ja übersetzt „mit Dir Dein Leid tragen“ heißt, fand ich in dem Brief. Wieder einmal, wie in vergangenen Zeiten, hatte ich Grund, meinen Tränen freien Lauf zu lassen.

Ich verkroch mich unter der Decke, wollte niemand sehen, und meine Gedanken waren daheim. Nach Stunden raffte ich mich zur „Saalrunde“ auf, so wurde der Spaziergang im Saal genannt. Am Westfenstergang standen vier Glatzköpfe. Sie sangen in Jazzrhythmen Vokallaute. Übten mit da, da da – dudeldudel di, di Melodien ein. Mehrstimmig klang es gar nicht so übel. Doch mich interessierte mehr der kleine Volksliederchor mit dem „Arzgebirglern“.

Da war auch schon wieder mein „Küchenwahrsager“ Egon Werner bei mir. „Du schon wieder? Na, da muss ich mich aber sehr wundern“, grinste er mich an. Ich war erstaunt, wo sollte ich denn sonst sein? Aber das war eben sein Standardwort. Er wiederholte es nach jedem Satz, den er sagte. Ich fragte: „Was gibt es heute mittag?“ Er: „Da brauche ich mir gar nicht erst die Mühe machen, aus dem Fenster zu schauen (dabei stand er ja direkt am Fenster), heute gibt es Wasser mit Sauerkrautfäden. Die siegreiche Sowjetunion hat in ihrer Großzügigkeit wieder einen Güterzug Sauerkraut für die notleidende Bevölkerung gestiftet.“ Er sollte Recht behalten. Von nun an gab es jeden Mittag Wassersuppe mit Sauerkrautfäden und blau gewordene kleine Kartoffelreste fanden sich ab und zu. Die grünen sauren Tomatenstücke waren in den vergangenen Wochen aufgebraucht worden.

Beim kleinen Chor traf ich einen großen jungen Mecklenburger: Günter Schmarbeck. Er war aus Schwerin, hatte wie beinahe jeder hier die 58er Norm. Wir waren uns von Anfang an sympathisch und verstanden uns auf Anhieb. Er war ein Jahr jünger als ich. Bei diesem ersten Treffen ahnten wir noch nicht, wie sehr sich unsere Begegnung auf die Zukunft auswirken würde. Günter hatte eine wunderbare Tenorstimme. Sein Leib und Magenlied war das Vilja-Operetten-Solo von Franz Lehar. Wenn er auf der oberen Pritsche sang, hatte er schnell einen Kreis von andächtig lauschenden Zuhörern um sich versammelt.

Häufig sprach Günter mich in plattdeutscher Sprache an. Ich antwortete dann in breitem Sächsisch. Jeder meinte: „Ich versteh’ Dich nicht“. Das war doch zu komisch!

An diesem Abend kam beim Zählappell der kleine VOPO, der mich am 31. März zusammengeschlagen hatte. Ich hatte etwas Furcht. Keine Angst! Furcht ist ja etwas viel Bedrückenderes als Angst! Doch er übersah mich, hatte wahrscheinlich schon mehrfach sein Schlägeramt durchgeführt. So verging auch dieser Tag und die wieder so endlos währende Nacht.

Von nun an war ich täglich mit Günter zusammen. Er kannte sich gut aus, zeigte mir vermeintliche oder auch tatsächliche Spitzel, machte mich mit vielen Kameraden bekannt. So mit KPD – Schmidt, einem alten Reichstagsabgeordneten der Weimarer Republik. Er hatte sich die „Befreiung 1945“ anders vorgestellt und die mehr und mehr zunehmende Bolschewisierung nach dem Vorbild der Sowjetunion nicht gutgeheißen. Nun war er wieder im KZ, bei den Nazis war er schon einmal in Sachsenhausen gewesen. Ein anderer war auch in Sachsenhausen gewesen und hatte dort im Herbst 1945 Deutschlands größten UFA-Filmschauspieler Heinrich George getroffen.²⁶ Wolfgang Vetter, auch ein junger Mensch, stammte aus der Stadt Bautzen und hatte eigentlich gar keinen weiten Weg zum Elternhaus. Doch es blieb unerreichbar. Ich lernte auch einige ältere Herren vom berühmten Dresdner-Sport-Club (DSC) kennen. Als ich noch „Hitlerjunge“ war, bin ich öfter mal zu Fußballfesten nach Dresden gefahren. Damals spielten dort noch Willibald Kress, Helmut Schön und Richard Hoffmann.

Dann lernte ich eine Reihe Kameraden kennen, die gleich nach dem Krieg in die wieder zugelassene SPD gegangen waren und dort aktiv gewirkt hatten. Als der Zusammenschluss der SPD mit der KPD erfolgen sollte, hatten sie „Nein“ gesagt und wollten ihrer Überzeugung treu bleiben. Mancher von ihnen hatte Verbindungen zum Ostbüro der SPD in Hannover (Kurt Schumacher/Annamarie Renger) gehalten. Die Sowjets und ihre deutschen Vasallen betrachteten solchen Widerstand als Spionage und antisowjetische Propaganda. Ergebnis für die Genossen der SPD: 25 Jahre vom SMT, nach Artikel 58/6 und 58/10! Günter machte mich auch mit einem kleinen Kreis von Lyrikern bekannt. Da waren Theodor Loehrke, schon 1948 „abgeholt“, oder Klaus Jelonnek, auch ein 1948er. Die Beeindruckendsten waren aber Wolfgang Natonek und Alfred Grunow. Grunow war bald „Dienstältester Häftling“. Er hatte schon 1946 folgende Verse auf dieses Dasein gefunden:

Tausende schleppen sich um den Hof,
Block hinter Block im Kreise.
Runde um Runde troten sie
immer im gleichen Geleise.

26 Heinrich George ist im Mai 1998 von der russischen Militärstaatsanwaltschaft rehabilitiert worden.

Sturm überspringt mit schneidendem Hohn
die scherbengespickten Mauern
und schüttelt uns grimmig mit eiserner Faust,
dass wir im tiefsten erschauern.

Ein Stöhnen durchläuft den Trauerzug
verhärmt, blasser Gespenster.
Wir sehnen uns nach dem verlausten Verlies,
hinterm vergitterten Fenster.

Schweigend geben wir das Geleit
der Freiheit, die man uns raubte;
doch neben mir schreitet ein Kamerad
mit stolz erhobenem Haupte.

Die Nase springt kühn aus dem schmalen Gesicht,
das Kinn weist in die Weite;
die zwinkernden Augen sprühen licht.
Geht ein Genius mir zur Seite?

Er spricht mich an. Seine Stimme klingt rein
und warm und ohne Fehle:
„Wie schön! – Nun bläst der scharfe Nordost
den letzten Staub von der Seele.“

Das Gedicht wurde schon 1946 im „Gelben Elend“ verfasst. Ich lernte es nun und bewahrte es in mir.

Über die vielen Saalbekanntschaften, die ich machen konnte, erfuhr ich viele Dinge, die mir bisher verborgen geblieben waren. Viele Kameraden waren schon in den sowjetischen Speziallagern Buchenwald, Sachsenhausen, Jamlitz oder Ketschendorf²⁷ gewesen. Die Sowjets hatten in ihrer Zone die alten Nazi-Konzentrationslager ab 1945 bis 1949/50 gefüllt. Diejenigen, die ich nun als SMter traf, waren alle keine großen Nazis gewesen. Einige hatten im Krieg die Lebensmittelkarten ausgetragen, andere waren einfache SA-Männer gewesen. Viele waren auch unterste HJ-Führer gewesen (Man bekam ja nach 1945 gleich eine Werwolf-Beschuldigung²⁸ angehängt – und war nie dabei gewesen). Dann gab es die vielen einfachen Soldaten und die Offiziere. Einer soll sogar ein General gewesen sein. Dann traf es viele Menschen, die in irgend einer Form in Opposition zur sowjetischen Besatzung und den DDR-Organen standen. Westkontakte hatten schon genügt, um zuzugreifen. Es war kaum zu glauben, welche Möglichkeiten der Artikel 58 des sowjetischen Strafkodex beinhaltete. Das Regelurteil war 25 Jahre. Wer nur 20, 15 oder 10 Jahre hatte (gab es in wenigen Ausnahmefällen), der wurde als „Minderbestrafter“ bezeichnet. Es gab unter uns auch einige, die das Höchstmaß erhalten hatten, das heißt die Todesstrafe! Manchmal wurde sie in eine 10-jährige Haftstrafe umgewandelt.

27 Insgesamt gab es 11 Speziallager, eines davon war das Gefängnis Bautzen.

28 Gegen Kriegsende beschloss das NS-Regime, aus Jugendlichen Partisaneneinheiten zu bilden. Tatsächlich erlangte die Aktion „Werwolf“ jedoch keine Bedeutung.

Dann waren die mit dem früheren Todesurteil besser dran als „Otto-Normalverbraucher“ mit dem Urteil von 25 Jahren.

Besonders schwer zu ertragen war die Haft für all jene, die nach Kriegsende auf die Verheißungen der Besatzungsmacht: „Wir bringen Befreiung und Frieden“ gebaut hatten. So mancher war dabei der Massenpsychologie erlegen, die die Sowjets und die mit ihnen eingetroffenen Handlanger um Walter Ulbricht genauso beherrschten, wie sie noch vom damaligen Reichspropagandaminister Josef Goebbels beherrscht und angewandt worden waren. Für viele unter uns hatte diese Art Sowjetpropaganda ihren Zweck nicht erfüllt, sie hatten nach Wahrheit und Tatsachen gerufen. Damit waren sie für den Aufbau nicht tragbar, ja sogar schädlich und mussten kaltgestellt werden.

Die jungen ehemaligen Jungvolkführer, oft in niedrigstem Rang, mussten ebenfalls aus dem Verkehr gezogen werden. Gründe fanden sich immer. Es genügte, wenn sich ehemalige Kameraden zu einem Gespräch trafen, und schon waren sie eine illegale Gruppe. Wenn sie Pech hatten, stempelte man sie noch zu einer terroristischen Vereinigung.

Die große Gruppe der Frontkämpfer, Mannschaftsdienstgrade bis hin zu höchsten Offizieren wurde kaltgestellt. Da sie häufig Erfahrungen im „Paradies der Werktätigen“ gesammelt hatten, musste man sie einer Beeinflussung der Bevölkerung entziehen. Häufig fand man einen Grund, ihnen ein Kriegsverbrechen anzuhängen.

Dann war aber noch die Gruppe der Kameraden, die sich in den nach dem Krieg zugelassenen demokratischen Parteien gefunden hatten. Oft spielte bei ihnen das väterliche Vorbild eine Rolle. CDU-, SPD- und LDPD-Mitglieder gab es. Als sie die Sowjetisierungspolitik durchschauten und passiven Widerstand leisten wollten, Flugblätter z. B., wurden sie unbequem. Einen Grund zur Verhaftung fand man immer. Diejenigen von der SPD waren „Schumacher-Agenten“ und diejenigen von der CDU „Adenauer-Agenten“. Dabei war es egal, ob manche schon in der NS-Zeit im KZ gewesen waren.

Doch fanden sich auch völlig harmlose Bürger, die einfach nur denunziert worden waren, weil sie über irgendwelche unverständlichen Anordnungen geschimpft hatten oder auch sogar bei einer Verwaltungstätigkeit diese nicht durchgeführt hatten. Das waren dann „Saboteure“.

Welche Gründe suchten die Sowjets, um ihre Besatzungszone von Gegnern, den sogenannten konterrevolutionären, faschistischen, kriegslüsternden und unverbesserlichen Kräften zu säubern? Sie waren so vielfältig wie Sterne am Firmament – nur brachten sie uns kein Licht, sondern tiefste Finsternis. Da waren: Konterrevolution, Umsturz, Aufstand und Einbruch ins Territorium der Sowjetunion (praktisch jeder Soldat der Wehrmacht, der im Krieg gegen die UdSSR gekämpft hatte, konnte betroffen sein!). Auch die Vorwürfe der Hilfeleistung für die internationale Bourgeoisie (es genügte schon, aus einer Fabrik an einen Freund ins Ausland etwas über seine eigene Arbeit zu schreiben), der Spionage (jedes Interesse an militärischen oder auch parteiinternen Entwicklungen und deren Verbreitung oder Weitergabe), Diversionsakte (zum Beispiel Einsatz zugunsten enteigneter Eigentümer von Land und Besitz),


Propaganda und Agitation (der berüchtigte Artikel 58/10, der es ermöglichte, auch die geringste Willensäußerung zu verfolgen) waren sehr beliebt. Gleich nachfolgend wurde der Artikel 58/11 angewandt. Jede Art von organisatorischer Tätigkeit (z. B. Diskussionen unter mehreren Menschen über die gesellschaftliche Weiterentwicklung) konnte ein Grund sein, vor ein SMT zu kommen. Dann gab es noch die Verfolgung des Tatbestandes der Nichtanzeige eines Verbrechens, der mit Artikel 58/12 geahndet wurde (jeder, der etwa von den Taten der vorgenannten Sachkomplexen erfahren hatte, musste es dem NKWD melden). Letztlich beinhaltete dies die Verurteilung wegen „Mitwisserschaft“. Es waren also Söhne gezwungen, ihre Väter, Mütter oder Schwestern anzuzeigen. Freunde mussten den Freund melden, die Ehefrau den Ehemann. Ein weiterer wichtiger Grund war konterrevolutionäre Sabotage, die in der Nichtausführung oder auch fahrlässigen Ausführung eines Befehls oder einer Verordnung entsprach, zum Beispiel: In einem Wismut-Bergwerk im Erzgebirge gibt der sowjetische Kontrolleur dem deutschen Steiger eine Anweisung. Der Steiger erkennt, dass eine Ausführung Menschen gefährdet und ändert die Anweisung. Er rettet dadurch seine Kumpels, handelt aber gegen den Befehl des „großen Bruders“. Das reicht zu einer Verurteilung zu 25 Jahren Arbeitslager.

Doch es gab auch andere. Ich lernte Ernst Stahl kennen. Er war zu lebenslanger Haft verurteilt. Berliner, früherer Besitzer der „ESTA-BAR“ am Nollendorf Platz, hatte man ihn im Jahre 1944 zu einem Polizei-Sonderkommando eingezogen. In der UdSSR hatte er an Erschießungen teilgenommen. Als die Nummer des Polizei-Bataillons bekannt wurde, hatte man sie nach Norwegen verlegt. Dort war ihnen eine andere Bataillons-Nummer „verpasst“ worden. Die Amerikaner hatten sie trotzdem gefunden und über Esterwegen-Wesertimmke sind die Mannschaften an die Sowjets ausgeliefert worden. Ihre Offiziere hatten die „Tommys“ (Engländer) freigelassen, wie er mir erzählte. Er sagte mir aber auch: „Günter, wenn du wüsstest, ich bin zu recht hier!“

Post von Ruth

Wieder waren einige Tage im „alten Trott“ vergangen. Da wurde ich ins Zimmer des Saalältesten gerufen. Kurz vorher war unter dem bekannten „ratsch, ratsch“ die Monatspost hereingegeben worden. Für mich konnte das nicht sein. Ich hatte ja meinen Monatsbrief schon erhalten. Doch da lag ein Anstaltsvordrucksbrief geöffnet auf dem Tisch. Der Saalälteste grinste mich an: „Deine Mietze hat geschrieben. Sie hat auch Zeit, 25 Jahre auf Dich zu warten!“ Ich fragte mich, wer das sein könnte. Sollte sich Christa doch melden? Hastig nahm ich den Brief, sah auf den Absender und erstaunte! Absender Ruth Köhler, Stollberg, Postfach [...] . Ruth, meine Kellerzellennachbarin in Dresden, hatte geschrieben. Auf meinem Regal sitzend konnte ich es lesen.

„Mein lieber Günter. Ich bin am [...] 1950 vom SMT in Dresden wegen [...] Artikel 58 zu 25 Jahren Arbeitslager verurteilt worden. Es geht mir gut, das

Name (bei Frauen auch Geburtsname): Köhler		Ort der Festnahme: Leipzig		Aktenzeichen: 4/559/50	
Vorname: Ruth Elisabeth		Letzte Wohnung: Leipzig N 21 Theaterstr. 19		Tag der Festnahme: 21.1.1950	
Geburtsdag und -ort: 15.11.1931 in Leipzig		Jetzige Anschrift der Familienangehörigen: Willi Köhler Leipzig, N 21 Geibelstr. 30 (Vater Hambrecht)		wo: Bautzen Karteikarte ausgestellt am: 12.6.50	
Beruf früher: Angestellte jetzt: Angestellte		Größe: 157 cm		wo: Hoheneck Fingerabdruck genommen am: 19.6.50	
Zuletzt bei: Stadtverw. Leipzig beschäftigt als: Angestellte		Gesicht: vollschl.		wo: Bautzen Übernahme durch d. Durchv.-Pol. am: 10.6.50	
Familienstand: led.		Hart: ohne		vom: keine Parteilingsfähigkeit nach d. § 8 A 43 bis:	
Kinder: keine		Augenfarbe: grün			
Staatsangehörigkeit: Deutsch		Haarfarbe: dunkel			
Deck Name: keinen		Besondere Kennzeichen: keine			
Deck Adresse:					
Eintritt: NSDAP <input type="checkbox"/> SS <input type="checkbox"/> SA <input type="checkbox"/> SD <input type="checkbox"/> Gestapo <input type="checkbox"/> NSKK <input type="checkbox"/> NSFK <input type="checkbox"/> IJ <input type="checkbox"/>		1940 - 45 BDM			
Austritt:		Sonstige Organisationen u. Verbände: 1946 - 49 FDGB		Vorfürhen: keine	
		Öffentliche Ämter: keine		Milit. Verbände und Ausbildung: keine	
Ausgeübte Funktionen (z. B. Kreisleiter, SA-Sturmführer usw.): keine					

Strafjahr Sylvesternacht		Verurteilendes Gericht SM T Dresden		Straftat & Urteil: 25 Jahre Straf- arbeits- lager	
Beginn der Straftat: 1.1.1950		Beendigung der Straftat: 31.3.1975		Verurteilung am: 1.4.1950 Aktenzeichen: ohne	
Datum der Eintragung: 12.6.50		Grundsätzliche Bemerkungen für die Beurteilung des Gefährdungszustandes z. B. Flucht und -versuche, Anschlag und -versuche, Gewalttätigkeiten, sonstige strafrechtliche Lebenslage		Verlegungen in andere Anstalten am: 11.1.1951 1951 Uhr nach: Leipzig	
				Von: Bautzen Nach: Hoheneck	

Vor- und Rückseite der Karteikarte der Volkspolizei von Ruth Köhler



Ruth Köhler, die „Verlobte“ des Autors. Zeichnung aus Hoheneck

hoffe ich auch von Dir. Es wird sicher nicht so lange dauern, dass wir uns sehen können. Ich hab Dich doch so lieb.“ Die restlichen 10 Zeilen waren mit einem Vers verbunden:

An Dich muss ich denken,
alles ist Stille.
Nur Du wirst mich lenken
Traum noch und Wille!

Bin ich so einsam
Wie Nachts ein Kind?
Sind wirs gemeinsam,
weil „wir“ es sind?

Darfst Du auch sagen
Du seist durch mich.
Ich muss mich fragen,
bin ich noch ich?

An Dich muss ich denken
als sei ich nicht mehr.
Magst Du mich versenken
in der Liebe Meer.

Ich war für Stunden beschäftigt. Immer und immer wieder las ich diese 16 Zeilen. In meiner Isolation der Gedanken blieb ich nicht lange. Günter hatte es mitbekommen. Auch er war sprachlos. Ich hatte ihm ja von dieser Begegnung zwischen den Kellerwänden erzählt. Da sagte er plötzlich: „Günter, wer Angehörige in Haft hat, kann einen Antrag auf einen Sonderbrief stellen. Stelle doch einfach einen solchen Antrag, mehr als eine Ablehnung kann Dir nicht passieren.“ Das tat ich auch. Ich schrieb, meine Verlobte wäre in Haft. Sie hätte mir geschrieben. „Ich bitte höflichst darum, einen Antwortbrief zu genehmigen.“ Nach drei Tagen war die Genehmigung da.

In den Zwischentagen sah ich aus dem Saalfenster dem Rundgang auf dem Hof zu. Unter den Kameraden war einer, der hatte das Meißner Stadtwappen, den roten Turm mit dem angreifenden Löwen, an den Ärmel gestickt. Wer konnte das sein? Er war jung wie ich. Ich klopfte an die Scheibe. Er blickte auf. Ich gab ein winkendes Zeichen zur Ambulanz nach Ost 4. Er hatte verstanden. Häftlinge verstanden jedes Signal. Die Ambulanz war Treffpunkt, um Freunde zu sehen, Gedanken auszutauschen oder Kassiber (heimliche Schreiben von Gefangenen zur Weiterleitung) zu übergeben. Also ein „Meißen-Treffen.“ Er hieß Günter Nicol und war aus dem Stadtteil Meißen-Bonitzsch. Wir wurden bald getrennt. In der Ambulanz klagte ich über Durchfall und Magenschmerzen. Der „Hilfshäftlingssani“ hieß Egon Röhnspies. Er war Berliner und auch ein junger Mensch. Der in der Ambulanz wachende VOPO achtete auf das Sprichwort „In der Kürze liegt die Würze“, also Schnelldienst. Doch der Weg hatte seinen Zweck erfüllt. Der VOPO entschied: „Gegen den Durchfall Medikamentkohle und wegen der Magenbeschwerden nicht so hastig kaltes Wasser trinken. Abtreten!“ Mein Gang hatte seinen Zweck in zweifacher Hinsicht erfüllt. Einmal hatte ich einen Landsmann getroffen und die Medikamentkohle konnte in Tinte umgewandelt werden. Not macht erfinderisch. In ein wenig Wasser aufgelöst, mit einem Holzstab zerstampft und zerrührt, ergab dies einen schwarzen Brei. Den konnte man als Ersatz-Tinte verwenden.

Alltag

So vergingen Tage und Wochen, Monate. An der Verpflegung hatte sich nichts geändert. Wasser mit Rüben, mit Sauerkrautfäden, mit grünen Tomatenstücken, manchmal die halbfaulen Pellkartoffeln und in der Brühe Fetzenstücke von Därmen und Abfall. Die Anzahl der Graupen in der Morgensuppe erhöhte sich auch nicht merklich. So blieb der ewig währende Hungermarsch.

Unser Saalältester war viel gutmütiger, als wir zuerst befürchtet hatten. Er wollte seine Ruhe haben, keine Schwierigkeiten bekommen. Dann hätte er durch den „Nachschlag“ am Mittag ja auch eine Überlebenschance. So wurde weiter gestickt, gestrickt, gebastelt und erzählt. Ich fühlte mich immer zu den Lyrikern und dem Chor des „Arzgebirglers“ hingezogen. Ich fand auch zu zwei Theologen Kontakt, einem Katholiken und einem Protestanten. Sie lagen direkt hinter mir im Regal und verstanden sich sehr gut, teilten ihr Leben, spendeten

Trost, gaben Zuspruch. Ich war öfter mit ihnen zusammen. Einer hatte sich gegen Brot ein Holzkruzifix schnitzen lassen. An einem Abend hörte ich ihn folgende Worte sagen:

Ich schäme mich, wenn ich Dein Bild betrachte.
Dein stilles, schmerzentstelltes Angesicht.
Das stets die Welt mit Spott und Hohn bedachte,
weil tiefste Liebe aus dem Bilde spricht.

Man spie Dich an, hat blutig Dich geschlagen,
die Dornenkrone Dir aufs Haupt gezwängt.
Dann zwang man Dich Dein schweres Kreuz zu tragen,
hat zwischen Schwerverbrechern Dich gehängt.

Zu all den Leiden hast Du still geschwiegen,
nur für die Mörder beten hört' ich Dich.
Mit Liebe konntest Du den Hass besiegen,
dies alles, alles tatest Du für mich.

Und ich? Ich schäme mich es Dir zu sagen,
wie immer wieder Hass mein Denken trübt
und meine Peiniger ich möchte niederschlagen.
Herr! Gib auch mir ein Herz, das nur noch LIEBT!

Mit Günter zusammen besuchte ich die Chorproben, bestaunte die Schachexperten, die sich gegen Brot – versteht sich – zu Simultanspielen fanden oder auch Unterricht erteilten. Die Figuren waren aus Tonseife, Brot oder Holz gefertigt. Einmal konnte ich einen Kameraden beobachten, wie er gleichzeitig gegen 18 andere Schachfreunde spielte. Bis auf eine Partie hatte er alle gewonnen. Er ärgerte sich darüber gewaltig. Die Beobachtung meiner Kameraden, die Erforschung ihres Verhaltens, die Wertung ihrer Äußerungen, all das interessierte mich sehr. Durch Günter konnte ich ja schon eine ganze Menge in Erfahrung bringen. Zwischen uns war durch die gegenseitigen Interessen eine gute Freundschaft entstanden. Im Saal bildeten sich auch Grüppchen. Sie kapselten sich ab. Da waren die Akademiker, ein Stand für sich. Einige hatten noch Mensurnarben auf der Wange. Ehemalige Offiziere nahmen Abstand vom einfachen Landser, der für sie im Dreck gelegen hatte. Heimatvertriebene aus Ostpreußen jammerten über den Verlust ihrer Gestüte. Da musste ja beinahe jeder ein Großgrundbesitzer mit einigen hundert Trakehnern gewesen sein. Doch gab es Ausnahmen! Akademiker gaben ihr Wissen an Jugendliche weiter, Kunstmaler und Bildhauer unterrichteten über ihre Arbeit. Unser Saalschauspieler studierte mit Begabten den Faust ein. Er kannte ihn auswendig. Nur nicht verblöden, war die Devise!

Die allgemeine Ansprache unter uns war das „Du“. Auch hier gab es Ausnahmen. Ich fragte einmal einen Oberstudienrat: „Hör' mal bitte, kannst du mir erklären, was die Antithese beinhaltet?“ Er schaute mich von oben herab an und sagte: „Ich wüsste nicht, dass ich mit Ihnen Schweine gehütet hätte.“



Der Autor mit Günter Schmarbeck vom Jugendchor, in Kiel

Zunächst war ich sprachlos. Dann schoss es aus mir heraus: „Verzeihung, ich wusste nicht, dass Sie früher Schweinehirte waren!“ Günter stand neben mir und lachte. „Der ist doch bekannt, der hat doch eine Macke. Nimm’ es nicht zu tragisch, geh’ zu KPD-Schmidt.“

KPD-Schmidt war hoch erfreut, wenn er angesprochen wurde. Wie aus dem „Eff-Eff“ leierte er los: „Also der Hegelsche Dreischritt: These-Antithese-Synthese, dann das Sein bestimmt das Bewusstsein (War es nicht umgekehrt?).“ Er kannte das halbe kommunistische Manifest auswendig. Doch mir war es nach wenigen Minuten genug. Von Produktionsmitteln, autonomen materiellen Verhältnissen, die sich in ihrer ihnen innewohnenden Dialektik entwickeln, wollte ich nichts mehr wissen. Da ging ich lieber zum Saalchor. „Wer hat dich, du schöner Wald“ und „S’is Feierohmd“ schmetterten wir in den Saal. Dann war auch der Tag wieder vorbei.

In dieser ganzen Zeit gab es keine Bücher, keine Zeitung, keinerlei andere Abwechslung. Vegetieren sollten wir, spüren, welch große Verbrecher wir waren. Das ließen uns unsere Schlüsselknechte, wie wir die VOPOs inzwischen nannten, immer wieder deutlich spüren. Vor allem sollten wir nichts mehr, aber auch gar nichts mehr an Eigentum besitzen, irgendeine Kleinigkeit, die etwas Freude brachte. Dies wurde besonders deutlich, wenn beim Hofgang der Saal gefilzt wurde. Dann waren oft ganze Reihen der Strohsäcke aufgeschlitzt worden. Sie wurden nach verbotenen Gegenständen durchwühlt. Alles, was sich die Häftlinge in mühevoller Kleinarbeit hergestellt hatten, war verschwunden.

Nur die Schachfiguren blieben erhalten. Die Sowjetunion stellte ja auch die besten Schachspieler. Häufig fragten die VOPOs uns, warum wir all den Unsinn der Bastelei machten, sie würden ja doch alles finden. Dann sagten wir: „Schon Lenin hat gesagt: Lernen, Lernen, Lernen!“ „Sie Verbrecher hätten Stalin lesen sollen und seine Ratschläge befolgen müssen, dann wären Sie nicht hier!“, kam die Antwort.

Der Briefwechsel ging monatlich weiter. Ich hatte, wie andere Kameraden auch, einen Trick gefunden, mich mitzuteilen. Wenn ich etwas über mein Dasein und mein Leben berichten wollte, schrieb ich meinen zweiten Vornamen, als würde ich von einer dritten Person sprechen. Er lautete Hugo. Es gab zwar einen Onkel Hugo Schwarz. Meine Mutter war aber keine geborene Schwarz. So schrieb ich zum Beispiel: Es tut mir weh, dass Euer Hugo so darben muss und auch keinerlei Beschäftigung hat. So immer nur herumsitzen, muss ja grausam sein! Auf diese Art, die meine Mutter sofort verstanden hatte, gelang es doch, so manche Information nach draußen zu bringen. Der Briefwechsel mit Ruth hatte sich eingespielt. Alle drei Monate konnte der Sonderbrief geschrieben werden. In meiner ersten Antwort hatte ich ihr mitgeteilt, dass mir dieser Antwortbrief genehmigt worden sei, weil meine Verlobte in Stollberg sei. Dies hatte sie gleich verstanden. Nun hatten wir jeweils eine Verlobung, ohne uns je gesehen zu haben. Ruth war in Stollberg, im dort gelegenen Frauenzuchthaus Burg Hoheneck. Das erfuhr ich von Walter Kempowski²⁹, dem jungen Rostocker, dessen Mutter auch dort war. Ruths Briefe, aber auch die von mir, waren erfüllt von Sehnsucht nach Leben, nach Erfüllung und Zuwendung. Von Christa hörte ich nie wieder etwas. Einer, er kam aus Lörrach, sagte mir: „Christa ist tot.“ Auch hörte ich: „Christa hat ein Fernurteil aus Moskau und ist in die Sowjetunion gebracht worden.“ Was sollte man glauben?

Misshandlung

Ein Mitgefangener hatte in der Untersuchungshaft in einem sogenannten „Wasserkarzer“³⁰ gesessen. Das war eine sehr sehr enge Kellerzelle. Im Fußboden war eine mit Wasser gefüllte Vertiefung, von der Decke tropfte weiteres Wasser. Der nackte Häftling wurde hineingezwängt und musste stundenlang stehen. An den Wänden bildeten sich dann Wassertropfen. Er hatte auch eine ganze Nacht stehen müssen. Nachträglich hatte er folgende Verse dafür gefunden:

Tränen über Tränen hängen an den schmutzig grauen Wänden.
Sieh nur, sieh, selbst die Steine weinen, weil die Menschen
Menschen schänden.

29 Walter Kempowski (geb. 1929) hat seine Haftzeit u. a. in dem Roman: Im Block. Ein Haftbericht, (Neuausgabe) München 1987 verarbeitet.

30 Damals übliche Methode zur Erpressung von Geständnissen

Schlaf, noch ist es tiefste Nacht und du willst mich schon verlassen?
Hülle mich doch einmal dicht, bis die Nachtgespenster blassen.

Welch ein Wandel in der Welt! Starb die Liebe, das Erbarmen?
Hülle mich noch einmal dicht, lieber Schlaf, du Trost der Armen.

Dieter Weißhaupt stammte aus Leipzig. Er hatte in der französischen Besatzungszone gearbeitet und war in seine Heimatstadt zurückgekommen. Dadurch wurde er plötzlich Spion und war nun hier gelandet. Er versuchte mir vergeblich etwas von seinen französischen Sprachkenntnissen beizubringen. So konnte ich in meinem nächsten Brief zwar Ruth mit „mon amour“ anschreiben. Doch zu lernen, dass man „ai“, „ais“ und „ei“ wie im deutschen Wort „lästig“ aussprechen müsse, hatte ich keine Lust. Ich gab den Sprachunterricht bald auf. Was sollte ich mit einem durch die Nase gesprochenem o auch anfangen?

Karl

Es war im September 1950. Durch die Luftschlitze der Fenstersichtblenden an der Ostseite kamen erste Schimmer von Sonne und versuchten, die düstere Allgemeinstimmung zu erhellen. Für Block B, an der Westseite, hatte gerade die Ausgabe der morgendlichen Graupensuppe begonnen. Da gab es drüben auf Ost im Block F Unruhe. Rufe erklangen: „Hilfe, Hilfe, Sanitäter! Schnell, schnell! Der Karl liegt hier!“ Zusammen mit anderen Kameraden wollte ich auch wissen, was geschehen war. Als ich um die Ecke des Zwischenganges kam, stand ein Grüppchen um einen herum, der starr auf dem rostbraunen Fußboden lag. Er rührte sich nicht mehr. Unser Sani kniete bei ihm nieder, fühlte den Puls und schüttelte den Kopf. Der Saalälteste stand neben ihm. Er hatte die Überwachung der Ausgabe unserer Graupensuppe seinem Vertreter übergeben. Einer unserer beiden gefangenen Pfarrer kam hinzu. Der drückte dem soeben gestorbenen Kameraden die Augen zu und legte ihm die Hände zurecht. Dann sprach er leise ein Gebet. Einige Häftlinge – nicht alle – sprachen mit. Im Saal war das „Ereignis“ schnell herum. Der Karl hat es geschafft, hieß es. Er ist tot, einfach tot. Sein Pritschennachbar sagte uns: „Karl hat gestern seinen Monatsbrief erhalten. Die Tochter hatte in den 15 Zeilen geschrieben, seine Frau hätte nicht mehr warten können, sie sei gestorben.“ Das hätte ihn doch sehr mitgenommen. Er sei die ganze Nacht nicht zur Ruhe gekommen.

Zunächst herrschte Stille. Der Saalälteste und unser Sanitäter gingen zur Eingangstür. Sie klopfen. Nach dem bekannten „ratsch, ratsch“ und kurzen Worten mit dem Wachtmeister hieß es laut: „Mittelgang frei!“ Karl wurde durch den Saal getragen. Alle Häftlinge standen stumm und blickten ihm nach. Er hatte es „geschafft.“ Er war seit 1946 im „Gelben Elend“ gewesen, hatte Jamlitz und Ketschendorf erlebt. Was für ein Nachkriegsleben! Nun kam er mit den Füßen voran weg, hinaus „in die Freiheit“!

Er habe es jetzt doch gut, sagte einer vom oberen Regal herab. Tote wurden manchmal beneidet. Sie wären doch der Hoffnungslosigkeit, dem Hunger, der

menschlichen Entwürdigung entkommen, hieß es. Es waren die „Altknastologen“, die sich so vernehmen ließen. Sie wussten warum!

Nun war mir Vater Tod hier erstmalig begegnet. Es lag auf der Hand, dass mich die Frage, was mit unseren Toten geschieht, interessierte. Die „Altgedienten“, unter denen sich häufig auch noch sehr junge Menschen befanden, konnten „ein Lied“ davon singen. Ja früher, früher wäre es ganz schlimm gewesen. Zur Russenzeit habe es täglich tote Kameraden gegeben. Im Morgengrauen sei ein sogenanntes Totengräberkommando von Baracke zu Baracke, von Haus zu Haus gezogen. Vor einem Holzkarren wäre ein dürrer klappriger Gaul gespannt gewesen. Die Toten hätte man einfach auf den Karren geworfen, und das war es dann schon. Hier in der Nähe hätte man sie verscharrt. Ich hörte erstmalig den Namen „Bautzner Karnickelberg“³¹. Das Totengräberkommendo hätten die Russen im Februar mitgenommen, als sie die Gefangenen an die Volkspolizei übergaben.

Der Alltag kam wie üblich. Der Hofgang begann. Menschenmassen strömten aus dem Zellenflügel und den Sälen. Stundenlang. VOPOs standen herum und brüllten: „Schnauze halten“, „Hände aus dem Bunker“, „Abstand vom Vordermann“. Kameraden wurden aus der Reihe geholt und mussten mit der Nase an der Hauswand ein Stück Papier festhalten. Sie hatten mit ihrem Nebenmann gesprochen, was verboten war, obwohl dieser in der sonstigen Zeit mit ihnen auf Zelle oder Saalpritschenhäftling sein konnte. Türen in den Zwischenmauern der Höfe wurden zu Durchlässen von streng bewachten Häftlingen, die als „Meldeläufer“ oder mit einem sonstigen Auftrag unterwegs waren. Bei uns hatte es in der Vergangenheit auch häufig Namensaufrufe mit dem bekannten „MAS“ gegeben. Da wurden häufig angebahnte oder bestehende Freundschaften auseinandergerissen oder Kameraden, die schon lange Zeit den Weg des Leidens gemeinsam gegangen waren, wurden getrennt. Ein System in diesen Verlegungen war kaum erkennbar. Auf jedem Saal waren auch Zuträger und Spitzel, Verräter, nach dem Motto: „Ich weiß was [...]“. Waren die Kameraden vom Saalkommando in Ordnung, so hatten sie die Möglichkeit, die „Zinker“ abzuschießen. Vorwände dafür ließen sich finden, und im Saal herrschte etwas Ruhe.

Günter und ich beobachteten das Treiben im Hof. Da kam ein „Blauer“. „Dort, dein Freund Knüppel-Meier“, sagte er. „Mensch, der ist ja befördert worden“, war meine Antwort. „Ja, er hat sich wohl ‚hochgeknüppelt‘“, kam die Gegenrede.

Dann gingen wir zum „Arzgebirgler.“ Heute waren nicht viele da. Die älteren Kameraden mit ihren Bässen fehlten. Auch die Jüngeren mit den Tenorstimmen blieben häufig weg. Während im Mittelgang der Hungermarsch seinen Lauf nahm, erklang es von uns:

Wer recht in Freuden wandern will
der geht der Sonn' entgegen [...]

Wie passend!

31 Heute Gedenkort neben dem Gefängnis Bautzen I.

Wieder sind Wochen vergangen oder auch ein paar Monate? Das Jahr neigt sich dem Ende zu. Ein Jahr im Knast hatte ich bald herum. 24 solche weiteren Jahre sollten folgen? Das durfte doch nicht wahr sein.

Weihnachten

So kam das erste Weihnachtsfest hinter Gittern. Im Saal gab es eine Art Weihnachtsvorbereitung. Pritschennachbarn, die sonst eng zusammen gehockt hatten, suchten Minuten der Abgeschiedenheit. Wo? In anderen Blöcken, auf der ständig überfüllten Toilette, die ja für beinahe 100 Mann einen einzigen Zylinder hatte, im Waschraum. Irgendwie konnte man selbst in einem geschlossenen Gefängnisraum ein Versteck finden. Was für ein Treiben. Bunte Fäden wurden getauscht oder mit der Häftlingswährung Brot gekauft. Holznadeln wechselten ihre Besitzer. Gedichte wurden verfasst, jeder bemühte sich, lieb und nett zu sein. Weihnachten kam. Weihnacht, der Deutschen liebstes Fest. Natürlich gab es keinen Tannenzweig, keinen Lichterglanz. Unsere Deckenfanzeln genügten auch so. Viel wichtiger war die Gedankenwelt.

Dann war es soweit. Der Saalälteste verkündete wie an jedem Morgen den Tag: „Kameraden, heute ist der 24. Dezember 1950, lasst uns den Tag würdig verleben.“ Zunächst war dieser 24. Dezember Alltag, wie jeder andere Hafttag. Wer auf bessere Suppe gehofft hatte, wurde enttäuscht. Alles blieb wie gehabt. Manche erhielten Post. Ich war nicht dran. Günter hatte Glück. Seine Mutter hatte aus Schwerin geschrieben. Auch Gundula, seine Schwester, hatte ein paar Zeilen abgeschickt. Günter hatte immer von Gundula geschwärmt. Manchmal war es mir vorgekommen, als wolle er mich mal mit ihr verheiratet sehen. Für die Postempfänger war also wirklich Feiertag geworden. Wer keine erhalten hatte, hing seinen Gedanken nach. Im Saalbüro herrschte am Nachmittag unübersehbarer Betrieb. Es war, als läge etwas Geheimnisvolles im Raum. Obwohl wir alle miteinander in der Regel sehr kameradschaftlich umgingen und es kaum eine Lebensgeschichte gab, die man nicht kannte, hatte beinahe jeder von uns ein Geheimnis für sich. Ich auch.

Der Besitz von Fotografien war zum Beispiel verboten. Sie mussten abgegeben werden oder wurden bei Zustellung aus den Monatsbriefen herausgenommen. Mir war es gelungen, je ein Bild meiner Mutter und meines Vaters zu retten. Schon auf der Zelle hatte ich sie unter die Schuhsohle vernäht. An diesem Heiligabend nahm ich sie heraus und zeigte sie Günter. Durch den dauernden Druck des Fußes waren sie zwar leicht beschädigt, doch es waren meine Mutter und mein Vater. Was mochte heute in ihnen vorgehen? Ohne Gedanken an mich und ohne Tränen würden sie nicht bleiben. Dafür hatte ich inzwischen unter meinem Decknamen Hugo schon zuviel mitgeteilt. Ob sie meinen Worten Glauben schenkten?

Nach dem Brotempfang und der Abendzählung wurde es verkündet: Weihnachtsgeschenke, Weihnachtsprogramm in einer Stunde im Mittelgang vor der Endzwischen Tür. Nun begann ein reges „Ich wünsch dir was“, „Bleibe

gesund“, sogar „Frohe Weihnachten“ hörte man. Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft, sagt ein Sprichwort. Da kamen auf Stoffresten aus mürben Oberhemden gestickte Bilder zum Vorschein. Wieder einer hatte aus Brotrinde einen Würfel für das tägliche „Mensch – ärgere – Dich – nicht“ – Spiel geformt und gab es dem Kumpel. Briefe von Angehörigen wurden vorgelesen. Sie mussten am nächsten Tag ja sowieso abgegeben werden und waren verschwunden. Mancher hatte sich eine halbe Scheibe Brot abgespart und schenkte sie, mit einigen Zuckerkrümeln bestreut, seinem Nächsten. Es war unglaublich, was hier alles herbeigezaubert wurde. Dies alles, obwohl bei jeder Filzung die VOPOs jeden Gegenstand wegnahmen. Gleich ob es ein Stück Holzspatel für den Brotaufstrich war, oder ein im Hof gefundenes Stück Stein.

Dann begann das „Festprogramm“ der Häftlinge. Viele waren gekommen, manche blieben in ihren Regalen hocken, hingen eigenen Gedanken nach. Gespannte Erwartung herrschte vor. Die Mitwirkenden hatten sich im Zimmer der „Saal-Kommandantur“, versammelt. Nur der Chor wartete im Waschraum nebenan. Kurze Ansprache, Beifall – nicht zu laut, damit der Saal-VOPO nichts hört. Unter irgendeinem bekannten Künstlernamen erster Auftritt. „Jongleur“ wirbelte 5 Stalinkellen durch die Luft. Bloß keine runterfallen lassen, wäre eine zerbrochen, wäre das mutwillige Zerstörung von Volkseigentum und zöge eine Bestrafung nach sich. Es folgte dann Nikolaus Lenaus Gedicht „An mein Vaterland“. Bei der Ansage wurde betont, dass Lenaus Vorfahren aus „Preußisch-Schlesien“ stammten. Acht Verse hatte der Vortragende darzubieten. Nun sang ich mit im Chor. Auf „O Du fröhliche“ hatten wir verzichtet, doch in kindlicher Freude sangen wir „Morgen, Kinder, wird’s was geben“. Komisch, nach uns trat unser Saalschauspieler in Aktion. Gleich war zu spüren, dass hier eine geschulte Stimme sprach. Ruhig sagt er „Freunde, ich habe die Ehre, Euch aus Schillers ‚Don Carlos‘ die Worte des Marquis aus dem 6. Auftritt nahezubringen.“ Er hub an:

Wär’s möglich? Wär’es? Also hätt’ ich ihn doch nicht gekannt?
Nicht ganz? In seinem Herzen [...].

Danach herrschte Stille unter uns. Wurde über diese Worte nachgedacht? Gab es unter uns nicht auch Menschen, die mit diesen Gedanken gemeint waren?

Günter Schmarbeck brachte das „Ave Maria“. Er konnte wirklich gut singen. Hätte er hier eine Gesangsausbildung machen können, was hätte aus dieser Begabung werden können. Noch einmal folgte der Chor. Jetzt: „Leise rieselt der Schnee“. Dann sprach einer unserer Theologen das „Weihnachtsevangelium“. Es war zwar verboten, Andachten und ähnliches durchzuführen, doch diese Art Verbote störten uns nicht, solange es keine Saalverräter gab. Eigentlich sollte Schluss sein. Da meldete sich einer. Er mochte ungefähr 30 Jahre alt sein. „Ich möchte auch etwas sagen!“ Wir warteten. Er begann: „Wenn Du es so verstehst zu dürsten, dass Deiner Seele Schreie Lieder werden, obwohl Du nur ein Wüstenwanderer bist, dann misst Du Dich nicht mehr mit Fürsten, so groß bist Du in Deiner Not auf Erden, dass Deine Armut eine Krone ist.“

Das war beeindruckend. Ich fragte Günter, wer es sei. Das ist Wolfgang Natonek aus Leipzig, der Beste unter den Saallyrikern hier. Still gingen wir alle auseinander. Ehe wir in die Holzregale krochen, noch ein Blick aus dem Fenster. Tatsächlich, draußen rieselte Schnee.

Der Wach-VOPO hatte nicht gestört. Es war einer von den wenigen, die sich gutmütig gaben. Er musste ja auch am Heiligabend hinter Gittern sitzen und war eingeschlossen. Doch bei ihm war es ja etwas anderes. In der Sowjetunion waren das Christkind und der Weihnachtsmann durch „Väterchen Frost“ ersetzt worden. In der DDR konnte man Weihnachten zwar nicht abschaffen, aber einen Feiertag konnte man zu Gunsten der sozialistischen Arbeitsmoral streichen.

Am 2. Weihnachtstag erhielt ich Post. Meine „Verlobte“ Ruth schrieb. Waren die drei Monate Wartezeit so schnell vergangen? Dem Datum nach musste der Brief schon einige Tage in der VOPO-Verwaltung gelegen haben. Warum hatte man ihn mir nicht am 24. Dezember ausgehändigt? Wieder schrieb mir „meine Verlobte“ liebe Zeilen. Daran konnte man sich ja auch klammern, da war ja auch ein Ziel. „Ich bin gewachsen, trage jetzt halblanges dunkelbraunes Haar und meine blauen Augen glänzen, wenn ich an Dich denke,“ schrieb sie. Sie antwortete mir mit einer Art Personenbeschreibung, ich kannte sie ja nicht und hatte in meinem letzten Brief versteckt angefragt: „Wie magst Du jetzt wohl ausschauen? Ach, wenn ich Dich doch sehen könnte!“ Das hatte sie also verstanden.

Das Neue Jahr

Das Jahr 1951 war still über uns hereingebrochen. Würde es Änderungen bringen? Bald schon stellte es sich heraus. Für kurze Zeit kam ich weg, ins Kartoffelschälkommando beordert, wieder auf der Zelle untergebracht. Jetzt hieß es Abschied von Günter nehmen. „Ich hole Dich zurück“, meinte er, als ich mit meinem Bündel ging. Jetzt musste ich schon gegen 5.30 Uhr in der Frühe raus, über den Hof zum Wirtschaftsgebäude. In einem dunklen, sehr nasskalten Keller waren wir etwa 25 Häftlinge. Es stank faulig. Ohne Unterbrechung mussten wir schälen, abspülen, einsortieren. Die besten Kartoffeln wurden in Extrakübel „versenkt“. Sie waren für die Volkspolizeiküche. Was es an schlechtem oder gar fauligem Material gab, blieb für die Häftlinge. Trotz Verbot fraßen wir rohe gute Kartoffelstücke. Die Auswahl war beinahe wie im Märchen vom Aschenputtel: „Die Guten ins Töpfchen (also für die VOPO), die Schlechten ins Kröpfchen (also für die Häftlinge)! Werner Andrek, der „Küchenbulle“, gab mir zu verstehen, dass es ihm nun endlich gelungen sei, mich in die Küche zu holen. Nun würde es mir doch gut gehen. Hatte er keine Ahnung, was mich hier erwartet hatte? So dumm konnte er doch gar nicht sein. Nein, hier musste ich schnell wieder weg. Einige Tage war ich einfach krank gemeldet. Egon Röhnspies in der Ambulanz wurde dabei mein Verbündeter. Da wurde ich gefeuert!

Glück muss der Mensch auch im Knast haben. Ich kam auf meinen alten Saal zurück. Das war eigentlich gar nicht üblich. Günter freute sich mit mir. Wir waren uns ja inzwischen so vertraut geworden. Auch unser „Arzgebirgler“ hatte mich im Chor vermisst. Am nächsten Tag war Haareschneiden angesagt. Haareschneiden? Der monatliche Kahlschnitt war fällig. Vielleicht waren unserem Oberrat Reschke³², dem berüchtigten Volkspolizei-Anstaltsleiter, bei den Häftlingen einige schwarze Haaransätze aufgefallen. In der ersten Zeit hatte es noch Bartträger unter uns gegeben. Bei den Russen wären es Leninbärte gewesen, die hätten so gut zur Glatze gepasst. Mit der VOPO sei man auf „Spitzbart“ ausgewichen. Doch dies war alles vorbei. Viel konnte uns ja nicht abgeschoren werden, grinsend strich man sich gegenseitig über den Schädel und sagte: „Gut siehst du aus, Junge!“ Aber in unseren Herzen war Wut und Zorn über diese Art der Behandlung.

Bewacher

„Knüppel-Meier“ mauserte sich zum Volkspolizei-Meister. Er ging mir nicht aus dem Sinn. „Paddelhand“, der Häftlingslagerälteste, suchte, wenn man mal in den Dushraum kam, Gespräche. Kameraden gingen auf Transport, andere kamen an und wurden eingegliedert. Beim Hofgang im Osthinterhof musste ich mit der Nase an den Stacheldraht, weil ich Verbotenes getan hatte. Ich hatte mit Günter, der neben mir ging, gesprochen. Ein vorbeigehender VOPO schlug mir an den Hinterkopf. Bums! Die Nase hing im Draht. Ich stand direkt unter dem Wachturm. Der dortige Posten brüllte, richtete sein Gewehr auf mich, schoss aber nicht.

Im Zellenflügel wurde der Stehkarzer verboten. Den hatten die Schlüsselknechte immer nach Belieben verteilt. Diese Art „sozialistischer Persönlichkeiten“ unterschied sich von einigen anderen Angehörigen der VOPOs. Berüchtigt und gefürchtet waren „der Giftzwerg“ – ein kleiner, eigentlich mickriger Mann, der seine kleinwüchsigen Minderwertigkeitsgefühle in Hass gegenüber den Häftlingen umsetzte. Da war der „KZ – Mensch“, der seine damaligen Aufsehererfahrungen auf uns übertrug. MOH – Mann ohne Herz, der zu uns sagte: „Wenn ich durch das Tor komme, bleibt mein Herz draußen.“ Es gab aber auch andere VOPOs wie den „Postkommissar“ zum Beispiel, der immer darauf bedacht war, ein gutes Wort zu finden. Der „Sänger“ summte manchmal vor sich hin und übersah so manche verbotenen Dinge. Der „Koreaner“ war auch ein Gutmütiger. Die Bösen waren aber in der Überzahl. Für diese waren wir von Anfang an Verbrecher, und auch im Jahre 1951 nannten sie uns ihre „Staatsfeinde“.

32 Früher selbst KZ-Insasse. Ab 1950 Kommandant in Bautzen, später von einem SMT verurteilt und zur Strafverbüßung nach Workuta deportiert.

Krankheiten

So verging wieder Monat um Monat. Gleichmäßiger Häftlingstrott. Ab und zu mussten wir unsere Lungen röntgen lassen. Das ging der Reihe nach, durch alle Zellen, Säle und Häuser. Jahrelang waren die Tbc-Häftlinge ohne Behandlung geblieben. Hunderte hatte die Krankheit. Alle möglichen Arten und Formen waren vorhanden: Lungen-Tbc, Augen-Tbc, Knochen-Tbc, Darm-Tbc, Magen-Tbc. Auf den Sälen hatten alle Kranken und Gesunden durcheinander gelegen. Kameraden mit offener Tbc lagen eng neben gesunden Nachbarn und hauchten mit jedem Atemzug die Erreger aus. Erst viel später wurden sie im Haus 3 als „Sondergefängnis-Krankenstation“ gehalten. Auch dort waren Zellen und Säle. Jene, denen es besser ging als den Liegekranken, mussten sich um ihre Kameraden kümmern. Sie standen auch immer in der Gefahr, sich selbst einen Rückschlag zu holen, doch mit häufiger Selbstaufopferung halfen sie, wo es irgend möglich war.

Warum gab man diese Schwerkranken nicht frei? Es schien weder bei den Sowjets noch bei ihren deutschen Vasallen den Begriff der Menschlichkeit, nämlich der gesundheitlichen Haftunfähigkeit eines Gefangenen, zu geben. „Verbrecher gehören hinter Gitter, und wenn sie sterben, sind sie selbst schuld“, sagte der Giftzwerg und spielte mit seinem Gummiknüppel. Diese Schlagstöcke nannten wir Häftlinge „Buna-Stäbchen“.

Zwei Ereignisse von Bedeutung fanden sich 1951 noch. Einmal wurden alle ehemaligen Offiziere der früheren Wehrmacht „herausgefiltert“. In einer Art „Selektion“ kamen sie in den sogenannten Zentralkeller, unterhalb der Zentrale für den Kreuzbau. Zum anderen verlegte man alle Kriegsversehrten in den Bereich der Außenbaracken. Wie sahen diese oft älteren Menschen aus? Sie hatten den Arm verloren, ein Bein amputiert, manchmal waren sie ohne Prothese. So waren sie uns vertraute Kameraden geworden, die die ihnen auferlegte Bürde mit Würde trugen. Nun bildeten sie ein Kontingent der Krüppel. Auch sie unterlagen, wie schon immer, unserer straffen Haft-Hausordnung.

Im „Ernährungswesen“ glaubten wir Verbesserungen zu spüren. In der Mittagssuppe fand sich zunehmend Trockengemüse. Jedenfalls hatte man etwas zu kauen. Manchmal gab es auch Kohl. Eine Erhöhung der Brotration kam nicht. Auch die Produkte erbrachten keine Änderung. Erstaunlich, wie lange Menschen ohne ausreichende Zufuhr von Eiweißstoffen, Vitaminen, Mineralien und Fettstoffen aushalten konnten. Bei uns drehte sich doch alles nur um die Frage des Überlebens. Wie oft sagte einer bei uns: „Ich habe von frisch riechenden Äpfeln geträumt.“ Oder: „Einmal möchte ich so richtig in einen ganzen Laib frisches Brot beißen und nicht aufhören müssen, zu beißen und zu beißen.“ Doch das alles waren Wunschvorstellungen. Die Realisierung lag weit, so weit wie von uns der Mond von Bautzen entfernt war.

Bücher oder gar Zeitungen gab es immer noch nicht. Was draußen in der Welt geschah, blieb uns verborgen. Nur wer im monatlichen Brief von draußen versteckte Andeutungen fand und zwischen den Zeilen lesen konnte, reimte sich etwas zusammen. Unsere Post von draußen durften wir nicht behalten.

Nach zwei Tagen musste sie abgegeben werden. Angeblich würde sie für uns aufbewahrt.

Heute übte der Chor im Waschraum. Dieser bot uns auf etwa 9 Quadratmetern Platz. Wir waren 18 Sänger. Unser Chorleiter, der „Arzgebirgler“, musste ja auch etwas Bewegungsfreiheit haben. Mit Geduld und Spucke geht es schon, meinte er. „Komm lieber Mai und mache – die Bäume wieder grün [...]“, klang der Widerhall von der Blech-Zinkwanne zurück. Spaß hatten wir trotzdem.

Ich hatte noch etwas Neues gelernt. Die „Gesichtszeichen-Sprache“. Damit konnte man, ohne zu sprechen, Nachrichten übermitteln. Legte man also die linke Hand auf das rechte Auge, so war dies der Buchstabe A, zeigte man die Zunge, so war dies der Buchstabe Z. So konnte man mit Hilfe des Kopfes und der Arme ein Alphabet bauen und auch auf Entfernung Kontaktpersonen „ansprechen.“ Immer wieder dachten sich die Gefangenen neue Dinge aus, um ihr Haftleben zu verbessern.

Auch im Ost-Zellenflügel gab es auf jeder Etage größere Zellen. In der Mitte und an den Etageneingängen. So eine hatte ich auf Ost 4 in der Ambulanz betreten. Doch in der Mitte lag die sogenannte „Thälmannzelle“. Der letzte Vorsitzende der Kommunistischen Partei Deutschlands war hier 1943 für einige Monate untergebracht worden. Den Sowjets war dies egal, sie stopfen viele ihrer Gefangenen hinein. Sie fragten nicht, ob darunter vielleicht auch „revisionistische Klassenfeinde“, also auch Mitglieder der nach 1945 neu gegründeten KPD waren. Hauptsache, sie gingen auf Nummer sicher! „Lieber 100 Mann einbuchen und dabei einen Schuldigen finden, als ihn laufen lassen“, das war die Maxime. Die VOPO änderte diese Situation recht schnell. Die „Thälmannzelle“ wurde eine Art Nationalheiligtum. Über das Etagen-Reinigungskommando konnten wir erfahren, wie es nun dort aussah. Einzelbett, runder und viereckiger Tisch, zwei richtige Stühle. Ja, sogar ein Volksempfänger wäre gebracht worden. Natürlich hätte man die Wände mit rotem Tuch umspannt. Ein großes Bild von ihm mit der bekannten Arbeitermütze „Teddys“³³, mit großem Trauerflor, stände auf einem der Tische. Blumen gab es nur dann, wenn seine Tochter aus Hamburg kam, zur „Feierlichen Gedenkstätte.“ An diesem Tag war für alle im Ostflügel eine Art „Sperrstunde“, fester Einschluss.

An meinem Geburtstag stellte ich den Antrag auf Genehmigung zur Einsichtnahme der Fotografien meiner Eltern. Die Rückantwort lautete: „Abgelehnt, wegen Verstoß gegen die Hausordnung, öfter Verstöße wegen verbotenen Sprechen während der Freistunde. Gez. Meier, Volkspolizei-Meister.“ Mein „Knüppel-Meier“ hatte die Zuständigkeit für Gesuche erobert. Ich bangte um meine Sonderbriefe nach Hoheneck, meine Verbindung zu Ruth durfte doch nicht abreißen, hatte doch einer unserer „Dichter-Fürsten“ einige Verse verfasst, die mir nur für sie erdacht erschienen:

33 Spitzname Ernst Thälmanns.

An Dich zu denken und auf Dich zu warten,
war alles, was mir noch zu tun geblieben.
Die Nächte, da die Adern mir erstarrten,
die Tränen, die durch meine Träume trieben,
die haben nun ihr Grauen bald verloren.
An Dich zu denken und auf Dich zu warten,
daraus sind neue Kräfte mir geboren,
die um den Hang des brennend Ungewissen
Dein Leben einst heraufbeschworen,
dass wir uns einmal angehören müssen.
Die Tage werden unsre Schritte lenken
und still den Kreis der Liebe um uns schließen.
An Dich zu denken und auf Dich zu warten,
ist ‚ALLES‘ was mir noch zu tun geblieben.

Humaner Strafvollzug

Dann ging es plötzlich Schlag auf Schlag. „Humaner Strafvollzug“ lautete das Schlagwort. Die Blechsichtblenden an Zellen und Sälen fielen weg. Es werde Licht, hatte das nicht einer der großen Deutschen gesagt? Nur die Karzerzellen auf West 1 blieben vom Licht „verschont!“ Doch aus den oberen Etagen konnte man jetzt über die Mauern sehen. Im Ostbereich gab es einige größere Häuser und im Westbereich ging der Blick über die Leichenhalle und eine kleine Siedlung in die Weite, bis hin zur immer noch zerstörten Spreebrücke. Auf den einsehbaren Wegen und Straßen sah man Menschen. Menschen ohne und mit Uniform. Frauen, manche vom Alter gebeugt, andere jung und in bunten Kleidern daherkommend. Auch Pärchen wurden beobachtet. Irgend einer von uns hatte eine gute Idee. „Not macht erfinderisch!“ Mit gekoppelten Brillen für Kurz- und Weitsichtigkeit konnte man Ferngläser bauen. Auf einem Besenstiel wurde der erforderliche Abstand gezogen und schon klappte es.

Dann gab es plötzlich eine Zeitung. „Das Neue Deutschland“ – Zentralorgan der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. Sie ging von Hand zu Hand. Erstaunlich war, was dort geschrieben wurde. Wir lernten einen völlig neuen Wortschatz kennen. Abkürzungen, die uns fremd waren, wie SAG (Sowjetische Aktiengesellschaft), VEB (Volkseigener Betrieb), LPG (Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft), mit COMECON (Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe) konnten wir zunächst nichts anfangen. Der Aufschwung in der Sowjetunion und deren Friedensliebe schien die Herausgeber geradezu zu faszinieren. Durch Stalins Weitsicht kommt unser Fortschritt, so lautete eine dicke Schlagzeile. Fotos in der Zeitung zeigten die Schönheit Sibiriens, des Urals und natürlich von Stalingrad. Bilder über die Bundesrepublik waren schon vom Druck her dunkler. Sie zeigten Ruinen, hungernde Menschen, knüppelnde amerikanische Soldaten, dicke, fette Bilder der Adenauer-Faschisten. Berichte aus anderen Ländern beinhalteten die Solidarität aller kommuni-

stischen Parteien der Welt mit der friedliebenden DDR. Manchmal wurden aus unseren Zeitungen ganze Artikel weggeschnitten. Dann sprachen wir von „Lebensmittelkarten“. Auch wurde viel über die Normerfüllung der Betriebe und einzelner Arbeiter geschrieben, über Selbstverpflichtungen von Arbeitsbrigaden. „VEB – Sauerkraut Magdeburg zu Ehren des Parteitages“, so etwas Ähnliches war öfter zu lesen.

Das waren Vergünstigungen des „humanen Strafvollzuges“. Sie konnten und wurden auch bei geringstem Vergehen gegen die Hausordnung entzogen. Auf den Sälen hatte dies keine große Auswirkung. Der Pritschennachbar oder auf jeden Fall der Blockälteste hatte ja auch ein Exemplar.

Ostern

Ostern 1951 war gekommen. Untergehakt mit Günter absolvierten wir unseren Hungermarsch. Auf Block Dora saß eine Gruppe und deklamierte lauthals Goethes „Osterspaziergang“. Günter rümpfte die Nase, das ist nichts besonderes mehr. Rilke, ja Rilke, den müsse ich lernen. Sogleich fing er an: „Reiten, reiten, reiten. Durch den Tag, durch die Nacht.“ „Kennst du das?“ Ich verneinte. „Das ist der Cornett, du Pfeife!“ Ich gelobte Besserung.

Monatsbrief an „meine Ruth“. Irgendwann im Leben werden wir uns doch wieder begegnen, teilte ich ihr mit lieben süßen Küssen und Grüßen mit.

„Ratsch, ratsch“, ein Zugang, ein junger Bursche, in meinem Alter etwa. Er kam mir so bekannt vor. Im Seitengang trafen wir uns wieder. „Kennst Du mich nicht mehr?“ „Nein!“ „Du bist doch Voigt!“ „Ja! Du stammst doch aus Sprottau?“ „Ja! Dann sind wir doch in Meißen zusammen in der Volksschule gewesen!“ „Nein, das war mein Zwillingbruder. Der hat die Kurve gekratzt, den haben sie nicht erwischt.“ Obwohl die DDR ein souveräner Staat war, so stand es jedenfalls immer wieder in der Zeitung, war Voigt von einem sowjetischen Militärgericht verurteilt worden. Bei dem Gespräch fiel mir eine andere merkwürdige Begegnung ein. Als ich noch neu war und auf der Zelle 26, West 2, erhielt ich einmal als „Toilettenpapier“ einen alten Briefumschlag. Er war an einen Walter gerichtet. Der Absender lautete „Inge Walter, Freiberg, [...]“ Eine Inge Walter kannte ich in Freiberg. In meiner Bergbauzeit war sie meine Tanzpartnerin im Freiburger Tivoli. Ihr Bruder war der Adressat und arbeitete hier im Etagenkommando.

Weitere Zeit verging. Sie schien endlos, hoffnungslos zu sein. Trotz des „humanen Strafvollzuges“ wurde uns immer wieder klargemacht, dass wir Verbrecher, Staatsfeinde seien, die das Brot nicht verdienten, welches man uns schenken würde. Immer wieder kamen Stunden des Nachdenkens. Was ist mit den Eltern? Den Geschwistern? Wie geht man mit ihnen um? Alle wissen doch sicher inzwischen, wo ich bin. Das belastete uns furchtbar. Zum Geburtstag erneute Ablehnung des Gesuches auf Überlassung der Fotografien zur Ansicht. Unterschrift: Meier.

Im Herbst mussten wir die Zivilkleidung abgeben. Jeder erhielt einen hellgrauen Drillichanzug: Jacke ohne Kragen, Hochwasserhose, grüne Generalsstreifen an Hosen und den Ärmelseiten sowie einer längs vom Rücken herunter. Die Zivilkleidung kam zur „Effektenkammer“. Sie befand sich im Erdgeschoss des Osthinterhofes. Nun war es vorbei mit vielen Beschäftigungen. Holzadeln wurden wertlos. Es gab ja keine bunten Fäden mehr. Namen und Stadtwappen auf der Kleidung verschwanden. Da blieb nur Raum an den kragenlosen Unterhemden. Die schon reichlich abgelatschten Schuhe wurden durch grobe, scheuernde Holzschuhe ersetzt, Strümpfe gegen Fußlappen getauscht. Nun sahen wir aus wie richtige Sträflinge. Glatze, gestreifte Kleidung, Holzschuhe und immer die Meldung: Strafgefangener Heinisch bittet [...].

Als der Offizierskeller mit der Neueinkleidung beginnen sollte, weigerten sie sich. In Gruppen von zehn Mann wurden sie auf den Ost-Hinterhof gebracht. Dort warteten zehn knüppelbewaffnete VOPOs auf sie. Die prügelten so lange auf sie ein, bis alle nackt waren. Die auf dem Boden liegende Zivilkleidung wurde weggenommen. So blieb ihnen nichts weiter übrig, als in die Sträflingskleidung zu steigen. Der Vorgang wiederholte sich eine ganze Weile.

Mit der Sträflingskleidung kam eine neue Anordnung. Auf den Zellenetagen mussten Päckchen gebaut werden. Am Abend sollte der Schemel vor die Zellentür gestellt werden, immer Hose und Jacke, streng ausgerichtet, Naht auf Naht, Streifen auf Streifen. Uns auf den Sälen betraf es nicht. Wir waren einfach zu viele Gefangene. Doch die zweite Anordnung mussten wir übernehmen. „Die Bummelei werden wir Ihnen schon austreiben“, tönte „das Auge der DDR“, der gefürchtete Wachtmeister. „Ab heute wird beim Hofgang marschiert!“ Streng ausgerichtet, in Sechserreihen, Gleichschritt, Abstand zur Vorderreihe, Blickwendung an den Kurven. War das ein Geklapper! Hunderte Holzschuhe gaben Kunde vom „humanen Strafvollzug“. Die Wachturmposten holten viele aus der Reihe und winkte sie mit der Nase an den Stacheldraht. Was hatten sie verbrochen? Sie waren aus dem Gleichschritt geraten oder hatten die einheitliche Richtung der Reihe nicht einhalten können. Der Hofgang war uns verdorben. Mancher spielte krank und blieb einfach oben im Saal.

Wie war es eigentlich mit der Hygiene? Küchenkommando, Bäckerei, Lazarett hatten schon immer weißes Kleidung getragen. In den Häusern des „Gelben Elends“ wurde über lange Zeit geschrubbt und gewienert. Ganze Heerscharen blutgieriger Flöhe waren vernichtet. Die Strohsäcke wurden zwischenzeitlich neu gefüllt. Da war es viel schlechter, das sogenannte Bettlaken gerade und flach auszurichten und die Schlafdecke gerade zu legen. In regelmäßigen Abständen ging es in den Duschaum. Die Röntgen-Reihenuntersuchungen kamen regelmäßig. Die VOPOs hatten große Angst vor Krankheiten entwickelt. Der monatliche Kahlschnitt der Haare diente der Hygiene, wurde uns immer wieder erläutert, wenn wir uns darüber aufregten.

Noch eine Vergünstigung kam in Form eines DIN-A5-Vordruckes. Da stand die Verfügung, dass Strafgefangene bei guter Führung monatlich ein Lebensmittelpaket erhalten könnten. Es war genau vorgeschrieben, welches Nettogewicht gestattet wurde, vor allem aber auch, was verboten war, zum Beispiel

Backwaren, Süßwaren, Toilettenartikel, Fotos, Medikamente, um nur einige der verbotenen Dinge zu nennen. Fett, Wurst, Obst und Zwiebeln waren erlaubt. Sollten wir nun durch unsere eigenen Angehörigen aufgepöppelt werden? Der Gefängnisverpflegungssatz hatte sich ja wohl nicht verändert. Dies wurde durch die Art unserer täglichen Mittagssuppe deutlich. Ein Inhaltsverzeichnis musste jedem Paket beigelegt werden. Die Ermahnung an die Angehörigen, sich genau an die Vorschriften zu halten, wurde auch nicht vergessen, da eine Aushändigung an uns sonst nicht durchzuführen wäre. Nun erhielt jeder von uns eine Post-Paket-Nummer. Meine Nummer lautete 129 Aa. Wie kam ich zu dieser Nummer? Abwarten, was die Zukunft bringt. Dann war es soweit. Die ersten Aufrufe erfolgten. Mit der Essenblechschüssel im Arm ging es in den Verwaltungstrakt. Dort war in Richtung Ausgang auf der rechten Seite eine Postausgabestelle eingerichtet worden. In Reihe mussten die Häftlinge vor der Tür anstehen. Zwei durften hinein ins Paradies. Mehrere Kameraden hatten nun auch ein Kommando, „Paketöffner, Strafgefangener Müller“ zum Beispiel. Gespannt wartete ich auf meinen ersten Aufruf. Als es soweit war, war ich aufgeregter. „Mensch Günter“, sagte ich, „ein zusätzliches Zeichen aus dem Elternhaus.“ Wie wichtig war uns jede Verbindung zu den Angehörigen.

Der VOPO-Wachtmeister blickte mich an. Vorschriftsmäßig musste ich mich melden. Er überprüfte Anschrift und Postnummer, öffnete und nahm sein langes Messer. Jedes Stück vom Inhalt wurde mit dem Inhaltsverzeichnis verglichen. Das hatte Mutters Handschrift. Obenauf hatte sie eine Blume gelegt. Die warf er sofort unter den Tisch. Ein Stück Speck zerschnitt er in vier Teile. Das kam in meine Schüssel. Eine kleine Wurst schnitt er in der Länge auf und dann noch quer. Als ich ihn ansah, meinte er: „Vorschrift, es könnte ja eine Säge drin sein! Schmelzkäse war ja sowieso verpackt. Großzügig erhielt ich ihn unkontrolliert. Kristallzucker wurde aus der Verpackung über alle Dinge in die Schüssel geschüttet. Bald war der Karton leer und meine Schüssel gefüllt. Mein Nachbar hatte Pech. In seinem Paket waren Konserven, also weg damit, zurück an den Absender? War ich reich! Stolz zeigte ich Günter meinen Schatz. Und ich? meinte er. Doch am nächsten Tag war auch er an der Reihe.

Von nun an nahm unsere Versorgung viel Zeit in Anspruch. Alle waren mit Begutachtungen beschäftigt. Da der Empfang nicht Zellen- oder Saalweise erfolgte, kamen die Kameraden jeweils zu verschiedenen Zeitpunkten dran. So bildeten sich unter Freunden Paketgemeinschaften. Sie teilten, heute ich, morgen du. So hatte jeder mehr davon. Bald stellte es sich heraus, dass es auch Westpakete gab! Da waren wir arme Würstchen. Allein die Originalverpackung von Keksen war bewundernswert. Alte Firmennamen waren zu erkennen: Bahlsen, Trumpf, manchmal sogar amerikanische Produktion. Hatte nicht eine Balckenüberschrift im Neuen Deutschland gelautet: „Wer vom Ami frisst, stirbt!“?

Weihnachten 1951

Das Jahr 1951: Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Es war wieder soweit. Weihnachten war besinnlicher geworden, der Saal nicht mehr so dunkel. In den Fenstern der Siedlung brannte Licht. Wir hatten unsere „Selbstverpflegung“ durch die Paketinhalte, der Postbetrieb hatte sich eingespielt. Jeder wusste, was auf ihn zukommen konnte. Gerechnet wurde nicht. Ich bin ja doch ein alter Mann, wenn ich es schaffen sollte, war die Meinung von uns Jungen geworden. Hoffentlich halte ich durch, sagte sich so mancher der Altgedienten. Das Leben ging weiter – aber leider an uns vorbei. Trotzdem hatten wir auch 1951 ein Weihnachtsprogramm. Ich kann mich nur noch an ein sehr tiefsinniges Gedicht erinnern:

Jüngst fand ich eine Perle, an einem See,
der vor mir wie ein Spiegel lag.
Ich war beglückt des schönen Fundes,
der mir ein seltsam leuchtend rundes
noch nie geschautes Kleinod übergab.

Ich flocht die Perle mit zur Kette,
mit vielen ihresgleichen, die ich schon besaß,
doch war es mir als hätte sie hier an dieser neuen Stätte
verloren allen Glanz und sei nur noch von Glas.

Seltsam, die Perle wollte nicht mehr leuchten,
so zauberhaft am See ich sie auch damals fand.
Da lag ich sinnend viele Nächte, bis ich erkannt,
das alles Echte ich selbst zerstört, da ichs an eine Kette band.

Es war im Herbst, ein trüber Morgen,
als ich die Perle wieder zu dem See hintrug
und seltsam schön schlug eine Helle,
ein stiller Glanz empor an jener Stelle,
da über ihr der See zusammenschlug.

(Autor: Wolfgang Natonek)

Den Abschluss unserer Feier brachte der Saalchor mit „Hohe Nacht der klaren Sterne“. Das war jedem bekannt, waren wir doch in den Jahrgängen solcher Art Weihnachtslieder aufgewachsen. Wie im Vorjahr ging ich mit Günter zum Fenster. Stumm blickten wir in den nächtlichen Himmel. Günter war immer „Sternengucker“ gewesen.

Ein neues Jahr

1952 war angebrochen. Lagen vor uns allen wieder 365 schier endlose Tage und Nächte? 365mal im Rechteck um den Hof marschieren, 365mal Zählappell, 12 Monatsbriefe, 4 Sonderbriefe von Ruth, 12mal den Kopf geschoren bekommen, 730mal die Sträflingskleidung wechseln? Für jeden kleinsten Wunsch unterwürfige Bittgesuche schreiben müssen? Wie weit sollte die Entmenschlichung denn noch gehen? Hatten die Vopos denn nicht draußen auch Familien, Väter, Söhne, Frauen, Töchter? Gingen sie mit ihnen auch so um, wie sie sich uns gegenüber zeigten? „Gefühlsduselei ist für Verbrecher nicht drin.“

In den Zeitungen waren uns immer neue Sprachbegriffe vermittelt worden. Im Vordergrund stand mehr und mehr von Planerfüllung. Manche Dinge wirkten geradezu lächerlich. Da verpflichtete sich z. B. eine Erntebrigade in einer LPG, das Plansoll im Kartoffelsammeln um 175 Prozent zu Ehren der Kreisparteitages zu überbieten. Mussten wir uns nicht fragen, ob man mehr Kartoffeln aufsammeln kann als die Erde hervorbringt? Vom Betriebskombinat „Schwarze Pumpe“ und von Ordensverleihung wurde geschrieben: Aktivist, Held der Arbeit, Vaterländischer Verdienstorden. Junge Pioniere, offiziell Thälmann-Pioniere genannt, gelobten – immerhin im Alter von 13 Jahren – für Sozialismus und Frieden zu kämpfen. Die Freie Deutsche Jugend marschierte im Gleichschritt in blauer Uniform durch die Straßen.³⁴ In Kindergärten gab es eine Art kindgerechte Wehrrertüchtigung. Waffenträgerorganisationen schienen wie Pilze aus der Erde zu schießen. Hatte es nicht einmal geheißen: „Mit dem Spielzeuggewehr fängt der Krieg an?“ Ein VOPO von Günter und mir antwortete darauf nach harmlos klingender Nachfrage: „Es kommt drauf an, wer das Gewehr in der Hand trägt! Bei uns ist es die Arbeiterklasse, im kapitalistischen Ausland ist es anders. Dort bestimmen Imperialisten und Konzernherren über das Leben der Arbeiter und lassen sie bedenkenlos in den Krieg ziehen!“ „Ach ja, so ist das also“, meinte Günter in möglichst unverfänglich klingendem Tonfall. Hinterher tippten wir uns an die Stirn.

In der Zwischenzeit hatte es auch Konferenzen der Siegermächte gegeben. Da hofften wir immer auf „gute Ergebnisse“, auch für uns. Mussten wir dann lesen „außer Spesen nichts gewesen“, sank der Mut. Mehr und mehr wollte sich die DDR als ein zweiter, deutscher Staat herausstellen. Eine eigene Staatshymne hatte sie ja. Die Melodie schien geklaut zu sein. Veränderte man den Rhythmus, kam der alte bekannte Schlager „Good bye, Johnny“ heraus. Ein zweiter selbständiger deutscher Staat? War es nicht gerade in diesem Jahr 120 Jahre her, dass der Zug zum Hambacher Schloss eine deutsche Einheit gefordert hatte?³⁵

Im gesamten Bau hatte sich eine beachtliche Veränderung ergeben: eine Häftlingsverschiebung! Alle Jugendlichen wurden aus den Gebäuden herausgezogen und in einem sogenannten „Jugendsaal“ zusammengefasst. Angeblich sollten sie so den homosexuellen Erwachsenen entzogen werden. Mit der

34 Junge Pioniere bis zur 4. Klasse, ab 5. Klasse Thälmann-Pioniere, ab 8. Klasse FDJ.

35 Hambacher Fest fand 1832 statt.

Sexualität war es ja eine Sache für sich. Das jahrelange Leben gegen die Natur war bei einigen Häftlingen doch spürbar. In den Sälen boten die Regalpritschen geradezu ideale „Ausweichmöglichkeiten“. Gleichgesinnte Zweierpaare lagen häufig nebeneinander in den Pritschen. Sie wurden von uns „Kisten“ genannt. Einer war die Kiste, der Andere war der Deckel. Stofftuchreste, die sie für ihren gegenseitigen „Handbetrieb“ nahmen, wurden „Cousine“ genannt. Keiner von uns störte sich daran. Etwas spöttisch erklang es hier und da: „Na, wie fühlst du dich so als Frau?“

In dieser Beziehung war der Jugendsaal „ein Schuss in den Ofen“. Gleich fanden sich alte, junge Freunde in Zweierkoben. War es eigentlich Saal 2 oder 4? Ich kann es heute nicht mehr genau sagen. Auf jeden Fall waren viele von uns nicht mehr unter 18 Jahren. Es konnte also das Lebensalter der Verurteilung der „Stichtag“ gewesen sein. Günter fand einen Nachbarn in Wolfgang Reinsch. Er stammte aus Reinsberg bei Berlin, ein kleiner lustiger Glatzkopf, dessen schwarzer Haaransatz durch die Kopfhaut schimmerte. Ich traf „alte Bekannte“ und lernte „neue“ kennen. Auch im Jugendsaal fand sich gleich wieder ein „Sängerkreis“ zusammen. Günter machte gleich mit. Ich wollte erst einmal abwarten. „Führende Köpfe“ wurden dabei Detlev Nahmacher und Walter Kempowski. Meine gute bewährte Freundschaft blieb erhalten. Auch Lyriker fanden sich wieder. Günter wandte sich von Rainer Maria Rilke ab, jetzt stand Hermann Hesse hoch im Kurs:

Seltsam im Nebel zu wandern, [...]
usw., dann:
voll von Freunden war mir die Welt,
da mein Leben noch licht war,
jetzt da der Nebel fällt,
ist keiner mehr sichtbar. [...].

Auch im Jugendsaal änderte sich am Alltagsleben der Häftlinge nichts. Manche, die früher väterliche Freunde unter den „Altgedienten“ hatten, mussten ihnen wichtig gewordene Kameraden verlassen.

Einer der Jugendsaalältesten war der „dicke Willi“ aus Berlin. Er war ehemaliger Volkspolizei-Oberrat und Kommandeur einer Polizei-Bereitschaft gewesen. In seinem Dienstzimmer hatte ein Stalinbild schief an der Wand gehangen. Da hatte er zu einem gesagt: „Häng’ doch mal’ den armen Hund gerade“. Einer der Bereitschafts-Politkommissare hatte ihn wegen dieser „Verunglimpfung und Beleidigung des weisen Führers aller friedliebenden Menschen“ angezeigt. Nun war Willi Knastologe wie wir! Bei aller geforderten Ordnung ließ er uns Narrenfreiheit.

Religionsfreiheit?

Wie war es eigentlich mit der Religionsfrage? Die DDR hatte in ihrer Verfassung freie Ausübung der religiösen Anschauungen und Bedürfnisse zugesichert. Unter uns waren Kameraden aller Konfessionen, neben der Vielzahl evangelischer und katholischer Christen zum Beispiel auch die Zeugen Jehovas. Diese Vereinigung war in der NS-Zeit hart verfolgt worden. Ihre Angehörigen landeten häufig in den damaligen KZ-Lagern. Doch nun waren sie plötzlich bei uns. Etwa ab 1950 wurden sie mehr und mehr verteufelt und als Angehörige amerikanischer Spionagedienste abgestempelt. Die einst unter Hitler im KZ waren, saßen nun wieder, und die jüngeren Mitglieder mussten hier ein erstes Zeugnis ihrer Glaubensfestigkeit ablegen. Die VOPO hatte sich manch böse Spielchen für sie ausgedacht. So erhielten die armen Kerle bei den wenigen „Produkten“ Blutwurstverpflegung. Diese war ihnen nach ihrem Glaubensbekenntnis verboten. Manchmal profitierten wir dabei von ihnen.

Im „Bau“ geisterte schon längere Zeit das Gerücht: Es soll Gottesdienste geben.³⁶ Häftlingskameraden waren mit der Reinigung der Anstaltskirche beauftragt worden. Schon früher hatte ich durch einen „Altgedienten“ erfahren, dass es gegen Ende der Russenzeit auch so gewesen sei. Der wäre sehr feierlich gewesen. Die russischen Posten hätten barhäuptig, still, ja beinahe andächtig ihre Aufseherfunktion dabei wahrgenommen.

Sollten nun die VOPOs tatsächlich Gottesdienste genehmigen? Ja, es war beinahe nicht zu fassen! Anträge auf Teilnahme durften gestellt werden. Es war eine neue „Vergünstigung“ im Rahmen des humanen Strafvollzugs. Die Anstaltskirche war groß und dennoch musste eine Art „Schichtbetrieb“ eingerichtet werden. Wir waren ja mehrere tausend Häftlinge. Ich hatte Glück, unter der ersten Gruppe der „Begünstigten“ zu sein. Durch Gänge und Gittertüren geschleust betrat ich den Kirchenraum.

Seitlich und in der Mitte zum Altarraum standen abfallende Bankreihen. Jeder Platz in den Kirchenbänken wurde durch eingebaute Zwischentüren zu einer Art „Sitzkäfig“. Also Augenhöhe zum Nachbarn! Über dem Mauerbogen zum Altarraum war ein segnender Christus gemalt. Der Malstil deutete auf Kirchenmalerei vom Beginn unseres Jahrhunderts hin. Auch der dabei gegebene Leitspruch: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater, denn durch mich“ war in der damaligen Schriftform wiedergegeben. An der durchführenden Wand zwei kleine Emporen, auf jeder Seite eine und unter ihnen normale Türen ohne Gitter. Zum Altarraum führte eine kleine Stufe. Der Altar war schlicht und dennoch beeindruckte seine Gestaltung. Auf der Altarkrone war die Kanzel aufgesetzt, sie wurde über eine kleine Holztreppe hinter dem Altar bestiegen. Der Altar selbst war ein Hohlaltar. Durch eine seitlich eingelassene Tür kam man hinein. Das war die „Besenkammer“. Hier lagerten Eimer, Schrubber, Besen, Wischtücher usw. Beeindruckende,

36 Siehe hierzu Anfreas Beckmann/Regina Kusch, Gott in Bautzen: die Gefangenen-seelsorge in der DDR, Berlin 1994.

andächtige Stille umgab mich. Die beiden Altarkerzen waren angezündet und zogen in ihrem Schimmer den Blick auf das zwischen ihnen stehende Kreuzifix.

Vopos standen in den Zwischengängen, Mütze im Genick, Gummiknüppel im Stiefel, sich laut unterhaltend. Links vor dem Altarraum war eine Bank mit mir bisher unbekanntem VOPO-Offizieren besetzt, darunter waren sogar weibliche VOPOs. Die linke Emporentür ging auf. Mit kleinem Gefolge erschien der Allgewaltige, Volkspolizeioberst Bausch, der Kommandant des Gefängnisses. Auch er hatte eine uniformierte „Dame“ bei sich. Mit Schreibblock und Stift ausgestattet nahm sie neben ihm Platz.

Unter ihnen öffnete sich die Tür. Da kam er: Ein katholischer Geistlicher in vollem Ornat. Ein VOPO folgte ihm auf dem Fuß und verfolgte ihn bis in die links liegende Sakristei. Wir hatten uns alle erhoben. Die sitzenden VOPOs natürlich nicht, doch sie waren ruhiger geworden. Da erklang plötzlich eine Orgel, ein Chor fiel ein und füllte stimmungsgewaltig den Kirchenraum: Ein Häftlingschor. Der Gottesdienst nahm seinen vorgeschriebenen Verlauf. Eine ruhige und doch feste Stimme traf uns. Ich erinnere mich nur noch an eine Begebenheit auf der Kanzel. Mitten in seiner Predigt hatte er die Worte passend zum Text fallen lassen: „Und sie sind doch Teufel!“ Dabei hatte er den rechten Arm wie zufällig in die Richtung der Offiziersempore ausgestreckt. Dort wurde übrigens der Wortverlauf seiner heiligen Messe mitgeschrieben. Gegen Ende der Feier sang der Chor noch Mozarts „Ave Verum“. Der feierliche Gesang verblieb Jahre in mir.

Krankheit

Ende Juni 1952 bekam ich unterhalb des rechten Rippenbogens heftige Schmerzen. Ich konnte kaum noch Nahrung aufnehmen, geschweige denn in mir behalten. Als sich die Situation verschlimmerte, meldete ich mich zur Ambulanz. Auf Ost 4 erwarteten mich der VOPO-Sani, ein Häftlingsarzt und Egon Röhnspies, der Häftlingsarztthelfer. Ich schilderte meine Situation und bat um eine Untersuchung im Haftkrankenhaus. Diese Bezeichnung hatte unser Lazarett offiziell erhalten. Der Häftlingsarzt und Egon machten ernste Gesichter. Da sagte der VOPO-Sani plötzlich: „Ach was, geben Sie ihm ein paar Magentabletten, er hat sich sicher am Paket überfressen.“ Also ging es wieder ab in den Saal. Meine Schmerzen wurden stärker, unerträglich. In meiner Pritsche stand ich Kopf, weinte und schrie! Ich bekam höheres Fieber. Es blieb mir nur ein Ausweg: Hungerstreik! Wenn ich schon kaputt gehen sollte, dann wollte ich es beschleunigen. Hungerstreik wurde von der VOPO gefürchtet, denn sie musste es nach einigen Tagen an eine höhere Stelle melden. Das wollte die Bautzner VOPO-Verwaltung nur ungern. So durfte ich nach vier Tagen zum Krankenhaus.

Nach der Erstuntersuchung wurde ich gleich dabehalten. Ein größerer Zellenraum mit sechs Feldbetten nahm mich auf. Häftlingsarzt war u. a. der

Chirurg Dr. Günter Behne³⁷. Er teilte mir mit, dass ich Gallensteine hätte, die operiert werden müssten. Da ich aber gleichzeitig eine Gallenblasenentzündung hätte, die das nun hoch gewordene Fieber ausgelöst hätte, müsse erst dieses vorbei sein. Es hieß also abwarten. Gallenblasenentfernung unter diesen Umständen war nicht ungefährlich. Ernst Stahl, der frühere Besitzer der Berliner „ESTA-BAR“, war daran gestorben. Mir war alles egal geworden, hatte ich doch nun 22 Jahre eines solch elenden Häftlingslebens vor mir. Die folgenden Tage vergingen, ich erhielt schmerzstillende Injektionen, der Situation angepasste Suppen und wartete. Dann war es soweit. Dr. Behne erklärte mir: „Wir können.“ Es war am 15. Juli 1952. Ich bat ihn, drei Tage zu warten. Er sagte zu.

Am 18. Juli 1952 wurde ich in den Morgenstunden in einen mir bislang unbekanntem Teil des Gebäudes weggefahren. Ein blau gekachelter großer Operationsraum erwartete mich. Dr. Behne und Dr. med. Claus Boetzel nickten mir ermunternd zu. Häftlingskameraden waren Helfer. Alle trugen richtige Operations-Schutzkleidung. Als ich ganz nackt auf dem Tisch lag, trat einer zu mir, strich mit dem Finger über die Rippen und sagte: „Der ist dürr, da sind wir schnell durch!“ Aber Dr. Behne sagte: „Wir werden unser Möglichstes tun, Herr Hauptwachtmeister!“ Die VOPO war also überall. Stich in die Armvene, eine „Evipan lang“, ich fiel ins Nichts! Als ich erwachte, lag ich in einer Dreierzelle mit richtigen Betten und weißer Wäsche. Plötzlich war da ein stechender Schmerz, als ich mich bewegte. Aus meinem Leib ragte ein langer, dünner Gummischlauch. Etwas drückte mir auf die rechte Leibseite. Da kam auch schon ein Pfleger herein, schaute kurz und verschwand. Dr. Behne, der VOPO-Sani und ein Helfer traten ein. Es hatte gar nicht „ratsch, ratsch“ gemacht. Hier waren zwar Gitter, doch keine verschlossenen Türen. Über meinem Bett hing an der Wand ein Schild: „Günter Heinisch, 18.7.1928–18.7.1952, Cholecystektomie“. Da sagte der VOPO plötzlich: Der hat ja heute Geburtstag. Das war mein Hintergedanke gewesen, falls ich „ex“ gehen sollte. Dann hatte mir Gott noch ein volles Lebensjahr geschenkt. Dr. Behne hob die Bettdecke und schimpfte mit dem Pfleger. Man hatte mir versehentlich einen Sandsack aufgelegt, daher der Schmerz, und der Gallensaft konnte nicht durch den Schlauch abfließen. Die Sache wurde behoben. Alle gingen. Kurz darauf kam der VOPO wieder und sagte: „Ich bin Volkspolizei-Sanitätshauptwachtmeister Kretschmer. Sie haben Geburtstag, viel Glück!“ Dann gab er mir eine Häftlingssuppenschüssel voller Bonbons. Ich staunte. Wo hatte er die wohl her? Einer meiner Mitkranken sagte: „Die sind in einem Paket beschlagnahmt worden.“ Ich durfte doch aber nichts zu mir nehmen. Essen und Trinken waren zunächst tabu. Mit einem Wattebausch wurden nur in Abständen die Lippen benetzt. Immer wieder schielte ich nach der Bonbonschüssel, es durfte doch nicht wahr sein. Die weiteren Stunden dämmerte ich vor mich hin. Für die Nacht bekam ich eine schmerzstillende, einschläfernde Injektion. Es war gut so.

In der nächsten Zeit fand ich mehr und mehr wieder zu mir. Neben mir lag ein alter Mann namens Karl Buchwald, ein ehemaliger Landesschütze. Er litt an

37 In Bautzen von 1949 bis 1954 inhaftiert. Dr. Günter Behne gehörte zum Chirurgenteam Prof. Sauerbruchs.

einem Magenkarzinom im Endstadium und stammte aus Thüringen. Daher erhielt er eine Sonderkost. Eine Haftentlassung wegen Haftunfähigkeit gab es für ihn nicht. Als einmal eine auf Haftunfähigkeit überprüfende „hohe uniformierte Kommission“ kam, ordnete deren Leiter die Streichung der Sonderkost mit den Worten an: „Streichen, der braucht sie nicht unbedingt!“ Neben dem Fenster lag ein anderer Thüringer. Er gehörte zu den „Altgedienten“ und war als Baumeister Zulieferer für Krematorien gewesen. Angeblich hatte er Baumaterial für KZ-Krematorien geliefert. Er war Diabetiker. Bei einer Operation hatte man seinen Blasennerv verletzt, nun konnte er kein Wasser halten und musste ein „Urinal“ am Bein tragen. Auch er war ständiger Liegekranker. Doch Haftunfähigkeit gab es auch für ihn nicht.

Die Zeit verging. Ich wurde sachgemäß versorgt, lernte das Haus kennen. Es gab einen septischen und einen aseptischen Bereich/OP und eine eigene Krankenhausküche, aus der ich „Gallen-Magendiät“ erhielt. Als ich wieder einen Monatsbrief verfassen durfte, schrieb ich: „Es tut mir leid, dass Hugo eine so schwere Operation hatte, da bin ich besser dran. Gute Besserung für ihn“. Der Brief ging durch. An Ruth konnte ich so nichts schreiben, sie kannte ja meinen Briefdecknamen nicht.

Nach etwa vier Wochen wurde ich zur „Liegekur“ in den Hinterhof getragen. Auf einem Rasenstück lagen in Abständen einige Kameraden. Vor mir war die Stacheldrahtzone und die hohe Mauer, links eine Zwischenmauer mit großer Durchlasstür, rechts die Leichenhalle und ebenfalls ein Durchlass eine Art größerer Freikäfig wie in einem zoologischen Garten. Doch es war kein VOPO da.

Da öffnete sich die linke Durchlasstür. Ein Häftling und ein VOPO traten durch. Ich schaute auf. Dort stand Karl Kirsten, mein ehemaliger Jungzugführer aus dem HJ-Fanfarenzug. Im Vorbeigehen blickte er zu mir und sagte zum ihn begleitenden VOPO etwas. An der anderen Durchlasstür blieben beide stehen. Der VOPO winkte mich zu sich. Da ich dazu in der Lage war, ging ich die paar Schritte. Er blickte mich an, ich ihn. Er kam mir bekannt vor. Dann fragte er: „Wie ist Ihr Name, wo kommen Sie her?“ Nach meiner Antwort drehte er sich um und verschwand mit Karl Kirsten durch das Tor. Ich überlegte, wer es wohl war und woher ich den kannte? Es war Weigel aus der Görnischen Gasse. Er hatte mit mir in der Jugendhandball-Mannschaft im Meißner Turnverein „Frisch Auf“ gespielt.

Alltag

Dann war auch dieser Lebensabschnitt beendet. Mit Hab und Gut musste ich in den großen Bau zurück. Hab war wenig, nur die Kleidung. Gut, das war ein gewisser Vorrat an Brot, der mir zugesteckt worden war. Als Andenken behielt ich eine etwa 20 Zentimeter große Narbe. Sie verlief nun unterhalb des gesamten rechten Rippenbogens. Außerdem kam die Anweisung: Der Strafgefangene Heinisch hat vorläufig Magenschonkost zu erhalten.

Leider kam ich nicht auf den Jugendsaal zurück. Saal 3, Block A, wurde mir zugewiesen. Günter war weg, wie konnte ich zu ihm zurück? Er hatte mir noch einen „Kassiber“ zuspielden lassen. Aber jetzt? Auch hier gab es einen kleinen verbotenen Chor. Der „Arzgebirger“ war auch wieder da. Bald erklang es: „S is Feierohmd“ und „Der Vugelbeerbam“. Bald hatte ich mich eingewöhnt. Vom Fenster neben dem Saalzugang blickte man auf die Zellen des Zellenhauses im Kreuzbau. Als ich nach einigen Tagen dort stand, um frische Luft zu schnappen, sah ich ihn: Günter! Chorgesang klang herüber zu mir. Tatsächlich waren da viele aus dem Jugendsaal und sangen, ohne belästigt zu werden. Ich erkannte Siegfried Rau, Achim Würdig, Kurt Handke und einige weitere Sänger. Mit der „Gesichtszeichensprache“ nahm ich Kontakt zu Günter auf: „Hol mich rüber!“ Er nickte.

Bald ging es „ratsch, ratsch“. Ich wurde gerufen. Neben dem Wachtmeister stand einer von uns. „Ich bin Heino Kölle, Günter hat gesagt, Du könntest gut singen? Na, dann wolln’ wir mal.“ Er klopfte mir kurz mit einer Stimmgabel an den Kopf, lachte und sagte: „Die chromatische Tonleiter auf- und abwärts.“ Das war kein Problem für mich. „Nun der Stimmumfang.“ Drei Oktaven schaffte ich. Das hohe C ging glatt heraus. „Prima“, sagte er und verschwand. Lange musste ich nicht warten. „Ratsch, ratsch“, Heinisch, MAS! Es hatte geklappt!

Es ging ab in den Zellenflügel, West 4, Zelle 45, eine der großen Doppelzellen. So viele Bekannte vom Jugendsaal waren dort. Günter Arnold war Chorleiter, genannt „Noten-Otto“, Heino Kölle sein Vertreter. „Meine Herren, das ist Günter Heinisch, unser neuer im ersten Tenor.“

Ich erhielt meine Pritsche in der unteren Reihe zugewiesen. Günter lag in der oberen Reihe am Fenster. Ich erfuhr nun, dass es zwei offizielle Chöre gäbe. Über uns wäre der Kirchenchor, wir wären der „Jugendchor“. Chorgesang, offiziell genehmigt, sollte mein weiteres Leben als Häftling bestimmen. Ein Leben für die Musik lag vor mir. Erfüllung des Häftlingsdaseins? Man würde sehen! Die große Zelle war zweigeteilt. Bald erscholl aus dem „Nebenabteil“ eine Kostprobe. „Das ist die Stimmgruppe vom 2. Bass“, sagte Günter. Es war hier richtig professionell aufgezo-gen, anders als bisher in den Sälen. Es gab also Einzelstimmgruppen-, Halbchor- und Gesamtchorproben. Ich lernte pianissimo – forte – fortissimo – staccato – u. ä. kennen. Der Jugendchor hatte zunächst keine Noten. Mit Kaliumpermanganat wurde aus dem Gedächtnis komponiert und geschrieben. Später erhielt der Jugendchor aus der alten Anstaltsbücherei ein schwarzes jahrzehntealtes Partiturbuch. Erst danach erhielten wir das DDR-Partiturbuch für Männerchöre.

Wir 45 jungen Sangesbrüder waren alle SMTler. Zusammen sollten wir 1 125 Jahre im „Gelben Elend“ sitzen. Einige unter uns konnten sich sogar „Altdiente“ nennen, sie waren in sehr frühen Jugendjahren „abgeholt“ worden. Halbe Kinder waren sie gewesen, andere ehemalige Studenten, wie Klaus Schmidt³⁸, der in Gotha mit einer Gruppe Oppositioneller verhaftet worden war. Jeder von uns hatte sein eigenes Schicksal und doch waren die Umstände

38 Bundesvorsitzender des Verbandes ehemaliger politischer Häftlinge/Vereinigung der Opfer des Stalinismus (VOS) von 1994–2000.

der Verurteilung durch die Sowjets alle gleich gewesen. Die Genehmigung zur Gründung der beiden „Häftlings-Berufs-Chöre“ soll vom damaligen Volkspolizei-Oberrat Bausch gekommen sein.

Der Kirchenchor über uns auf West 5, Zelle 45 hatte die Aufgabe, die Gefangenen-Gottesdienste mit zu einer würdigen Feier zu gestalten. Er hatte mich ja schon bei meinem ersten Besuch eines solchen stark beeindruckt.

Unsere Aufgabe bestand darin, einmal monatlich eine sogenannte „Kulturstunde“ zu gewährleisten. Diese wurde in der Anstaltskirche durchgeführt. Es gab den Gesamtchor, den Halbchor, das Soloquartett und den Solisten. Günter war der Solist. Ich schaffte es, zusammen mit Günter, Klaus Schmidt und Gerd Maruschke in das Quartett zu kommen. Im Verlauf der Zeit spezialisierten wir uns auf Madrigale, kunstvoll gesetzte Chöre der früheren Jahrhunderte. Es gab Vertonungen der Lyrik von großen deutschen Dichtern wie Eichendorf, Heine bis hin zu Goethe. Kompositionen von Silcher, Zelter, Kreutzer, Schubert, Mozart, Schumann, Beethoven, Mendelsohn-Bartholdy, Weber und Richard Wagner wurden für uns überlebenswichtig.

Der Häftlingsalltag blieb uns aber mit seiner strengen Hausordnung erhalten. Monatsbriefe brachten etwas von der Außenwelt. Ruth schrieb sehnsuchtsvoll, ich schrieb ebenso zurück. Der Paketempfang war regelmäßig, doch auf einmal gab es eine Änderung! Plötzlich erhielt ich Pakete mit „Westinhalt“! Erklären konnte ich mir das nicht. Beglückt nahm ich diese Schätze in Empfang. Die Anstaltsverpflegung hatte sich in der Mittagsmahlzeit leicht verbessert. Trotzdem war die mir zugeteilte Magendiät immer besser als die allgemeine Suppe, denn meine war dickflüssiger. Manchmal machte ich mit Günter „Tauschprogramm“.

Unser Hofgang wurde ausgerichtet, so als würde die „Hitlerjugend“ marschieren. Vor dem Nachteinschluss kam die gestreifte Kleidung in ausgerichtete Päckchen, wie eine Reihe Paradesoldaten, auf eine Bank vor die Zellentür. Naht auf Naht, Streifen auf Streifen. So musste es wohl in preußischen Kadettenanstalten gewesen sein.

Werner Andrek, unser „Märchenkoch“, stellte neben den Kucheneingang eine Tafel. Auf ihr war mit Kreide verzeichnet, was es am Mittag gäbe. Da musste wohl beinahe immer die Phantasie mit ihm durchgegangen sein. Schein und Sein gingen bei ihm wohl immer durcheinander, oder er verwechselte die Gerichte mit denen für die VOPO-Küche, für die dort ja auch gekocht wurde. Die Etagenkalfaktoren bemühten sich, uns doch ausreichend zu versorgen.

Beide Häftlingschöre verschafften sich im Verlauf der Zeit einen „guten Ruf“. Die Kommunikation zwischen uns war gut. Es gab auch Materialaustausch. Detlev Nahmacher und Walter Kempowski waren im Ki-Cho (so nannten wir den Kirchenchor) rege. Auch andere Namen wurden mir bekannt. Darunter war auch Dietmar Müller. Er stammte aus Bautzen und hätte nur einen kurzen Heimweg gehabt, wenn nicht, ja wenn nicht [...]. Im Ki-Cho waren alle Altersstufen vertreten. So hatte er Vorteile in der Besetzung der Bässe. Wir mit den jungen Stimmen hatten Tenorvorteile.

Für uns hatte es schon lange Zeit evangelische Gottesdienste gegeben. Ein ständiger Anstaltspfarrer kam zu uns: Hans-Joachim Mund.³⁹ Er soll schon 1950 in den Dienst der Volkspolizei getreten sein, um Gefangenenenseelsorge zu betreiben. War er ein religiöser Sozialist? War er dem kirchlichen Auftrag verpflichtet? Manche unter den Gefangenen waren skeptisch. Doch Pfarrer Mund hielt seinen Gottesdienst „für uns“! Das war ihm doch anzumerken. Natürlich spürte er die innere Abscheu der Gefangenen gegenüber ihren Bewachern. Suchte er unser Verständnis für deren Dienstauftrag? Eine Einschätzung war schwer vorzunehmen. Ich mochte ihn dennoch und war dankbar für alle Worte, die er für uns sprach. Seine Gottesdienste im Gefängnis führten nicht wenige zum Glauben zurück, den sie in den Jahren der Quälerei, der Knechtung und Entwürdigung verloren hatten. Im Ki-Cho waren auch zwei Theologen, der evangelische Pfarrer unter diesen zwei durfte ihm hilfreich zur Seite stehen. Es war Häftling Dr. Runge.

Unser Etagenwachtmeister war im Volkspolizeichor Mitglied. Daher brachte er manches Verständnis für kleine Anliegen von uns auf, war aber doch vorsichtig, um keine Vorschrift zu verletzen. Einmal sagte er grinsend: „Wenn Sie nicht so große Verbrecher wären, könnten Sie bei jedem Wettstreit der FDJ-Chöre erste Plätze belegen.“ Manchmal kamen auch uns unbekannte VOPOs in die Zelle, um ein paar Minuten zuzuhören.

Auch „Knüppel Meier“ schien mit uns zufrieden zu sein. „Hunde-Schulze“ war nicht mehr da. Mancher „Schlüsselknecht“ war verschwunden. „Silberblick“ war weder für uns, noch für die VOPO ein Verlust gewesen. Einmal hatte er beim Hofgang zu uns gesagt: „Ich singe auch, aber nicht wie Ihr solchen Kirchenkram, sondern FDJ-Programm, das ist Musik!“ Er hatte uns mit dem Ki-Cho verwechselt.

Auch in der Oberetage der Anstaltsleitung gab es Veränderungen. Oberrat Bausch war weg, es gab neue Namen. Oberrat Rosin war darunter. Für ihn erfanden wir den Begriff „Rosin-Bombe.“ Da wir uns immer wieder über die kahl geschorenen Köpfe beschwerten, traf er folgende Anordnung: „Nicht mehr ganz kahl. Vorn an der Stirnfront dürfen einige Haare stehen bleiben!“ Was für ein Fortschritt und welche Humanität! Nun sehen wir aus wie Klosettbürsten!

Aus dem Kirchenchor heraus fand sich auch eine Instrumentalgruppe. 1. Violine spielte Hans Schmidt. Er erhielt von uns den Ehrennamen „Geigen-Schmidt“. War er mit seinen mitspielenden Kameraden „am Werk“, so lebte er in einer anderen Welt! Nun konnte der Gottesdienst noch feierlicher gestaltet werden. Für uns waren es Stunden des Entrücktseins, man mochte die Augen schließen und sich den Kompositionen von Corelli, Mozart, Gluck u. a. zuwenden. Auch war ein Zusammenwirken von Ki-Cho und Instrumentalgruppe möglich geworden. So wurde beim katholischen Gottesdienst zum Pfingsthochamt 1952 von Orchester und Chor das Gloria aus Beethovens Missa solemnis gebracht. Auch das Adagio aus dem Violinkonzert G-moll von Max Bruch erklang. Als Ministrant durfte „Häftling“ Pastor Jansen dienen.

39 Vgl. Beckmann/Kusch, Gott in Bautzen, S. 54–80.

Wir beschäftigten uns mit unserem Kulturprogramm. Ging es zur Aufführung, musste „Noten-Otto“ an der Zentrale eine Abmeldung vornehmen. Dann standen wir auf der Empore der Anstaltskirche. Unten saßen die für diese Stunde zugelassenen Kameraden in ihren Käfigen und mussten uns den Rücken zudrehen. Vom Altarraum her gesehen stand rechts im Halbkreis die Bassgruppe, gegenüber wir Tenöre. Günter war ganz an der Emporenwand, ich neben ihm in der zweiten Reihe. „Noten-Otto“ musste Günter immer etwas bremsen, seine starke Stimme überstrahlte jede andere. So gesehen war er kein Chorsänger, sondern der geborene Solist. Wir alle waren Laien und viele von uns hatten noch vor einigen Jahren marschierend „Unsre Fahne flattert uns voran“ u. ä. singen müssen. So war es eigentlich erstaunlich, mit welcher Hingabe und dem Bemühen um Einfühlung nunmehr dieser Jugendchor zu einem beachtlichen Klangkörper wurde. Aus dem schwarzen Partiturbuch erklang z. B. Theodor Storms „Die graue Stadt am Meer“, vertont von Konradin Kreutzer, „Über allen Gipfeln ist Ruh“ nach Goethe, vertont von Kulau, bis hin zum Lönslied „Über die Heide geht mein Gedenken“. Es waren Stunden, in denen die Häftlinge dem grausamen Alltag „entfliehen“ konnten, wir gehörten zu ihnen wie sie zu uns.

Was mochte bei allem in der VOPO vorgehen? Sowohl in der Gestaltung der Gottesdienste als auch im Kulturprogramm und in der Häftlingslyrik hätten sie doch den Unterschied zwischen „primitiv Kriminellen“ und uns bemerken müssen. Aber wir waren ja Staatsfeinde, das durfte keiner von uns vergessen. Weder die Häftlingsärzte noch die Spezialisten anderer Berufe, deren Kenntnisse nunmehr genutzt wurden, sah man anders.

Hofgang im Herbst. Von der großen Kastanie am Krankenhaus fiel das gefärbte Laub. Wenn nachts der VOPO Streife ging, klopfte er beinahe regelmäßig mit seinem Gummiknüppel an den Stamm. Dann erhoben sich laut kreischend hunderte Krähen von ihren dort befindlichen Schlafplätzen, flatterten auf und kehrten bis zum „nächsten Wecken“ auf die Äste zurück. Uns im Zellenhaus störte dies nicht so. Doch wie empfanden es die direkt daneben liegenden frisch operierten Kameraden, die vielleicht, gerade den Operationsschmerzen entflohen, ersten wohltuenden Schlaf gefunden hatten? Eine Kleinigkeit und doch eine der versteckten Schikanen, die es ja immer wieder gab. Doch jetzt war ja heller Tag. Als wir am Zwischentor zu den Werkstätten vorbei wollten, ging es „ratsch, ratsch“ auf. Zwei Häftlinge und der Bewacher traten heraus. „Mensch, Otto, was machst Du denn hier?“ entfuhr es mir laut. Otto Grabs war unser Nachbar in Meißen. Er hatte dort eine Kfz-Werkstatt. Es blieb keine Möglichkeit einer Kontaktaufnahme. Ich konnte jedenfalls wieder einen alten Bekannten registrieren.

Monatsbrief. Mutter schrieb, sie habe an Präsident Wilhelm Pieck geschrieben und hatte noch den Wunsch angefügt: „Vielleicht bist Du doch bald bei uns.“ Dreimonatsbrief von Ruth. „Wann, wann, wann werden wir vereint sein?“ Günter war „lesender Teilhaber“ meiner Bautzner Liebesbriefe geworden. Heute hatte er gleich wieder einen Kommentar zur Hand. Schon Schiller hat es so aus-

gedrückt: „Das ist der Liebe heil’ger Götterstrahl, der in die Seele schlägt und trifft und zündet.“

Dabei hatten wir gerade vorher geprobt: „Komm’ Feinsliebchen, komm’ ans Fenster, alles still und stumm [...]“. Ach ja, wenn „sie“ doch käme, dachte mancher unter uns. Natürlich ging die Sehnsucht nach dem anderen Geschlecht als ständiger Begleiter mit durch unsere Tage und Nächte. Manchmal saß Achim Würdig auf der oberen Pritsche und las Heiratsanzeigen vor. Es machte ihm Spaß, zu „verteilen“: „Dieter, hier für Dich eine attraktive Blonde, 2 Kinder, liebt Musik. Du Gerd, für dich gibt es eine Brigitte, Anfang Zwanzig, kastanienbraune Locken. Sie sucht einen mit PKW.“ So ging es unter Gelächter weiter.

Wir hätten weniger Freude gehabt, wenn wir gewusst hätten, dass schon seit einiger Zeit bei anderen Kameraden großer Kummer herrschte. Sie wurden plötzlich in die Verwaltung gerufen. Dort wurde ihnen nach Meldung ein Papier vorgelesen: „Ihr Ehe ist am [...] auf Antrag Ihrer Frau geschieden worden.“ Da wurden dann Hoffnungen begraben, Verzweiflung laut, Halt verloren und Trost gesucht.

Pfarrer Joachim Mund durfte für die Häftlinge neuerdings Sprechstunde halten. Er war Partner für uns Verzweifelte geworden, fand auch Raum und Zeit für andere Anliegen. Als sich herumsprach, dass man ihn ohne Anwesenheit eines Wachtmeisters sprechen könne, meldete ich mich auch bei ihm an. Als es soweit war, fragte mich unser Bewacher: „Was, Sie wollen auch zu dem ‚Halleluja-Kasper‘?“ Mund bat mich, Platz auf einem richtigen Stuhl zu nehmen. Bisher kannte ich ihn nur von den Gottesdiensten. Nun war er in Zivil, wirkte anders und doch war er mir sofort nahe. Seine ruhige, warme Stimme kannte ich ja, seine Augen waren klar und strahlten einen Hauch von Wärme aus. Wir machten uns bekannt. Er fragte nach meiner Herkunft, was ich zur Zeit tue und wie es mir gehe. Er freute sich mit mir, dass ich im Chor einen Platz gefunden hätte. Leider wäre es ihm bei der Vielzahl seiner Aufgaben nicht möglich gewesen, auch uns einmal zu hören. Dann ging es um mein Anliegen. Ich fragte, ob er auch für andere Strafanstalten zuständig sei (Das hatte ich gehört). Er bejahte und auch meine Frage nach seiner Zuständigkeit für Hoheneck bejahte er. Ich bat ihn, er möge doch bitte meine Verlobte aufsuchen und ihr von mir berichten. Wir hätten ja durch die dreimonatigen Briefe die einzige Verbindung.

Er schrieb sich meinen Namen und den von Ruth auf und versprach, er würde meine Bitte erfüllen. Auf dem Rückweg dachte ich, ich werde es ja irgendwie erfahren, ob er sein Versprechen hält. Im Weihnachtsprogramm sangen wir das von Heino Kölle verfasste und komponierte Lied „Grüne Krone, Bote der Weihnacht“. Erstmals stand auf dem Gefängnishof ein schlichter Tannenbaum. Ob Pfarrer Mund dies veranlasst hatte?

Wieder ein neues Jahr

1953 fing für mich mit einem Paukenschlag an. Günter und ich waren am Neujahrmorgen mit Kübeln dran. Über 50 Liter Kot und Urin mussten über den langen Zellenflur zum Auskippen getragen werden. Da passierte es! In Höhe der „Wachtmeister-Sitzpulte“ rutschte ich aus. Der Kübelinhalt ergoss sich von der vierten Etage durch die Fangnetze hinunter bis nach West 1. Kot und Papier fingen sich in den Netzen. Der Urin ergoss sich und plätscherte dem Wachtmeister „Fiete“ um die Ohren. Alle Etagenwachtmeister waren aufgesprungen. Die Etagenkommandos liefen zusammen. „Paddelhand“ erschien und fuchtelte mit den Armen. Ich hatte große Angst. Günter meinte nur, das neue Jahr fange ja gut an! Früher wären wir sofort wegen Sabotage in den Karzer gekommen, mindestens aber in den Stehkarzer. Letzterer war ja aber inzwischen verboten. Wir hatten Glück! Man glaubte uns, dass wir keine Schuld am Unglück hatten. Das Etagenkommando erhielt dagegen einen Anpfiff, weil es zu glatt gebohnt hatte. Die armen Kerle. Einerseits sollte der Flur blank glänzen und dann hatten sie es zu gut gemacht. So begann 1953. Mussten wir wieder 365 Tage und Nächte durch Gitter schauen und „gesiebte Luft“ atmen?

Wir übten und übten, entwickelten uns und brachten wirklich gute Leistungen. Unsere Ansprüche schraubten wir ja selbst höher. Beethovens „Opferlied“, Schuberts „Sanctus“, Mozarts „Weihelied“ aus der Zauberflöte, Webers „Jägerchor“ aus dem Freischütz, R. Wagners „Wach Auf-Chor“ aus den Meistersingern, Mendelsohn-Bartholdys „Der Jäger Abschied“, Schumanns „Der stille See“ und immer wieder Friedrich Silchers wohlbekannte Volkschöre. Das alles wurde unsere Daseinserfüllung! War dieser unser Hang in die Träumerei nicht auch eine Art Fluchtverhalten?

In jedem Chor gab es zwei Dirigenten. Beim Ki-Cho waren es Detlef Nahmacher und Albert Kiele, bei uns Günter Arnold und Heino Kölle. Der Kirchenchor hatte mich besonders beeindruckt, als er einmal „Das große Kyrie“ von Paul Carriere sang. Auch manches Werk von Palestrina bis hin zu Ernst Pepping wurde angeboten und angenommen. Nur einmal gab es Probleme, als es um den „Pilgerchor“ aus Wagners Tannhäuser ging. Das war ein „weltlicher Gesang“, der nicht in die Gottesdienste gehörte.

Es muss Anfang Januar gewesen sein. Da wurde plötzlich eine junge Frau über den Westhof zum Krankenhaus geführt. Wer konnte, hing am Gitterfenster und starrte ihr nach. Das durfte doch nicht wahr sein: eine gefangene junge Frau in einer Anstalt von Tausenden Männern. Wir sahen sie nicht wieder, doch es sprach sich herum. Pfarrer Mund hatte in der Anstaltskirche eine Taufe vollzogen und der Kirchenchor war dabei gewesen. Ein Gerücht? Männer wurden aber getauft!

Nachschubprobleme an Häftlingen gab es nicht. Einmal marschierte eine ganze Gruppe in grüner Jägerkleidung ein. Sie kamen von der Forst-Akademie Tharandt und waren auch „kassiert“ worden, gleich das ganze „Ausbildungskollektiv“. Kollektiv war ja eines der Worte, das die Schlagzeilen der Zeitung beherrschte. Doch auch von uns gingen Kameraden, die man lange kannte, auf

Transport. Wir im Chor hatten Glück, dass wir nicht auseinandergerissen wurden.

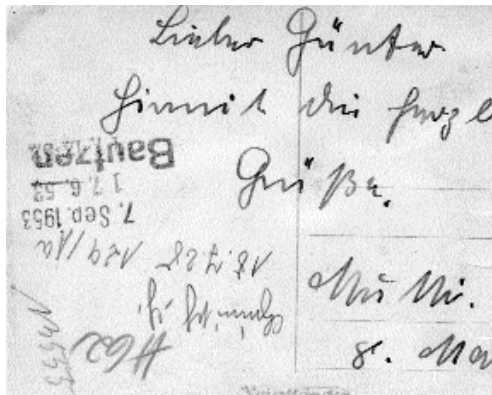
Auf West 5 hatten „Marielche“ und „Bananenwilli“ Schichtdienst. „Marielche“ war nicht gern gesehen, kleinlich und manchmal überhart in der Durchsetzung seiner Anordnungen. „Bananenwilli“ hatte den Namen erhalten, weil er angeblich bei einer Zellenfilzung, während des Hofganges, eine West-Banane geklaut hätte. Nachweisen konnte es keiner, doch einem Kameraden fehlte eine aus seinem Paket. Filzungen gab es auch bei uns noch regelmäßig. Doch im Jugendchor gab es viele „genehmigte“ Dinge. Papier für Noten, Stifte, ein Lineal, aus einem Pritschenholz gemacht, zur Linienziehung für das Notenpapier. Mit den Paketen waren auch brauchbare Dinge wie Plastiklöffel, kleine Behälter u. ä. gekommen. VOPO-Kretschmer, unser Wachtmeister, der ja im Volkspolizeichor Sänger war, drückte bei uns hin und wieder ein Auge zu.

Änderungen waren erfolgt. Es gab Zigaretten! Drei Stück am Tag. Wer wurde da nicht wieder zum Raucher? Eine neue „Häftlingswährung“ war gefunden. So schallte es laut durch den Zellenbau: „West 4, Raustreten zur Raucherpause.“ „Ratsch, ratsch, ratsch“ klang es in allen Zellentüren und mit den Holzschuhen klappernd ging es auf den Hof. Aufstellung in einer Reihe. Der Erste bekam Feuer, musste es weitergeben. Ehe der letzte Feuer hatte, waren seine Vordermänner schon fertig. Da kam auch schon das Kommando „Einrücken“. So konnte mancher Pech haben und nicht einen einzigen Zug vom Glimmstengel erwischen. Die Kippen mussten abgegeben werden. Der Etagenälteste sollte sie einsammeln. Doch es gelang immer wieder, „Schmuggel“ zu betreiben. Nach dem Nachteinschluss wurde geraucht. Das Fenster ging auf, die heimlich gebrannte Lunte wurde hervorgeholt und der Qualm durchzog die Bude. Dicke Schwaden, „Hechte“ von uns genannt, mussten vertrieben werden. Siegfried Grulke oder auch Gerhard Förster nahmen ihre Schlafdecke und wedelten im Raum umher, damit kein Geruch nach draußen dringen sollte oder bei einer Kontrolle gar im Raum gefunden wurde. „Noten-Otto“ passte die nächtliche Raucherei nicht sonderlich. Er hatte berechtigte Angst um sein „Lebenswerk“, den Chor. Manche rauchten in ihrer Pritsche. Die hatten die Essschüssel mit Wasser neben sich stehen. Da konnten sie bei einer plötzlichen Kontrolle die „Lulle“, wie die Zigarette genannt wurde, ins Wasser stecken. Einmal passierte es mir, dass ich bei der Pritschenraucherei in die Kontrolle geriet. Vor Schreck über das „Ratsch, ratsch“ fiel mir die glühende Kippe in den Strohsack. Gleich goss ich die Essschüssel Wasser nach und hatte eine feuchte Nachtruhe vor mir.

Eine weitere positive Neuerung ergab sich durch angeordneten Frühsport. Während des Hofganges gab es das Kommando „Halt“. Siegfried Winter, ein ehemaliger Sportstudent, wurde „Vorturner“. Nun hatte auch er eine sinnvolle Aufgabe gefunden. Uns tat die Bewegung gut. Waren wir doch in all den Jahren schon kilometerweit und doch immer im Kreise marschiert.



Die Mutter des Autors. Der Besitz von Fotografien war verboten. Sie wurden den Häftlingen abgenommen. Dieses Bild seiner Mutter verbarg Günter Heinisch in einer Schuhsohle. Durch den Druck des Fußes kam es zu der Beschädigung in der unteren rechten Bildhälfte. Als das Schuhwerk abgegeben werden mußte, wurde es gefunden und weggenommen.



Das Bild durfte der Autor erst nach langer Zeit wieder in den Händen halten. Erstmals am 17. Juni 1953, einem historischen Datum, „Volksaufstand und Ausnahmezustand in der DDR“. Danach bekam er das Bild noch einmal kurz am 7. September 1953. Die restlichen Jahre seiner Haft erhielt es der Autor nicht wieder. Erst am Tag seiner Entlassung, am 16. August 1956, wurde es ihm ausgehändigt.

Stalins Tod

Am 5. März waren unsere „Schlüsselknechte“ still und wirkten bedrückt. Draußen zog Volkspolizei in langen Reihen umher. Trauerflor an den Fahnen. „Unser großer weiser Übervater Stalin“ war gestorben. Es durfte nicht wahr sein! Gleich probten wir „Freude schöner Götterfunken“. „Ratsch, ratsch.“ Kretschmer verstand das heute nicht. „Aufhören, sofort aufhören!“ Als bei der Mittagessenabgabe alle Zellentüren geöffnet waren, schrie einer in breitem Sächsisch über den Flur: „Nu gloobs doch, das Schwein is dood!“ Der Wachtmeister zuckte zusammen. Am nächsten Tag sollten alle Gefangenen eine Schweigeminute des Gedenkens einhalten. Selten wurde in den Zellen so geläutert, gepfiffen und gehopst wie in dieser vorgegebenen Minute. Was sangen Häftlinge in dieser Situation? „Nun danket alle Gott!“ In den nächsten Tagen konnte man in der Zeitung von einer aus Amerika inspirierten Ärzteschwörung lesen. Da mussten wir doch grinsen.

17. Juni

Am 16. Juni 1953 gab es keine Zeitung, am 17. auch nicht. Unsere Wächter kamen ohne „Bunastäbchen“. Sie waren höflich, schnauzten nicht herum, wirkten aber nervös. Ein Hofgang fand ebenfalls nicht statt. Überhaupt war auf den Anstaltshöfen und im Haus kaum Bewegung. Was war los? Einer der Wachtmeister hatte seine Zeitung auf dem Pult liegenlassen. Er ging eine Etage tiefer zu einem Kollegen und schon war die Zeitung in unserem Besitz! In Windeseile verbreitete sich die Nachricht: Aufstand in der DDR, Ausnahmezustand. Daher wehte also der Wind. Die Gerüchteküche unter uns hatte immer gekocht. Parolen wie „die Amis kommen“ oder „Die UNO will uns rausholen“ gab es immer mal. Seifenblasen, die alle zerplatzten! Aber jetzt?

Merkwürdig, „ratsch, ratsch“-Kretschmer nannte meinen Namen. Ich erhielt das vermisste Foto meiner Mutter für eine Stunde. Auf der Rückseite stand in alter Sütterlin-Schrift mein Name, dann mein Geburtsdatum und die Postnummer 129 Aa, darüber in roter Schrift H 62 und seitlich die Nummer 13 555. Deutlich war der Stempel „BAUTZEN 17.6.53“ zu sehen.

Nach zwei Tagen war alles vorbei. Nun kam in langer Reihenfolge Nachschub. Blutjunge Volkspolizisten in Uniform mit abgeschnittenen Schulterstücken und frisch geschorenen Köpfen zogen ein. Sie hatten sich geweigert, gegen Demonstranten vorzugehen, im Einzelfall sogar auf sie zu schießen. So erfuhren wir, was geschehen war. Die Sowjets hatten mit Panzern eingegriffen. In vielen Städten habe es Ausnahmezustand gegeben. Häuser und Kioske seien verbrannt, Parteizentralen der SED verwüstet worden. Viele Tote und Verwundete wären zu beklagen. Auch hätte man in einigen Städten Gefängnisse gestürmt und Gefangene befreit. Nun war das VOPO-Verhalten am 17. Juni für uns verständlicher. Sie hatten Angst gehabt. Aber die alte Leier begann sofort im gewohnten Trott. Der Alltag hatte uns wieder.

Verzweiflung

Als wir über West 1 zum Duschen geführt wurden, mussten wir an den Karzern vorbeigehen. Eine Zelle war geöffnet. Ein großer Scheinwerfer leuchtete hinein. Auf einem Stuhl saß ein „Extra-Posten“. Im Vorbeigehen wurde ein Blick riskiert. Da war einer von uns hinter der starken Zwischengittertür, bleich, still und stumm. Was mochte er wohl getan haben, dass ihm diese „Aufmerksamkeit“ mit Sonderbewachung zuteil wurde? Es sprach sich bald herum. Im Haus 3 war Werner Zipperer durchgedreht. Er hatte in der Nacht einen Wachtmeister getötet. Ausgerechnet den „Koreaner“ hatte er erwischt, einen der wenigen verständnisvollen, beinahe gutmütigen VOPOs. Werner Zipperer wurde nach kurzer Zeit abgeholt. Wir hörten nur noch, er sei in Dresden zum Tode verurteilt worden.

Versuchte eigentlich keiner von uns dem Elend zu entfliehen? Es gab Versuche. In den Außenbaracken wurde ein Fluchttunnel gegraben. Als es soweit war, wurde der Plan verraten von einem Häftling, der am Tunnelbau beteiligt war. Es ging also schief und einer der Kameraden soll dabei erschossen worden sein. In einem anderen Fall fand man am ehemaligen Steinbruch, in der Nähe von Haus 4, abgelegte Häftlingskleidung. Der alte Steinbruch war mit Wasser gefüllt. Hier begann eine anhaltende Suche, selbst eine „Tauchergruppe“ trat an.

Es gab auch Häftlinge, die als Einzelpersonen, mit Posten, auf Außenarbeit gingen. Auch hier soll es Fluchtversuche gegeben haben. Wir sahen jedenfalls manchmal Kameraden, denen über die Häftlingskleidung ein weithin leuchtendes gelbes A gemalt war.

Veränderung

In unserer Doppelzelle war eine Veränderung eingetreten. Wir erhielten eine Tischtennisplatte. Lohn für gute Leistungen? Für Anpassung? Die Zeit hatte uns zu angepassten Knastologen gemacht. Jeder von uns kannte den Tages- und Nachtablauf, der immer gleich blieb. Die Tischtennisschläger und Bälle kamen mit den Paketen. Letztere wurden natürlich in der Poststelle einer Durchleuchtung unterzogen. Ironisch sagte einer: „Na ja, es könnte ja ein Maschinengewehr oder eine Bügelsäge darin verborgen sein.“ Alle lachten. Unsere Platte stand in einem Teilraum der Doppelzelle, im anderen Teil wurde geprobt. So kam es bei uns zur „Tischtennis-Zellenmeisterschaft“. Meister war „Vati“, ein fröhlicher junger Berliner namens Horst Lippke. Es war sagenhaft, wie er schmetterte und schnitt!

An einem Vormittag sahen wir aus dem Fenster in den Hof. Da wurde der Postkommissar verhaftet und abgeführt. Auch er war einer von den wenigen Freundlichen gewesen.

Am 7. September durfte ich erneut das Foto meiner Mutter für eine Stunde anschauen. Natürlich wurde der Tag wieder aufgestempelt.

Chor

Am 18. Juli hatte ich meinen 25. Geburtstag. Die „Chorknaben“ sangen für mich „All mein Gedanken, die ich hab', die sind bei dir“. Mutters Gedanken sicherlich und Ruths? Am Mittag gab es ein neues Gericht. Beim Hofgang hatte der Märchenkoch auf der Tafel stehen: „Graupen mit Blutwurstsoße und Pellkartoffeln.“ Als das Essen kam, zeigte es sich: Verrührtes Blut mit etwas Innerei, manchmal wie Darmfäden wirkend, darunter Graupen verrührt und Pellkartoffeln. Respektlos wurde dieses Essen „Hoheneck“ getauft. Der Name blieb für alle zukünftigen Mittagessen dieser Art erhalten.

Günter schenkte mir zwei seiner Zigaretten. Ich hatte ihm auch zwei im Februar geschenkt. So tat jeder dem Freund eine Freude und hatte doch keinen Verlust erlitten.

Im September 1953 konnte der Jugendchor zweimal ein Programm vortragen. Die erste „Kulturstunde“ fand in der Anstaltskirche statt. Hier waren auch Häftlinge sitzend auf der Eingangstreppe zur Orgelempore plaziert, ältere Kameraden. Einer kam mir doch sehr bekannt vor. Es war Gustav Förster aus der Elbstraße in Meißen. Dort hatte er die Filiale der Fischerei Nordsee gehabt. Er war SA-Mann gewesen und hatte in Uniform sein Gewerbe ausgeübt. Mit seinem Sohn Walter und seiner Tochter Ilse verband mich Freundschaft. Wir fanden Zeit zur Verständigung und wieder hatten sich hier zwei Meißner gefunden.

Unser zweites Konzert fand im Haus 3 statt. Dort befanden sich noch immer viele an schwerer Tbc erkrankte Kameraden, immer noch zum Teil Liegekranken im Gipsbett. Wir kamen gern zu ihnen, denn wann hatten sie schon einmal etwas Abwechslung in der besonders schwierigen Eintönigkeit ihrer Haftzeit und wie oft mussten sie erlebt haben, dass einer von ihnen waagrecht durch das Tor getragen wurde und nie mehr erleben konnte, was Freiheit war! Wir bemühten uns, Chöre mit möglichst leiseren Tönen zu singen. Günter sang als Solist – das Gebet der Agathe – aus Carl Maria v. Webers Oper „Der Freischütz“. Das „Leise, leise, fromme Weise [...]“ bot er mit seiner ungewöhnlich hohen Kopfstimme geradezu verblüffend einer Sopranstimme ähnlich. Franz Schuberts „Die Nacht“ und Max Regers „Frühlingsgang im Lenz“ wurden auch dargeboten. Es war für die „Haus 3er“, wie sie genannt wurden, und für uns eine Begegnung besonderer Art.

Die Kameraden in Haus 3 erhielten zum „Aufpäppeln“ ihrer mageren Gestalten u. a. auch täglich Harzer Stangenkäse, tagaus und tagein. Diese Stangen wurden wegen ihrer Farbe und Form „Leichenfinger“ genannt. Da sie damit förmlich vollgestopft wurden, mochten sie ihre „Leichenfinger“ bald nicht mehr sehen. Es war zwar verboten, mit den „Tbcern“ direkten Kontakt aufzunehmen, doch reich bestückt mit von ihnen geschenkten „Leichenfingern“ zogen wir zum Kreuzbau zurück. Natürlich mussten wir ihre Gaben verstecken. Sie fanden Platz hinter dem Hemdrücken, wurden auch zwischen Fußlappen und Holzschuh geklemmt. Auf der Zelle konnte man den Käse in die Suppenschüssel legen, mit etwas Kaffee bedecken, in der Sonne, soweit man welche hatte, gären und quellen lassen. Das ergab einen schmackhaften Brotaufstrich.

Ab Oktober fand die „Kulturstunde“ vor dem Altarraum statt. Endlich konnten wir all unsere Kameraden sehen, die uns schon so oft gehört hatten. Für uns war es auch ein Heraustreten aus der Anonymität, obwohl natürlich die meisten von ihnen wussten, wer zum Bautzner Jugendchor gehörte. Nun war auch eine Zusammenarbeit mit der Instrumentalgruppe möglich. Hans Schmidt, unser „Geigen-Schmidt“, übte mit uns Stunde um Stunde. Er stellte enorme Anforderungen. So erklang vor den Häftlingen mit Instrumentalbegleitung der Walzer von Johann Strauß „An der schönen blauen Donau“. Auch das „Steuermannslied“ (Günter als Solist) mit folgendem „Matrosenchor“ aus Wagners Oper „Der Fliegende Holländer“ wurde gesungen. Es war erstaunlich, zu welchen Kompositionen es Texte gab. Dvoraks Humoreske „Eine kleine Frühlingsweise nimmt mein Herz mit auf die Reise [...]“ oder „Ein Ungarischer Tanz“ von Johannes Brahms fanden sich auch dafür.

Ebenfalls im Oktober probten wir in der Kirche „Die Sonnen-Hymne“ aus Modest Mussorgskys Oper „Boris Godunow“. Da gab es eine Unterbrechung. Wir mussten auf die Zelle und „Noten-Otto“ wurde zum „Fürsorge-Offizier“ gerufen. Einen solchen gab es seit einiger Zeit. Heino Kölle musste mit uns in der Zelle weiterüben. So schallte es vielstimmig aus den Fenstern: „Sei gepriesen, du strahlend helle Sonne [...]“. Bald kam „Noten-Otto“ zurück. Er hatte einige beschriebene DIN-A4-Blätter in der Hand und verkündete, wir hätten eine Aufgabe bekommen: „Es ist irgend ein Heinrich-Heine-Gedenktag. Da soll eine Sonderkulturstunde durchgeführt werden. Wir sollen sie gestalten.“ Es gab so schöne Heinrich-Heine Texte, die von großen Meistern vertont waren. Das ging von Robert Schumanns „Ich halte ihr die Augen zu“ bis hin zur „Loreley“. Die würde nie genehmigt, die liege ja im kapitalistischen Westen, rief einer. Alle lachten wieder einmal. Auch Rezitationen könnten wir ja vortragen, sagte Gerhard Hinkeldey.

Günter Arnold hatte die ganze Zeit geschwiegen. Dann begann er. Unsere Gesichter wurden lang und länger. Das, was wir vortragen sollten, war nicht unser Heinrich Heine. Das waren Marx, Engels, Lenin und Stalin in einer Darstellung besonderer Art. Empörung kam auf: Kommt nicht in Frage, das machen wir nicht! Das können die von uns nicht verlangen! „Noten-Otto“ wurde beauftragt, dem Fürsorge-Offizier unsere Weigerung mitzuteilen. Er tat es, und gleich darauf rief – „ratsch, ratsch“ – Kretschmer: „Alle Sachen packen und raustreten!“ Wir wurden aufgelöst und auf Etagen verteilt. Es gelang mir und Günter, zusammenzubleiben. Auf West 2 kamen wir in eine Zelle. Dort war Albert immer noch Etagenältester.

Kaum angekommen und Luft geholt, sagte Günter: „Na, da wollen wir erst einmal eine Lulle ziehen.“ Er holte eine halbe Zigarette aus der Hosentasche, hatte auch Lunte, brannte sie an und öffnete das Oberlicht. Der Schreck saß uns doch in den Gliedern. Doch wir waren uns einig: Wir hatten richtig gehandelt. Unsere Weigerung war im Interesse aller Häftlinge erfolgt. Wir fühlten uns nicht nur als politische Häftlinge, sondern wir waren auch alle solche. Nach drei oder vier gewechselten Zügen kam „Knüppel-Meier“ herein und schnupperte. Günter war es beim Aufschluss gerade noch gelungen, die glimmende

Kippe in der Hose verschwinden zu lassen. „Schmarbeck, Sie haben doch nicht geraucht“, schnarrte Meier. Günter: „Nein, Herr Kommissar, draußen war Rauchpause und der Qualm wurde durch den Wind hereingetrieben.“ Meier ging zum Fenster und grinste: „Da haben Sie aber Glück gehabt.“ Er ging wieder. Als wir aus dem Fenster sahen, war der Hof leer. Es hatte dort keine Rauchpause gegeben. Die glimmende Kippe hatte Günters Hose versengt. Wie ein Lauffeuer ging es von Haus zu Haus, dass der Jugendchor aufgelöst und auf Isolation gebracht worden war.

Nach fünf Tagen war alles vorbei. Wir waren wieder beisammen auf West 4/45. Doch die Heinrich-Heine-Gedenkstunde fand nicht statt.

Das Reformationsfest nahte. Für uns Sachsen und Thüringer ein besonderer Tag. Der Kirchenchor übte fleißig. Wir gaben ihm einen Teil unserer Übungszeit in der Anstaltskirche ab. Als es soweit war, fand ein evangelischer Festgottesdienst mit Abendmahl zum Tag der Reformation 1953 statt. Von der Orgel erklang das Praeludium Johann Sebastian Bachs. Chorsätze von Distler und Heinrich Schütz wechselten, und wir, die „Häftlingsgemeinde“, sangen gleich mehrfach und lautstark Luthers ewig erhaltenes Lied: „Ein feste Burg ist unser Gott“. Das klang wie ein Schutzlied gegenüber den Versuchen der VOPOs, Häftlinge vom Gottesdienst fernzuhalten. Pfarrer Mund hatte wieder die Assistenz von Häftling Dr. Runge.

Nun mussten wir uns langsam, aber sicher auf weitere Aufgaben kommender Zeiten vorbereiten. Auch wir wollten Wagners Pilgerchor bringen. Es war eine Schinderei. Die vorletzten Passagen „durch Sühn und Buß, hab ich veröhnt“ erforderten viele Halbtöne. Immer wieder misslangen sie uns. Der Kirchenchor hatte damit keine Probleme gehabt. Endlich klappte es einigermaßen. Wir waren ganz stolz. Wie es in der Hauptprobe für die Weihnachtsveranstaltung zugeing, verdeutlicht folgendes: Vor dem Altarraum stehend übten wir Beethovens „Heilige Nacht, o gieße Du Himmelsfrieden in mein Herz“. Als es „Noten-Otto“ zu laut erklang, rief er: „Mehr Andacht, Ihr Schweine!“. Er meinte natürlich mehr „pianissimo“! Doch wir sangen das Werk nicht im Weihnachtsprogramm, das dann folgendermaßen gestaltet war:

Romanze für Violine und Begleitung (L. van Beethoven – G-dur Nr. 1)	Instrumentalgruppe
Trösterin Musik (Anton Bruckner)	Jugendchor
Die Himmel rühmen (L. v. Beethoven)	Jugendchor
All mein Gedanken (Lochheimer Liederbuch um 1450)	Jugendchor
Innsbruck ich muss dich lassen (Heinrich Isaak um 1495)	Jugendchor
Toccatà (J. S. Bach)	Orgel
Verbrannt bin ich (Madrìgal nach Weismann)	Jugendchor
Opferlied (L. v. Beethoven)	Jugendchor
Es wächst viel Brot in der Winternacht (Hugo Distler)	Jugendchor
Die Nacht (Franz Schubert)	Jugendchor
Träumerei (Robert Schumann)	Instrumentalgruppe
Pilgerchor (Richard Wagner)	Jugendchor

Sanctus (Franz Schubert)	Jugendchor
Es ist ein Reis entsprungen (Michael Praetorius)	Jugendchor
Die heil'ge Nacht (J. Mohr/F. Grube)	Jugendchor
Weihnachtskantate (Gustav Flügel)	Jugendchor

Natürlich konnte man über die Zusammenstellung unterschiedlicher Meinung sein. Manches hatte unser Kirchenchor auch und wahrscheinlich in vollkommenerer Stimmführung gebracht. Doch für uns Laiensänger empfanden wir alles, was wir bislang erreicht hatten, als beachtliche Leistung.

1954

Der Jahreswechsel verlief wie üblich. Aufmerksam hatten wir in den Zeitungen die Weiterentwicklung in der Welt verfolgt. Stalin war tot, Berija erschossen worden, von den „Adenauer-Verbrechern“ und den „kriegslüsternden imperialistischen USA“ wurde berichtet. Mitgliedern der DDR-Regierung war der Prozess gemacht worden.⁴⁰ In der Sowjetunion war Chruschtschow an der Macht. In der DDR waren nur fröhliche, friedliebende Menschen, die immer wieder zu mehr Arbeitsleistung aufgefordert waren. Ach, wie schön lebten die Menschen in den sozialistischen Ländern und wie gefährlich war der Westen. Der Osten war das Paradies auf Erden, nur dort lohnte es sich zu leben. So musste es uns und sollte es uns wahrscheinlich auch eingetrichtert werden.

In der Winterzeit trugen wir alte, verschlissene, blaue VOPO-Klamotten. In Jacken und Hosen waren grellgelbe Streifen eingesetzt worden. Nun sahen wir aus wie die Kartoffelkäfer.

In den ersten Januartagen 1954 kam der Dreimonatsbrief aus Hoheneck. Die ersten Zeilen gaben mir Kunde: „Die Welt ist mir ein Lachen mit ihrem großen Zorn. Was will sie mir schon machen? Ihre Arbeit ist verlorn. Die Trübsal trübt mich nicht, nicht Herz und Angesicht. Das Unglück ist mein Glück, die Nacht mein Sonnenblick.“ Nun dauerte unsere Verbindung schon vier Jahre. Würden wir uns einmal gegenüberstehen? Wer würde mir da wohl begeben?

Träumerei hinter Gittern und verschlossenen Türen. Die Träumerei, Robert Schumanns Kompositionen „Träumerein am Kamin“, hatte ich ja Weihnacht 1953 von „Geigen-Schmidts“ Instrumentalgruppe erst gehört. Sie ging mir nicht mehr aus dem Kopf.

Entlassungen

Immer wieder hatten wir gehofft, dass es Entlassungen geben könnte. Ich lebte ja nun schon bald 1460 Tage und Nächte in Unfreiheit. Es ging mir ja nicht allein so. Jeder hoffte auf Freiheit.

⁴⁰ Der Justizminister Max Fechner war nach den Ereignissen des 17. Juni 1953 abgesetzt und nach etwa zweijähriger Untersuchungshaftzeit wegen Staatsverbrechen zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt worden.

Im Grunde waren wir doch alle mehr oder weniger „kleine Fische“, die oft aus geringstem Anlass, manchmal sogar ohne diesen, in die Fänge des NKWD geraten und auch als solche Geringtäter, die der Sowjetunion keinen bemerkenswerten Schaden zugefügt hatten, verurteilt waren. Es gab auch sehr viele, die im Rahmen von sogenannten „Kettenverhaftungen“ zu uns gekommen waren. Da hatte in der Regel eine Verhaftung eine Reihe anderer nach sich gezogen. Oft waren es hier Schüler- oder Studentengruppen, Freunde, die sich draußen zu harmlosen Tanzvergnügen trafen, oder auch Menschen, die illegal über die Zonengrenze nach Westen gegangen waren und bei der Rückkehr geschnappt wurden.

Die Anführer von illegalen Gruppen, berufliche Spezialisten oder auch ehemalige deutsche Helfer der westlichen Nachkriegsbesatzungsmächte, zum Beispiel jene, die in der britischen „German Civile Labor Organisation“⁴¹ gearbeitet hatten, angeblich gefährliche Spione waren und gleich nach ihrer Verurteilung in die Sowjetunion verschleppt worden waren. Unter ihnen befanden sich Männer wie Frauen jeder Altersstufe.

Es muss so etwa ab Oktober 1953 gewesen sein, als wir plötzlich den Zeitungen entnehmen konnten, dass aus der Sowjetunion die restlichen Kriegsgefangenen entlassen würden. Sie hätten Jahre am Wiederaufbau der von ihnen zerstörten und ausgeplünderten Sowjetunion arbeiten müssen, um die von der faschistischen Wehrmacht angerichtete Verwüstung zu beheben.

Es wurden lange namentliche Listen der heimkehrenden Kriegsgefangenen veröffentlicht. Gerade diese Namenslisten waren es, die die Bautzen-Häftlinge mit besonderem Interesse lasen. In allen Häusern wurden sie von einem vorgelesen. Da dauerte es nicht lange und Unmut machte sich breit. Unter den Namen der Heimkehrer befanden sich nämlich immer wieder solche von Personen, die als sogenannte Rädelsführer illegaler Gruppen von SMTs verurteilt und in die Sowjetunion verbracht worden waren und nun als angebliche Kriegsgefangene in die Heimat entlassen wurden.

Der Unmut wuchs! So mancher unter uns sprach seine Kameraden darauf an, und viele gingen davon aus, dass auch sie nun freigelassen werden würden. Doch es tat sich nichts. Rückfragen bei einzelnen VOPOs wurden als Lüge gegen die Sowjetunion gewertet, ja manchmal sogar unter Androhung einer Hausstrafe abgewiesen. Andere Kameraden verlangten eine Wiederaufnahme ihres Verfahrens. Aber es hatte keiner Glück bei einer solchen Antragstellung. Wir seien ja nicht von der Deutschen Demokratischen Republik verurteilt worden, sondern von den Gerichten der Sowjetunion. Unsere mächtigen Freunde handelten immer im Interesse des Friedens und der Gerechtigkeit, hieß es für solche Antragsteller. So blieben die „kleinen Fische“ eben die großen Verbrecher, während ihre Freunde, die mit ihnen im gleichen Verfahren verurteilt worden waren, die Freiheit erlangten.

41 Die German Civile Labor Organisation war eine exil-sozialdemokratische Organisation in den USA, die u. a. die Aufgabe hatte, politisch Verfolgten zur Flucht zu verhelfen. Die in ihrem Dienst stehenden Deutschen trugen eine braune Uniform und waren für jeden kenntlich.

Günter und ich nahmen uns am Jahresende Zeit für einen Rückblick. Was hatte uns 1953 gebracht? Unsere Lebensumstände waren gleich geblieben. Die Situation hatte sich nicht verändert. Durch die Monatsbriefe hatten wir erfahren, dass es in unseren Elternhäusern Veränderungen gegeben hatte: Hochzeiten, runde Geburtstage, Sterbefälle in der Verwandtschaft. War der Name von Freunden mit „der ist nicht mehr“ begleitet, so beinhaltete dies, dass diese in den Westen geflohen waren. Und wir? Wir waren wieder 365 Tage am Leben gelassen worden, für unsere Bewacher in der Regel eine von vielen tausend Nummern.

1953 waren aber auch zunehmend Menschen zu uns gekommen, die nicht von den Sowjets verurteilt worden waren. DDR-Gerichte traten mit oft harten Urteilen hervor. Der Begriff „konterrevolutionäre Tätigkeit“ stand häufig im Raum. „Boykotthetze“⁴² wurden unliebsame Äußerungen von Bürgern genannt. Die DDR hatte neben der parteidurchsetzten Justiz einen eigenen Staatspolizeiapparat geschaffen. Sein Name war natürlich nicht Gestapo, sondern Ministerium für Staatssicherheit (MfS), im Volksmund zumeist Stasi genannt. Namen wie Hilde Benjamin⁴³ und Ernst Melsheimer⁴⁴ tauchten immer wieder auf. „Die rote Hilde“ war für die DDR-Bevölkerung das, was für die Sowjetunion Berija gewesen war.

So gab es auch für sie häufig nur einen Weg, „Volksfeinde“ auszumerzen: die Todesstrafe. Eine politische Polizei hatte es gleich nach dem Krieg in der sowjetischen Besatzungszone gegeben. Deutsche Handlanger der Sowjets fanden sich in der sogenannten Abteilung K 5 der Volkspolizei. Durch die Arbeit der Stasi konnten die Gefängnisse ja wieder aufgefüllt werden. Es hatte ja in den vergangenen Jahren in ihnen genügend Tote gegeben. Einmal war ich mit dem jungen Berliner Ackermann zusammengetroffen. Er stammte vom Wedding und war mit seinem etwas älteren Bruder hier gelandet. Er fragte alle nach dem Verbleib seiner „Keule“, wie der Berliner Ausdruck für Bruder lautete. Da fuhr gerade vor dem Lazarett ein PKW mit Kastenwagenanhänger vor. Zwei VOPOS stiegen aus. Einer schob sich die Mütze ins Genick und lümmelte sich breitbeinig an die Motorhaube. Der Kollege blickte ernst zu dem Wachturm, der sich direkt über der Leichenhalle befand. Am Kastenanhänger war in großen weißen Buchstaben angebracht: „Damit nie mehr eine Mutter um ihren Sohn weint.“ Menschenverachtung und Zynismus der DDR-Machthaber konnten nirgends stärker zum Ausdruck kommen als beim Abtransport von im Gefängnis verstorbenen politischen Häftlingen.

Wir hatten schon Nachteinschluss gehabt. Plötzlich ging in allen Sälen das Licht an. In unserem Zellenhaus wurde es laut. Zellentüren wurden geschlossen. Rufe ertönten. Auch bei uns ging es mit bekanntem „ratsch, ratsch“ weiter. Namen wurden aufgerufen. „Raustreten, anziehen, alles liegenlassen!“, kam das Kommando. Günter und ich wurden herausgerufen. „Kommen Sie mit!“

42 Begriff aus dem Artikel 6 der DDR-Verfassung, nach dem viele politische Häftlinge zu langen Strafen verurteilt worden sind.

43 Hilde Benjamin (1902-1989), Vizepräsidentin des Obersten Gerichts der DDR, von 1953 bis 1967 Justizministerin.

44 Ernst Melsheimer (1897-1960), ab 1949 Generalstaatsanwalt der DDR.

Wir beide wurden zur Effektenkammer in den Osthof gebracht, in der unsere Zivilkleidung war. Auch dort brannte Licht. Sollten wir frei kommen? Nach dem Eintreten wurde uns gesagt: „Sie hören Nummern und suchen aus den langen Kleiderstangen die zur Nummer gehörende Kleidung heraus und bringen sie her.“ In rascher Reihenfolge ging es los, stundenlang mussten wir unseren Suchdienst ausüben. Der Effektenkammerhäftling sagte uns: „Alle aufgerufenen Nummern werden entlassen.“ Wir warteten sehnsüchtig auf unseren Aufruf. Günter jubelte, dass wir freikämen. Zu früh gefreut! Nach einigen Stunden war Schluss. Wir waren nicht dabei. Verzweifelt warfen wir uns auf einen am Boden liegenden Haufen alter Lumpen und weinten. Dann wurden wir auf unsere Zelle zurückgebracht.

Der Chor war inzwischen erheblich dezimiert. „Noten-Otto“, Heino Kölle, Manfred Schmutzler und viele uns vertraute Kameraden hatten es geschafft, doch wir nicht. Aber auch andere „Sangesbrüder“ mussten bleiben. Siegfried Grulke, Achim Würdig, Siegfried Rau, Klaus Schmidt, Erich Kranz und viele andere blieben mit uns weiter hinter Gittern: „Staatsfeinde“. Dabei kannten wir von der DDR nur die VOPOs, sonst niemanden und nichts.

„Paddelhand“ war auch noch da. Seine jahrelange Kommandotätigkeit als Lagerältester hatte ihm keinen Vorteil gebracht. Der bewährte Etagenälteste „Albert“ wurde ebensowenig entlassen. So ging es vielen, die auf Kommando waren. Doch „mein“ Chirurg Dr. Günter Behne war dabei. Wie oft hatte er wohl in den Jahren seiner Haft mit manchmal einfachen Mitteln operiert? Wer verdankte ihm wohl sein Leben? Ich gehörte jedenfalls dazu. Mein selbstloser Häftlingsarzthelfer der Ambulanz Egon Röhnspies, der auch seit 1950 tätig war, wurde ebenfalls nicht entlassen. Es blieben noch ein paar tausend Häftlinge mit Günter und mir zurück.

Auch der Kirchenchor hatte bei der Amnestie seinen Beitrag leisten müssen. Viele seiner Mitglieder waren weg, zum Beispiel Dietmar Müller. Er stammte aus Bautzen. Er war weg und doch so nah. Dietmar hatte jeden Morgen am Zellenfenster gestanden und die nahe der Mauer gelegene Siedlung beobachtet. Da kam immer zur gleichen Zeit ein junges Mädchen die Straße entlang. Dietmar hatte dann ein weißes Tuch in der Hand und versuchte, sich bemerkbar zu machen, ohne vom Posten erwischt zu werden. Eines Tages hatte auch das Mädchen ein Tuch in der Hand und tat so, als müsse sie sich die Nase putzen. So war es lange Zeit gegangen. Würde er sie nun treffen?

Die Entlassung war in der Anstaltskirche durchgeführt worden. Das erfuhren wir von einem, der plötzlich zurückgebracht wurde. Ein Irrtum? Alle hätten sich nackt ausziehen müssen, Arme hoch, bücken und hinein in die alte, oft modrig riechende Kleidung. Sogar Zahnprothesen seien kontrolliert worden. Niemand habe etwas Verbotenes mitnehmen dürfen. Später hörten wir, dass auch im Haus 3 einer der Tbcler zurückbleiben musste. Er war der VOPO wohl zu sehr krank, um die Freiheit zu erhalten, denn dies hätte ein schlechtes Bild auf den Strafvollzug werfen können.



Martin Nauck, Waldheim-Verurteilter

Auf jeden Fall ging für uns der Alltag weiter. Doch was sollten wir mit unserem Jugendchor machen? War dies das Ende unserer Bemühungen? Zunächst verblieben wir in unserer Zelle. Es war Platz in den Holzregalen geworden. Wir hofften auf jungen „Sängernachwuchs“. Nach einigen Wochen unser geliebtes „Ratsch, ratsch“ und etwa 18 ältere Männer kamen herein. Im ersten Augenblick dachten wir, dass es nun Schluss mit der Kultur in Bautzen sei. Doch bald stellte sich heraus, dass alle „Sangesbrüder“ waren. Sie kamen aus Waldheim, dem berüchtigten Zuchthaus. Dort hatten sie einen Teil des Chores gebildet. Sogar ihren Chorleiter Kurt Schiffner hatten sie dabei. Die meisten waren schon 1945 und 1946 „abgeholt“ worden. Sie hatten dann bis 1950 in den ehemaligen KZs Buchenwald und Sachsenhausen als sogenannte Internierte gesessen. Auch in Fünfeichen, Jamlitz und Ketschendorf waren einige gewesen. 1950 hatten die Sowjets sie der Volkspolizei übergeben. In Waldheim waren sie zwischen April und Juni verurteilt worden. Über 140mal hätte das Urteil „lebenslänglich“ gelautet. Etwa 30 Todesurteile wären dort vollstreckt worden. Den Frauen seien schon vor der Verurteilung die Köpfe kahl geschoren worden, wie sie uns berichteten.⁴⁵

Viele der Neuen hatten früher als Intellektuelle gegolten. In all den Jahren der Entmenschlichung hatten sie ihre Würde, ihr Wissen und ihre Weisheit

⁴⁵ Zu den Waldheimer Prozessen siehe u. a. Eisert, Waldheimer Prozesse.

bewahrt. Wir, die wir häufig in Verzweiflung, Trübsal und Selbstmitleid verfielen, konnten darüber nur staunen. Von ihrer Lebenserfahrung sollten wir profitieren. Sie begegneten uns von der ersten Stunde an kameradschaftlich und freundlich.

Von Bautzen hätten sie nicht viel gute Dinge gehört. Man werde sehen. Die frei gewordenen Plätze in unseren Regalen wurden belegt. Ich bekam einen neuen Nebenmann. Er stellte sich als Karl Peus vor und mochte so etwas über 50 Jahre alt sein, ein Berliner.

Die Namen der anderen waren Kurt Schiffner, Karl Peus, Martin Nauck, Franz Möhring, Hans Danker, Hans Kaiser, Hans Kosinski. Manch anderer neuer Kamerad fand sich. Wir hatten mit ihnen väterliche Freunde gefunden, die nun bereit waren, ihr Wissen und ihre Lebenserfahrung weiterzugeben. Was wussten wir denn schon vom Leben? Es war doch weitgehend an uns vorbeigegangen. Erich Kranz fand in Martin Nauck, der „Tinus“ genannt wurde, einen großen Lehrmeister. Erich wollte später einmal Pfarrer werden. „Tinus“ gab ihm Unterricht in hebräischer und griechischer Sprache. Er lehrte Latein und gab Einblick in die Theologie, obwohl er kein Theologe war. Doch der Glaube an Gott war ihm das Wichtigste im Leben. Erich saß viele Stunden mit ihm zusammen.

Mein Nachbar Karl war Jurist gewesen. Scheidungsrichter, sagte er zu mir. Karl Peus entwickelte sich zu meinem Ersatzvater. Das tat meiner Freundschaft



Karl Peus, „Karlemann“, der „Ersatz-Vater“ in allen Lebenslagen

mit Günter keinen Abbruch. Karl und ich hatten schon vom Alter her sehr verschiedene Lebenswege. Trotzdem fanden sich viele Berührungspunkte und gemeinsame Interessen. Er kannte meine Heimatstadt, wusste auch viel über die sächsische Geschichte. Vor allem kannte er das alte Dresden, denn er war zu jeder Richard-Strauß-Uraufführung von Berlin nach Dresden gefahren, soweit es ihm altersmäßig möglich war. Später hätte er die schon vorher uraufgeführten Opern wie „Elektra“ und den „Rosenkavalier“ nachgeholt. Die Rolle des Octavian sei ihm immer wie der Gesang einer Lesbierin vorgekommen, aber wunderschön sei es gewesen. Es stellte sich heraus, dass er nur eine Uraufführung gesehen haben konnte, nämlich 1933 „Arabella“. Über Dresden und seine Kunstschatze konnten wir uns oft unterhalten. Ich kannte die alte Dresdner Stadt sehr gut, war auch als Jugendlicher in der Oper gewesen. Ausgerechnet zu „Madame Butterfly“ mit Maria Cebotari und Renata Tibaldi war ich damals eingeladen gewesen und hatte kaum etwas verstanden. Karl nahm sich meiner an. Bald sagte er „Sohnemann“ zu mir. Ich zögerte, dann sagte ich „Karlemann“ zu ihm. Er unterrichtete mich in Staatsrecht, Verwaltungsrecht, Strafrecht, gab mir Einblick in die Bestimmungen des bürgerlichen Rechts und fragte mich oft ab. Als ich wissen wollte, wie er die Zeit ab 1945 hatte überstehen können, antwortete er mit einem Schiller-Zitat: „Solang du lebst, lebt auch die Hoffnung noch.“

Unser Chorgesang ging weiter. Nun waren wir nicht mehr der Jugendchor Bautzen, sondern die Kulturgruppe. Kurt Schiffner hatte die Leitung. Auch er war Jurist, seinem musikalischen Können nach hätte er lieber Dirigent werden sollen. Er entwickelte den Chor zu einem beachtlichen Gesangsensemble. Auch er griff die Klassiker auf und brachte auch andere Werke. So übten wir Orlando di Lassis „Ich liebe Dich“ oder auch Mozarts „Ave verum“. Das „Türkische Schenkenlied“ nach Goethes Text wurde gesungen und das Morgenlied von Rietz klang mit den Endworten „nun schöne Erde, nun wache auf [...]“ sechsstimmig durch die Gitter zu den Hofgängern herab.

Für die Aufführungen in der Anstaltskirche wurde eine Neuerung eingeführt. Es durfte von den Häftlingen Beifall geklatscht werden. Das sei in Waldheim üblich gewesen. Und für jedes Lied gab es eine in Reimform gehaltene Ansage. Karlemann verfasste die Texte und ich durfte sie vortragen.

Noch eine Neuerung, diesmal für alle Bautzner, gab es. Die alte Anstaltsbücherei sollte „entnazifiziert“ werden. Ein Häftlingsbibliothekar namens Voigt wurde damit beauftragt. Gewöhnlich ging eine Liste der vorhandenen Bücher herum, und man musste seinen Wunsch eintragen. Natürlich bekam man nicht unbedingt seinen Buchwunsch gleich erfüllt. Zu viele wollten dasselbe Buch haben, vor allem bei den Klassikern, doch Voigt schien uns etwas zu bevorzugen. Es gab jetzt Bücher von Schriftstellern, die wir nicht kannten. Bodo Ude⁴⁶ war ein solcher Name, Lion Feuchtwanger kannte ich auch nicht. Karlemann klärte mich über sie auf. Die Bücher des einen waren zum Beispiel bei den

46 Bodo Ude, Volksschriftsteller der DDR.

Nazis verbrannt worden. Volksschriftsteller stand unter manchen Namen. Für die DDR-Presse hatte es ja schon länger die Volkskorrespondenten gegeben. Nun wieder ein neuer Begriff für mich. Arbeiter aus den Betrieben sollten Bücher schreiben.

Es war April geworden. Ich wartete auf Ruths Sonderbrief. Er kam nicht. Im Mai, als Mutter schrieb, war nur der halbe Brief von ihr. Es war kaum zu glauben: die untere Hälfte war Ruths Schrift. Sie war im Januar freigekommen und hatte meine Eltern aufgesucht. Sie schrieb: „Und wenn 10 Jahre vergehen, ich werde immer auf Dich warten.“ Beglückt erzählte ich Karlemann die ganze Geschichte.

Da Karlemann ein guter Lyriker war, bat ich ihn, er möge doch etwas für mich verfassen. Ich wollte versuchen, es über meinen Elternbrief an Ruth mitzuteilen, denn Sonderbriefe waren ja nun nicht mehr möglich. Schon am nächsten Morgen hatte er es fertig:

Wenn nur das Herz nicht so einsam wär,
in der Nacht, der sternklaren Nacht.
Wenn der brausende Wind von weit, weit her
die Flamme der Sehnsucht entfacht.
Die lodernde Flamme, sie leuchtet so grell,
ins Dunkel vergangener Zeit,
da werden die alten Bilder so hell,
da glüht das durchlittene Leid.
Und tragen so viele den gleichen Schmerz,
ist jeder für sich allein.

Kennt keiner den anderen bis ins Herz,
jetzt müsstest Du bei mir sein.
Du legtest mir Deine liebe Hand
ganz leicht auf die fiebernde Stirn,
da wären die brennenden Bilder gebannt
und Friede im Herzen und Hirn.
Vernimmst Du den Ruf meiner Seele nicht?
Fühlst Du mein Herz nicht schrein?
Du lichter Trost, Du mein tröstliches Licht,
jetzt müsstest Du bei mir sein.

Sinnigerweise probten wir am nächsten Morgen das Volkslied: „Mein Mädels hat einen roten Mund, und wer ihn küsst, der wird gesund.“ An wen dachte ich da wohl? Karlemann sagte mir, dass er in der Nacht am Fenster durch die Gitter zum Sternenhimmel geschaut habe, da seien ihm die Gedanken für meine Verse gekommen. Da die Zeiten, in denen wir noch mit Kaliumpermanganat Noten schreiben mussten, vorbei waren, hatten wir auch Stifte und Papier. So hätte er im durch die Gitter scheinenden Mondlicht alles niedergeschrieben.

Mitte April musste ich zu einer Nachbehandlung ins Krankenhaus. Diesmal wurde ich im Keller untergebracht und lag vom Eingang her ganz rechts in der

vorletzten Kellerzelle. Sechs Betten gab es, fünf waren belegt. Ich wurde im Bett neben Paul Escher untergebracht, einem Spediteur aus Dresden. Paul hatte Leberkrebs im Endstadium. Sein mit dem Tode aufkommendes verzweifelt Röcheln begleitete mich drei, vier Tage. Dann kam unser Häftlings-Krankenpfleger Kethel von Frankenberg. Er holte Paul Escher ab und brachte ihn in eine kleine Einzelzelle. Am nächsten Morgen sagte er: „Paul ist nicht mehr unter uns, wir wollen ein Gebet für ihn sprechen.“ Bis auf „Micki“, einen ganz, ganz jungen Häftling mit DDR-Urteil, sprachen wir restlichen vier ein Gebet für Paul Escher, der sein Leben hinter Gittern in einem Keller beenden musste. In den beiden Nachbarkellerzellen waren die Irren untergebracht. Auch sie mussten im Gefängnis bleiben und kamen nicht etwa in eine Anstalt für Geistesranke. Ihre Schreie schallten in jeder Nacht schauerlich in den Westhof.

Als ich zur Kulturgruppe zurückgebracht wurde, war ein neuer „Sangesbruder“ da, ein Jugendlicher, DDR-verurteilt. Seine Stimme war nicht toll, doch er konnte uns, die wir ja immer noch jung waren, die neuesten Schlager von draußen vorträllern. Natürlich waren wir daran interessiert. Auch wenn wir uns mehr an „Du holde Kunst“, Franz Schuberts Komposition für Klavier und Singstimme, hielten.

Die Gottesdienste fanden in beinahe wechselnder Folge statt: ein evangelischer Gottesdienst mit Pfarrer Mund und ein katholischer Gottesdienst, seit längerer Zeit mit dem gleichen Pfarrer von draußen. Der Kirchenchor bot immer noch seine guten Leistungen, doch den Stand, wie er ihn vor der Januar-Amnestie gehabt hatte, erreichte er nicht mehr ganz. Übrigens: Dietmar Müller hatte sich tatsächlich mit dem Mädchen aus der Siedlung getroffen. Mehrfach konnten wir ihn am Morgen beobachten, und bald gingen beide Hand in Hand zum Westflügel blickend an unserem Bau vorbei.

Es war schon Anfang Mai 1954, als es plötzlich hieß: „Es soll Besuchserlaubnis geben.“ Ausgenommen wurden Besucher aus Westdeutschland und alle Häftlinge, die wegen Spionage verurteilt waren. Alle drei Monate eine halbe Stunde war vorgesehen. Waren wir für Jahre wie Tiere im Zoo gehalten worden – Zoopersonal waren ja unsere VOPOs –, so sollte nun der Vorhang vor den Käfigen geöffnet werden. Wir waren ja nun alle besser ernährt, hatten Haarwuchs, und durch die große Entlassung war sicher auch eine ganze Menge nach draußen gedrungen. Abhängig war die Erlaubnis natürlich wieder von einer guten Führung. Damit war gleichzeitig eine neue Hausstrafe gegeben: Besuchserlaubnisentzug. Paketentzug gab es ja schon und viele andere Kleinigkeiten. Wer gar nicht spurte, ging auf Transport.

Ich war auch wegen Spionage verurteilt, gab aber auf der Antragstellung „antisowjetische Propaganda“ an. Der Schwindel wurde nicht bemerkt. Mutter schrieb mir offen, dass sie mich besuchen dürfe und wie dankbar sie sei. Die Dankbarkeit schrieb sie sicher auch, damit diese Nachricht nicht unkenntlich gemacht würde. Es passierte ja häufig, dass ganze Zeilen in den Briefen der Angehörigen mit schwarzem Stift unkenntlich gemacht wurden, so wie man ja auch aus der Zeitung herauschnitt, was für unsere Augen nicht zugelassen war.

Günter erhielt auch Besuchserlaubnis. Karlemann und Kurt Schiffner sowie Martin Nauck erhielten keine. Der Zeitpunkt war wie schon beim Paketempfang unterschiedlich. So kam man manchmal mit einigen alten Bekannten und manchmal mit bislang unbekanntem Kameraden im Torhaus zusammen. Nervös wartete ich auf meinen ersten Termin.

Anfang Juni wurde ein Teil des Chores herausgerufen. Es ging zum Torhaus. Auf einem verdeckten Lastwagen mussten wir Platz nehmen, dabei einige sitzende VOPOs mit Pistolen. Wo ging es hin? Die Fahrt dauerte nicht lange. Als das Verdeck geöffnet wurde, befanden wir uns in einer Schleuse. Ein anderes Gefängnis. Wurden wir verlegt? Wir hatten ja gar keine Sachen bei uns. Es ging die Treppen hoch. Dann kamen wir in einen größeren weißgetünchten Raum. Auf Bänken saßen uns bislang unbekannte Häftlinge in Anstaltskleidung. Traurig schauten sie uns an. Wir sollten eine Art Kulturstunde geben. So sangen wir aus dem Gedächtnis einige Volkslieder und wurden bald mit den Worten: „Das reicht“ unterbrochen. Es ging zurück in unseren Bau. Einen richtigen Eindruck von diesem Gefängnis konnten wir nicht mitnehmen, doch es musste wegen der kurzen Entfernung vom „Gelben Elend“ auch noch in Bautzen⁴⁷ sein.

Ein neuer Oberrat tauchte auf. Sein Name war Protze, und protzig benahm er sich auch, das war schnell feststellbar. Die VOPO-Offiziere tauchten in immer schnittigeren Uniformen auf. Das ging von der Teller-Schirmmütze über die „Kneebreecheshosen“ bis hinab zu den Stiefeln, ordensgeschmückte Brust, Lackleder und Silberkordeln. Sie waren oft in mittlerem Lebensalter. Die neue sozialistisch geprägte Generation der DDR begegnete uns.

Auf der Berliner Konferenz der vier Außenminister der Siegermächte vom 25.1.-18.2.1954 konnte keine Einigung über eine Wiedervereinigung Deutschlands erzielt werden. Da erklärte die Sowjetunion, die DDR sei nunmehr ein souveräner Staat. Die Westmächte wiederum verweigerten die Anerkennung. Doch unsere VOPOs kamen mit stolz geschwellter Brust daher. Unverbrüchliche Freundschaft mit der friedliebenden Sowjetunion war die Parole.

Endlich war es auch für mich so weit: Aufruf zum Besuch. In einem Kellergeschossraum des Torhauses waren wir acht Kameraden. Wir mussten uns umziehen. Saubere ungebrauchte Häftlingskleidung wurde angeordnet. Die gestreifte Hose hatte sogar eine Bügelfalte. Durch einen Schlitz in der Zugangstür konnte man sehen, wenn Angehörige vorbeigeführt wurden, natürlich nur die Beine. Frauenbeine wurden begutachtet. Beim Aufruf wusste man, zu welchem Kameraden diese Frau gehörte. In diesen Minuten der Spannung dachte ich, wer wird kommen? Nur Mutter kann es sein. Mutter! Wie wird sie mir begegnen? Was wird sie denken, wenn sie mich nach soviel Zeit sieht? Was werde ich ihr sagen? Viel Zeit zum Nachdenken blieb nicht. Da kam der Aufruf für mich.

Drei oder vier Einzelzellen waren auf der rechten Seite der Torhausschleuse eingerichtet worden. Als ich in die Besucherzelle kam, war Mutter schon da. Mit stummem Blick ihrer so gütigen Augen schaute sie mich an, durfte mir nur die Hand reichen. Jede andere Berührung war verboten und hätte den Abbruch

⁴⁷ Es war offenkundig die Sonderhaftanstalt Bautzen im hinteren Teil des Landgerichts Bautzen.

des Besuches zur Folge gehabt. Auch Mitbringsel, eventuell ein Blumengruß, waren verboten. Sie durfte auf einem Stuhl sitzen, ich musste auf einen Schemel. Es dauerte eine Ewigkeit und war doch keine, als wir uns so stumm gegenüber saßen. Was mochte in ihr vorgehen? Du wirkst erwachsener, waren ihre ersten Worte an mich. Du hast Dich nicht verändert, trotz der Sorgen, sagte ich. Es durfte nur Familiäres besprochen werden wie: „Es geht mir gut, euch sicher auch.“ Bald flossen erste Tränen. Wir waren uns nah und doch so fern. Von der Oberfläche des uns trennenden Tisches ging eine ca. 30 cm hohe Sperrfläche nach oben hin und unter dem Tisch bis zum Fußboden durch. In der Mitte saß ein Wachtmeister und beobachtete das Gespräch. Wir hätten soviel zu sagen gehabt und sagten doch nichts. Bald war die Zeit herum. Trennung wie beim Eintritt. Ein Händedruck da, wo ich sie so gern umarmt hätte. Ich komme wieder, waren ihre Abschiedsworte. Dann wurde ich abgeführt, zurück in die Zelle. Die Kameraden, die noch keinen Besuch hatten, wollten wissen, wie es war. Ich wollte allein sein, nur Karlemann und Günter fanden Zugang zu mir.

Fußball

Etwa Ende der 2. Junihälfte stand es im Sportteil des Neuen Deutschland: Fußball-Weltmeisterschaft in der Schweiz. Die Mannschaft der Volksrepublik Ungarn wurde groß herausgestellt. Namen wie Puskas – Major der ungarischen Volksarmee –, Czibor, Kosis, Hidekuti wurden uns geläufig. Die bisherigen Erfolge der Ungarn schienen beachtlich. Hatten sie doch im Mutterland des Fußballs, in England, den Weltmeister besiegt. Auch eine Mannschaft der BRD war erstmalig vertreten. Über sie wurde nur wenig und in kleiner Schrift berichtet. Aber das Fußballgeschehen wurde von uns mit mehr als nur Interesse verfolgt. Wie schnitten „unsere“ ab? Unsere, das war die BRD. Fragten wir die Wachtmeister, warum die DDR nicht spiele, meinten sie hochmütig: „Die DDR wird durch die Volksrepublik Ungarn vertreten. Sie wird es dem kapitalistischen, imperialistischen Ausland schon zeigen, wie in freien Ländern Fußball gespielt wird.“ Tatsächlich waren wir geknickt, als die Ungarn am 20. Juni „unsere Nationalmannschaft“ mit 8 zu 3 Toren schlugen. Trotzdem konnten wir Tage später in der Zeitung lesen: „Unsere“ hatten das Endspiel erreicht, wieder gegen die Ungarn! Endspiel. „Paddelhand“ hatte auf West 1 einen großen Gong für Signale an den Zellenbau. Er gab kund, dass er für jedes Tor an den Gong schlagen würde. Für die Ungarn ein Schlag, für die Westdeutschen zwei Schläge. Gespannt lauschten wir. Die Zeit verging. Da gab es dann zweimal je einen und je zwei Schläge. Also unentschieden. Die Spannung wuchs. Da wieder ein Schlag. Ging es weiter? Ein zweiter Schlag dröhnte durchs Haus. „Unsere führten!“ Nun musste es doch bald zu Ende sein! So war es auch. „Wir“ waren Weltmeister. Jubel und Freude unter den Häftlingen, betretene Gesichter und finstere Mienen bei den VOPOs. Im „Neuen Deutschland“ stand nicht sehr viel. Wie hervorragend die Ungarn gespielt hätten, wurde in

Balkenüberschrift hervorgehoben. Klein gedruckt fanden wir die Namen deutscher Spieler: Fritz Walter, Werner Lieberich, Max Morlok und Helmut Rahn. Er hatte das dritte Tor geschossen. Der für die „Rasenpflege“ in den Freiganghöfen zuständige Häftling verlor seinen Posten. Er war im Siegesrausch in voller Häftlingskleidung vor Freude in die Reserve-Wassertonne gesprungen. Nun wurde er zur Strafe seinen Posten los.

Ablösungen waren auch beim Küchenkommando vorgekommen. In der letzten Zeit hatte es oft zweimal wöchentlich „Hoheneck“ gegeben. Dann aber verlor der „Märchenkoch“ sein Kommando. Mit ihm wurden noch andere „Küchenbullen“ abgelöst. Bald tauchte das Gerücht auf, dass einer in der Küche einige Hände voll Salz und Pfeffer in die Kessel mit dem VOPO-Offiziersessen geworfen hätte. Der Märchenkoch war weg. War er auf Transport gegangen?

Im nächsten Monatsbrief entschuldigte sich Mutter für ihre Besuchstränen. Sie konnte ja nicht wissen, dass auch ich auf dem Rückweg zur Zelle geweint hatte. Vergebens hatte ich darauf gehofft, dass auch Ruth wieder ein paar liebe Zeilen beifügen würde.

An meinem 26. Geburtstag wurde mir ein Ständchen gebracht. „All' mein Gedanken sind bei Dir“ erklang das mittelalterliche Liebeslied. Geburtstagsständchen waren mit den Waldheimern üblich geworden. Für Günter erklang im Februar Schuberts „Sanctus“. Martin Nauck hatte im Mai Hochzeitstag, für ihn gab es „Süß' Liebe liebt den Mai“. Kurt Schiffner kam aus Elbing, er hatte in Tharau geheiratet. Also war „Ännchen von Tharau“ für ihn das gegebene Lied.

Kurt Schiffner litt besonders unter der Entwürdigung seiner Persönlichkeit. Als „Westler“ bekam er keine Besuchserlaubnis. Er hatte in der BRD einen Bruder. Der war ein gefragter, guter Schauspieler. Um Kurt zu sehen, nahm er in Ost-Berlin ein Theaterengagement an. Daher durfte er Kurt besuchen. So fand Kurt nach neun Jahren dann doch den ersten Angehörigen wieder. Karlemann bekam keinen Besuch. Aber mancher vom früheren Jugendchor lebte auf und fasste neuen Mut. Ich gehörte auch dazu. Nun müsste ich vielleicht doch nicht die 25 Lebensjahre hier verbringen und als „alter Mann“ in die Heimat zurückkehren, hoffte ich.

Eines Tages war Rundgang im Osthof. Als wir an der verbotenen Zone, an den Drahtzäunen unterhalb des Wachturm waren, stieß mich Günter mit dem linken Arm an und hustete mehrfach. Durch eine Kopfwendung deutete er mir an, da sei jemand für mich. Als wir in Höhe des Eingangs waren, standen dort einige Gefangene. Einer hob die Hand. Ich erkannte ihn. Es war mein Onkel Hugo Schwarz. Es gelang durch Kassiber und Pendeln (Nachrichtenübermittlung über ein an einem Faden herabgelassenes Gefäß) mehr zu erfahren. Er hatte eine Leihbücherei. Die Bücher mussten einen Freigabestempel haben. Er hatte für jedes Buch die Genehmigung zum Verleih erhalten. Trotz dieser Freigabe wurde er wegen Verbreitung angeblich DDR-feindlicher Literatur verurteilt, seine Bücherei aufgelöst und in Volkseigentum überführt. Er blieb nicht lange bei uns und war bald weg.

Die BRD war Mitglied der „kriegslüsternen“ NATO geworden. Das Thema beherrschte die Schlagzeilen. Seitenlang wurde über Kriegsvorbereitungen

geschrieben. Ein „hohes Tier“ vom westdeutschen Geheimdienst war zur DDR übergelaufen und gab haarsträubende Berichte ab.⁴⁸

Unser Fürsorge-Offizier hatte schon längere Zeit DIN-A5-Noten mit zeitgenössischen Chören an uns gegeben. Komponistennamen wie Schwaen und Siegfried Köhler waren zu finden. Für uns war kaum etwas Brauchbares dabei. Warum wir nicht russische Lieder singen würden, fragte er an. Es gab natürlich schöne russische Volksweisen: Abendglocken, Stenka Rassin, der rote Sarafan u. ä. Wir hätten doch früher auch einmal an einem ersten Mai „Wenn wir schreiten Seit’ an Seit“ gesungen, das wäre doch der richtige Weg. Was er nicht wissen konnte war, dass wir das damals für die Kameraden gesungen hatten, die für ihre Treue zur SPD im „Gelben Elend“ saßen. In unserem Partiturbuch standen auf den letzten Seiten eine Reihe der in der DDR üblichen Kampfchöre, sogar die Nationalhymne war enthalten, „Eierbecher-Hymne“ genannt. Ihr Texter war der National-Dichter Johannes R. Becher gewesen. Doch diese Art Chöre kamen für uns nicht in Betracht, da gab es ein Tabu! Doch einige russische Volksweisen klangen nicht schlecht. „In Nowgorod die Glocken klangen“ übten wir ein, auch „Mutter Heimat“, eine in Moll gehaltene wehmütige Weise, die im Text auch unsere Sehnsucht und unser Verlangen zum Ausdruck brachte. Ihr Text lautete:

An den Fluss will ich gehen und schauen,
von dem Ufer, dem steilgrünen Rand,
auf die Heimat mit Wiesen und Auen,
auf das weite, das blühende Land.

O ihr schönen, hellgrünenden Weiten,
in der lieben geborgenen Welt,
reift das Korn in den wogenden Breiten,
auf dem goldenen blühenden Feld.

Ach Du Heimat, Dein Blühen und Werden,
über endlose Weiten gespannt,
Mutter Heimat, Du schönste auf Erden,
Du geliebtes, Du mütterliches Land.

Für Günter fand sich eine tolle Solopartie: „Herrlicher Baikal, Du rauschendes Meer, auf einer Lachstone will ich Dich zwingen“, tönte er stimmungsgewaltig in der Anstaltskirche. „Näh’ nicht, liebes Mütterlein, am roten Sarafan“ sangen wir hinterher. Natürlich hatten wir deutsche Texte. Auf Russisch kannte ich nur Kalinka, das war mir ja in Dresden Tag und Nacht in den Ohren geklungen. Der deutsche Text dazu war gar nicht so schlecht, auch eine Art Liebeslied.

Die letzten Monate des Jahres kamen und mit ihnen ein neues Gerücht. Lastwagen mit neuer Kleidung sind gekommen. Zivilkleidung? Ja! Gab es wie-

⁴⁸ Gemeint ist Otto John (1909–1997), der damalige Leiter des Bundesamtes für Verfassungsschutz. Er war 1954 in der DDR aufgetaucht und 1955 in die Bundesrepublik zurückgekehrt. 1956 wurde er wegen Spionage zu vier Jahren Haft verurteilt. Trotz mehrfacher Bemühungen gelang es John später nicht, das Urteil aufheben zu lassen. Die Umstände seines Wechsels in die DDR und wieder zurück in die Bundesrepublik blieben letztlich bis heute ungeklärt.

der Entlassungen? Günter, einige Kameraden und ich wurden herausgerufen, diesmal am hellen Tag. Wir kamen in das Verpflegungsdepot. Marschverpflegung schmieren, lautete die Anordnung. Wir standen vor Bergen von Wurst, Butter und Brot. Immer zwei Doppelschnitten und ordentlich belegt sollten sie sein. „Sie können essen, soviel Sie wollen, aber wehe, Sie nehmen etwas mit, dann kracht’s“, sagte unser Aufpasser. Es war nicht die miese Butter und nicht die einfache Wurst, die wir Normalverbraucher erhielten, es mussten VOPO-Produkte sein. Egal, ein Päckchen fertigstellen, einmal etwas für uns nehmen. Dann wurden manche von uns abgerufen. Es gab tatsächlich eine Entlassung. Günter und ich warteten auf unseren Aufruf. Es war aufs Neue nichts mit uns. Wieder mussten wir zurück auf unsere Zelle.

Beim letzten Besuch des Jahres fragte ich nach Ruth. „Wir haben sie nicht mehr gesprochen, auch unter ihrer Wohnanschrift war niemand mehr anzutreffen“, formulierte Mutter vorsichtig. Ruth war weg. Mit „zehn Jahre auf mich warten“ war es wohl nichts. Der Lebenshunger war wohl doch zu stark gewesen. Es war verständlich, aber eine Art von großem Verlust empfand ich doch.

Im Dezember starb Wilhelm Furtwängler. Er sei nazihörig gewesen, stand in der Zeitung. Karlemann schüttelte den Kopf. Er hatte ihn in Berlin erlebt. Er war ein großer Dirigent, mehr sagte er dazu nicht.

Einige Chormitglieder waren nun weg. Keiner der Waldheimer war darunter. Ich sprach mit Günter über die Entlassungen. Ein System war ja nicht zu erkennen. Da wurden Kameraden mit dem Urteil 25 Jahre entlassen und andere, die nur 15 Jahre hatten, mussten dableiben. Günter meinte, ich müsse es mir so vorstellen: Da sitze einer mit seinem Genossen in Moskau in der Zentrale. Einer ziehe eine Karte. Der am Schreibtisch Sitzende sage „chorascho“, der wird entlassen. Bei der nächsten Karte sage er „njet“, der bleibt eben da. So gehe das eine Weile, dann trinken sie zwei Wassergläser Wodka, Feierabend, Ende der Vorstellung. Da hatte Günter die Lacher auf seiner Seite.⁴⁹

Eine weitere Neuerung war im Verlauf des Jahres eingetreten. Ein Häftlings-Zahnarzt wurde eingesetzt, auch er ein Berliner. Zum Jahreswechsel sangen wir u. a. „Des Jahres letzte Stunde ertönt mit schwerem Schlag“ und „Brüder reicht die Hand zum Bunde“. Etwas unpassend für Bautzen war Mozarts Weihe- lied aus der Zauberflöte „In diesen heil’gen Hallen kennt man die Rache nicht“. Aber Beethovens „Die Flamme lodert“ war angebracht.

Nun lebte ich schon im sechsten Jahr hier. Ein richtiger Knastbruder war ich geworden und doch war es eine Reifezeit für mich. Hinhören, unterscheiden, be- und nicht verurteilen hatte ich gelernt, und alle Tricks, die ein Überleben erfordert. Die Hoffnung wurde angesichts der beiden Amnestien nicht begraben. 25 Jahre konnten und durften sie mir nicht nehmen. Irgendwann würde es schon klappen, dachte ich. Auch Günter und Karlemann sowie Tinus Nauck vertraten diese Ansicht. Dabei hatten Karlemann und Tinus viel schlimmere

49 Seit 1953 tagte tatsächlich eine hochrangige Dreierkommission in Moskau und entschied auch bei allen SMT-verurteilten Deutschen in DDR-Haftanstalten über Entlassung, Herabsetzung oder Beibehaltung der Strafe.

Erlebnisse verarbeiten müssen. Doch über Zeiten in Buchenwald und Sachsenhausen sprachen sie nicht. Andere, die dort waren, gaben grauenvolle Berichte.

Durch immer mehr DDR-Gerichtsurteile waren wir auch mehr und mehr mit kriminellen „Elementen“ durchsetzt worden. Diebe, Einbrecher, Vergewaltiger, Betrüger, Hochstapler – bis auf Mörder waren alle Kategorien vertreten. Sie waren teilweise an den drei an der Hand eintätowierten Punkten zu erkennen. BVer, Berufsverbrecher wurden sie genannt. Sie wollten unsere Kommandos erobern. Wir sorgten dafür, dass ihr Vorhaben nicht gelang. Wir behielten „die Macht“ bei uns, auch wenn wir noch so ohnmächtig waren. „Alles bleibt in deutscher Hand“, lautete das Motto.

Nicht jeder Diebstahl in der DDR wurde als eine kriminelle Handlung angesehen. Es gab den politisch zu bewertenden Diebstahl. Wer zum Beispiel aus seinem volkseigenen Betrieb eine Glühbirne mitnahm, weil es in den Geschäften keine mehr zu kaufen gab, beging Diebstahl am Volkseigentum. Das war ein politisches Vergehen. Einmal traf ich einen sehr, sehr alten Mann. Er kam mir bekannt vor. Ich überlegte. Das war doch Jänig. Er hatte in unserer Volksschule Musikunterricht gegeben und war an der Frauenkirche Kantor gewesen. Was mochte er verbrochen haben? Schamhaft verschwieg er sein Vergehen. Als Musiklehrer war er nicht zu gebrauchen, die DDR hatte sozialistische Lehrer ausgebildet, die kannten ihren Marx und Murks im Schlaf.

Mit den Waldheimern war Hans Danker gekommen. Er war jünger als die meisten von ihnen und hatte eine Gitarre mitgebracht.

Bereits 1953 war es gelungen, durch Vermittlung von VOPO-Kretschmer beim Fürsorge-Offizier die Genehmigung zur Beschaffung eines Akkordeons zu bekommen. Unser Sangesbruder Wolfgang Reinsch, aus Reinsberg, war glücklicher Empfänger. Zwei Gitarren folgten. Einer von uns, ein Berliner, Spitzname „Teddy“, und ich übten mit Wolfgang. Ich hatte keine Ahnung, er auch nicht viel. Als wir einmal übten, war draußen Hofgang. Unsere Leistungen müssen schauerlich geklungen haben. Da, „ratsch, ratsch“. Ein nicht mehr so ganz junger Kamerad kam mit einem VOPO herein. Er musste auf dem Akkordeon vorspielen und es zeigte sich, dass er das Instrument meisterhaft beherrschte. Er ging und kam mit allen Sachen wieder. Sein Vorname war Hans, er stammte aus Halle. Beim Hofgang hatte er unsere Bemühungen gehört. Da hatte er sich zum Fürsorge-Offizier gemeldet und gesagt, er sei Berufsmusiker, nämlich Akkordeon-Virtuose. Alle bekannten Akkordeonstücke kannte er auswendig. Nun begann ein richtiges Üben. Melodien von Will Glahe und Heinz Munsonius erklangen. „Fliegende Blätter“ war einer der Titel. Er brachte uns die notwendigen Gitarrengriffe zur Begleitung bei. So durften wir drei nach einiger Zeit auf allen Etagen vor Stehkarzerzellen sitzen und spielen. Hans und Wolfgang wurden entlassen, wir Gitarrenheinis blieben zurück, auch das von Hans komponierte Lied: „In Halle ist Laternenfest“.

Nun war also Hans Danker da, der hervorragend spielen konnte. Er komponierte auch richtige Schlager: „Monika“, „Weit übers Wasser weht“. Wir lernten viel von ihm. Wir Ehemaligen vom Jugendchor mochten diese Art Musik. Doch welche Mädchen sollten wir wohl hinter unseren Gittern damit „beglücken“?

Die älteren Waldheimer waren nicht so sehr angetan vom Schlagergesang. Kurt Schiffner übte einmal mit uns „Als die Römer frech geworden“, als Tinus Einspruch erhob. Das könne er nicht mitsingen. Solch eine Schande in unserer Situation. Er hat dann doch mitgesungen. Karlemann hatte auch ein Lieblingslied. Schuberts „Du bist die Ruh“, der Friede mild“. Um ihm eine Freude zu machen, übte ich es ein.

Karlemann fragte mich einmal, was ich später einmal werden wolle. Ich lachte und sagte: „Ich möchte zum Theater, zur Operette. Denk doch, die vielen hübschen Mädchen im Ballett.“ Er wurde ernst und meinte: „Sohnemann, tue das auf keinen Fall, das wäre Dein Untergang.“ Dabei hatte ich ihn nur provozieren wollen. Doch er sagte weiter: „Wenn wir beide frei sein sollten, dann kommst du zu mir nach Berlin, ich werde eine Anwaltspraxis führen und dich zu meinem Bürovorsteher ausbilden.“ Wer kann heute wissen, was kommt? Karlemann und Tinus waren schon in Waldheim Lyriker gewesen. Tinus war unter uns der älteste Kamerad. 1955 im zehnten Jahr seiner Haft fand er folgende Gedanken für seine Frau:

Wie ein müder Wanderer,
wenn der Weg sich dehnt,
nach der Hütte andrer,
an das Ziel sich sehnt,
so auch meine Seele sehnt
herbei die Ruh
und dass Lieb nicht fehle, dafür sorgest Du.

Am Krankenhaus war vor Monaten ein Anbau errichtet worden. Bei einer unserer Röntgenuntersuchungen war ein neuer Häftlingsarzt da. Ich erkannte ihn nach kurzer Zeit: Dr. med. Werner Voigt, aus Meißen. Er hatte unsere Familie schon 1945 behandelt, als wir an Typhus erkrankt waren. „Mensch, Du bist ja ganz fertig, Du brauchst unbedingt Ruhe“ erklärte er, nachdem ich ihm gesagt hatte, dass ich schon seit 1950 hier wäre. Was wollte er damit sagen? Nach zwei Stunden auf unserer Zelle „ratsch, ratsch“. Heinisch, mit allen Sachen. Unser Etagenältester brummte: „Du sollst zum Krankenhaus.“ Karlemann, Günter und Achim hatten es gehört. Sie standen am Zellenfenster und sahen mir nach.

Im Krankenhaus blickte mich Voigt ernst an: „Ich habe Dir eine Schlafkur verordnen müssen!“, dann grinste er. Im Anbau kam ich in einen größeren Raum. Alles war dunkel, das Fenster verhangen, an der Decke eine schwach leuchtende rote Glühbirne, wie in einer Dunkelkammer im Fotolabor. Fünf Kameraden lagen in Einzelbetten und rührten sich nicht, hatten die Augen fest geschlossen. Ich kam ins freie sechste Bett. Blutentnahme war schon vorgenommen worden. Nach einiger Zeit kam Voigt. „Du erhältst jetzt eine Injektion, dann wirst Du fest und tief einschlafen. Das machen wir ein paar Tage, es wird Dir sehr gut tun.“ Tatsächlich dämmerte ich schnell weg und Leere war um mich. Von Tag zu Tag und Nacht für Nacht wurde die Wirkung der Injektionen stärker. Nach einer Woche gab es den langsamen Entzug. Zur Nahrungsaufnahme wurden alle geweckt. Wir waren da so benommen, dass wir in dem

Dämmerlicht die Löffel mit der Suppe zitternd und ungeschickt am Mund vorbei steckten. Schlafkur wurde diese Behandlung genannt. Der russische Arzt Pawlow, ein Nobelpreisträger, hätte die Methode entwickelt, sagte Voigt. Nach dieser Art „Vergiftung“ blieb jeder von uns Schläfern noch zwei Wochen zur Erholung im Krankenhaus und wurde gut gefüttert. Am Ende der Maßnahme stand eine neurologische Untersuchung mit Testverfahren. Kamerad Jochen Reinke führte sie durch. Als ich wieder im Bau war, meinten manche, das möchten sie auch mal haben. So richtig tiefen Schlaf, das Vergessen erleben, nichts mehr sehen und keine Kommandos hören.

In der Zwischenzeit hatte es „bauliche Veränderungen“ gegeben. Vor dem Krankenhaus und in der Nähe von Haus 3 waren größere rechteckige Flächen geebnet und planiert worden. Als an Seitenstangen Netze darüber gespannt wurden, war es klar: Volleyball. Trainingstermine wurden vergeben. Das galt zunächst für arbeitende Häftlinge. Nach der zweiten großen Entlassungswelle waren die Säle aufgelöst worden, die Arbeitskraft der Häftlinge sollte zur „Planerfüllung“ genutzt werden, zur Teilhabe an der „Produktion der volkseigenen Betriebe“. Mit Wonne rissen die Gefangenen die Holzregale auseinander und warfen die Bretter aus den Fenstern in den Hof. Wer von ihnen hatte nicht viele Jahre in den oft niedrigen Regalen auf hartem Lager zubringen müssen? Wieviele Kameraden waren dort gestorben? Wieviel Leid und Schmerz hatte man dort ertragen müssen. Nun wurden die Säle vom spärlichen Inventar befreit. Eine Malerkolonie von uns wurde mit der Renovierung beauftragt. Die erste Renovierung, solange ich in Bautzen war. Die vorderen vier Säle wurden mit Holztischen und Einzelbetten ausgestattet, die Säle fünf bis acht wurden Arbeitsstätten.

Dann waren die Volkseigenen Betriebe da: „VEB-Kleidermacher Dresden“, eine Möbeltischlerei, ein Betrieb der Lederverarbeitung und ein weiterer VEB-Betrieb waren dabei. Maschinenparks wurden mitgebracht. Die Fachaufsicht übernahmen Zivilisten aus den Betrieben. Vom Lohn wurden Abzüge unter allen möglichen Vorwänden vorgenommen, bis hin für das Wachpersonal der VOPOs. Die Arbeit wurde als Schichtbetrieb mit Normvorgaben organisiert. VEB-Kleidermacher fertigte Zivilanzüge und auch Häftlingskleidung an. Da schien es großen Bedarf zu geben. Unsere Zeugen Jehovas wurden einmal bei VEB-Lederverarbeitung abgelöst und auf den Zellenflügel gebracht. Sie hatten sich geweigert, Patronentaschen für die ungarische Volksarmee herzustellen.

Für die arbeitenden Häftlinge war das Volleyballspielen vorgesehen. Den ganzen Tag gab es Übungsmöglichkeiten. Arbeiter von der dritten Schicht schliefen, die Vormittagsschicht war an der Arbeit und die Spätschicht hatte den für alle geltenden Tagesablauf. So konnten sich doch viele andere Kameraden „sportlich“ betätigen. Manche von ihnen waren völlig ungeübt. Das veranlasste diejenigen, welche draußen schon gute Sportler waren, zu Sprüchen wie: „Die Heinis nehmen uns nur Zeit weg, sie sollten lieber verzichten.“ Die beste Mannschaft stellte das Krankenhaus. Die Pfleger hatten den Platz auch vor ihrer „Haustür“. Es gab auch eine Lagerauswahl. „Paddelhand“ stellte sie sich zusammen. Er hatte Zugang zu allen Häusern und beobachtete viele Spieler. Manch-

mal ging es auch bei uns „ratsch, ratsch“. Paddelhand winkte mit dem Finger und holte Günter und mich in „seine“ Auswahl: Lagerauswahl gegen Krankenhaus. Das wurde bald zum Prestigekampf für ihn. Verlor seine Lagerauswahl, schimpfte er. Trotz seiner verkrüppelten Hand war er ein guter Spieler.

Anfang Mai ist es wohl gewesen. Die sozialistische Staatengemeinschaft gründete den Warschauer Pakt. „Eine Welt in Waffen!“ Die Schlagzeilen wurden immer schrecklicher, Kriegsfurcht machte sich breit. Trotzdem hatte die Sowjetunion im Januar den Kriegszustand mit Deutschland für beendet erklärt. Die Propaganda gegen den Westen nahm gewaltige Ausmaße an. Der deutsche Militarismus würde in der BRD auferstehen, friedliche Bürger, die in der KPD vereint seien, und Demonstranten aller Art würden verfolgt. Was sollten wir hinter unseren Mauern nun glauben?

Vom sogenannten Frieden hatten wir nichts gehabt. Aber wer von uns aus Chemnitz stammte, musste schon seit 1953 Karl-Marx-Stadt als Heimatort angeben. Auch in kleinen Dingen veränderte sich die Welt. Eines Tages, „ratsch, ratsch“, Namensaufrufe. Alle Waldheimer MAS. Die werden entlassen, meinte einer der Kalfaktoren. Viel gab es ja nicht zu packen. Es war ein gegenseitig schwerer Abschied. So mancher von uns vom alten Jugendchor verlor seinen väterlichen Freund. Es gab mehr als nur einen Händedruck. Karl sagte noch: „Sohnemann, denke daran, nicht zum Theater, komm' zu mir!“ Dann gingen sie. Tinus, ungebrochen, erhobenen Hauptes, fest im Glauben stehend in allen Jahren der Erniedrigung. Kurt, Hans, Franz, alle waren weg. Die Leere in unserer Zelle wirkte bedrückend. Still standen wir am Gitterfenster. Jeder von uns ging eigenen Gedanken nach. Ach Karlemann, nach 10 Jahren bist Du frei! Gott sei mit Dir, er schütze Deinen Weg draußen, dachte ich. Einer meinte, was soll es, das Leben geht weiter. „Was für ein Leben?“ fragte Günter. „Unser Leben hier“, kam die Antwort.

War es ein Gerücht? „Es gibt Rabatt.“ Im Verwaltungsflur standen die SMter in Reihe, kamen strahlend zurück in den Bau und sagten: „Ich habe Rabatt bekommen, auf zehn Jahre herabgesetzt.“ Andere kamen mit acht Jahren zurück. Manche hatten auch 15 Jahre. Auch hier ging es nicht etagen- und zellenweise vor sich. Als ich unterwegs war, dachte ich, nur keine 15 Jahre. Vielleicht zehn? Knüppel-Meier und einige Offiziere waren im Raum. Er grinste mich an: „Heinisch, wieviel?“ Ich: „25 Jahre“. Er: „Acht Jahre“. Keiner konnte den Stein hören, der mir aus dem Herzen fiel. Acht Jahre, dachte ich auf dem Rückweg zur Zelle. Da war doch nun ein Ende abzusehen. Günter kam auch glückstrahlend zurück. Auch acht Jahre. Zu ihm hatte Knüppel-Meier noch gesagt: „Gehen Sie draußen in den Rundfunkchor der Freien Deutschen Jugend.“ Siegfried Rau kam auch mit acht Jahren zurück. Keiner vom Chor hatte 15 Jahre erhalten. Nun begann das Rechnen. Wieviel Zeit noch hier, wann wäre es soweit? Den Rest saßen wir doch auf einer Arschbacke ab, meinte einer.

Mit dem Rabatt wurde die Stimmung im ganzen Bau gehobener. Was mochte in meinen Eltern vorgehen, als ich ihnen im nächsten Monatsbrief davon Mitteilung gab? Nun war das kommende Weihnachtsfest und der Jahreswechsel für uns mit mehr Zuversicht ausgestattet. Was waren noch zwei Jahre für mich?

Das rechnete sich schon anders, als die vorherige Zahl von noch weiteren restlichen siebzehn Jahren.

Wir waren nur noch eine Art Halbchor. Auch im Kirchenchor waren weniger Mitwirkende übrig geblieben. So gut es möglich war, machten wir weiter, doch die großen Werke konnten wir kaum noch bringen.

Ein neues Jahr

Im Januar folgte ein Paukenschlag. Die DDR schuf sich eine nationale Volksarmee. Vorläufer hatte es ja schon gegeben: Die Volkspolizeibereitschaften (Kasernierte Volkspolizei). Als wir die ersten Fotos in der Zeitung sahen, erkannten wir die alte Uniform, wie sie auch in der großdeutschen Wehrmacht üblich gewesen war. Nur der Stahlhelm war wie der der Sowjetarmee gestaltet. Aber auch Berichte über DDR-Prozesse fanden sich. Da war von subversiven, konterrevolutionären Elementen die Rede, denen endlich das Handwerk gelegt worden sei. Ewiggestrige, Abweichler oder auch Adenauer-Agenten wurden genannt. Eine Terrorgruppe aus Meißen war aufgefliegen. Ihr Rädelsführer, ein Dr. Dietrich Streckfuß, habe eine gerechte Strafe von 20 Jahren erhalten. Dr. Dietrich Streckfuß? Das war doch der erste Fraktionsvorsitzende der Meißner CDU nach dem Kriege gewesen.

Schon in der nächsten DEFA-Wochenschau marschierte die NVA nach Marschmusik, der Yorcksche Marsch ertönte. In Berlin war Wachaufzug mit preußischem Stehschritt zu sehen. Ein Beitrag der DDR zur Erhaltung und Wahrung des Friedens.

Im Mai mussten wir wieder von einigen Kameraden Abschied nehmen. „MAS“-Entlassung. Unter ihnen war auch Klaus Schmidt. Einmal hatte auch er den Jugendchor geleitet. Sein Spitzname war „der rote Baron“. Warum? Er war ein guter Kamerad, hatte seine eigene Meinung und verstand etwas von Musik und Chorgesang. Verhaftet hatte man ihn zusammen mit einer Gruppe anderer Studenten in Thüringen. Illegale Gruppe oder terroristische Betätigung, so etwas hatten ihm die Sowjets angedichtet. Unter seiner Leitung hatte es u. a. „Ach du klarblauer Himmel, wie schön bist du heut“ durch die Gitter geschallt. Carl Maria v. Webers „Schöne Ahnung ist erklimmen“ und das mittelalterliche „Kum kum Geselle min“ mochte er auch gern. Viele unserer Chorgesänge wiederholten sich im Verlauf der Jahre. Man konnte seine Stimme oft auswendig. Nur durch den Chorleiterwechsel kam es zu unterschiedlicher Interpretation.

Hatte es Entlassungen gegeben, dachten wir häufig an jene, die schon längere Zeit wieder draußen waren. Wie mochte es ihnen gehen? Wo waren sie jetzt? Über Dietmar Müller konnte man hören, dass er das Mädchen aus der Siedlung inzwischen geheiratet hätte. Manchmal standen sie an der Straße zur Siedlung und blickten herüber zu uns.

Oft standen wir auch am Abend am Fenster und schauten in die Ferne oder zum Himmel. Einmal stand ein junger VOPO an einem Nachmittag auf dem Wachturm über der Leichenhalle. Plötzlich klang es wie ein Schuss. Da blickte

er zum Saalflügel, setzte sein Gewehr ans Kinn und drückte ab. Seine Mütze flog hoch, er riss dabei die Arme hoch und brach zusammen. Er hatte sich erschossen. Das war in der Zeit, als die Säle noch mit Häftlingen vollgepfert waren. Dann musste ein streng bewachter Häftling den Turm reinigen. Ein neuer Posten kam.

Auch in der Zeit des „humanen Strafvollzugs“ starben immer wieder Gefangene. Der Leichenkastenwagen war noch immer mit der Aufschrift versehen: „Dass nie mehr eine Mutter ihren Sohn beweint“. Günter meinte, diese Schande könnten sie nicht tilgen. In unserem Gedächtnis wird dieser Spruch nicht verblasen. Wer seine Worte gehört hatte, stimmte ihm zu.

Das Frühjahrskulturprogramm war fällig. Mit „Komm' lieber Mai und mache [...]“ fingen wir an. Nur wenige unserer Zuhörer konnten wissen, dass dieses Lied von Mozart war. „Der Winter ist vergangen“ wurde von uns immer wieder gern dargeboten. Weismann hatte dafür einen sehr interessanten Satz ausgearbeitet. Der erste Vers wurde in der bekannten Volksweise gebracht. Für den zweiten Vers hatte er eine Solostimme in Achtel- und Sechzehntelnoten mit schnellen Läufen verarbeitet. In ihnen war das hohe C mehrfach gegeben. Günter war der Solist. Der dritte Vers „Er nahm sie sondern Trauern“ stand in krassem Gegensatz und war in sehr langsamen, schwer wirkenden Halb- und Vollnoten zu singen. Dennoch blieb in allen drei Strophen die Grundmelodie erhalten. Den Schlusschor dieser Stunde bildete Guttmanns „Du fernes Land“. Auf die Instrumentalgruppe mussten wir schon längere Zeit verzichten. „Geigenschmidt“ war entlassen. Doch in den Gottesdiensten war der Kirchenraum noch immer von gewaltigen erfüllenden Orgelklängen geprägt.

Alltag

Für die arbeitenden Häftlinge wurde eine „HO“ (Handelsorganisation der DDR) eingerichtet. Zusatzlebensmittel konnten erworben werden. Die Preise waren gepfeffert! Mit dem wenigen Geld, welches den schwer arbeitenden Häftlingen verblieb, konnten sie nur kaufen, was gerade vorhanden war. Damit hatten einige von uns ein neues Kommando als „HO-Verkäufer“ gefunden. Aber es war für alle auch gleich eine neue Hausstrafe gegeben: Einkaufssperre. Für jede Neuerung wurde sogleich eine neue Hausstrafe erfunden. Immer wieder sollte deutlich gemacht werden, dass wir uns unterzuordnen hätten und eigene Wünsche keine Aussicht auf Realisierung fänden. Obwohl wir nicht an der Produktion zur Planerfüllung beteiligt waren, gab es auch für uns den Sondereinkauf. Das Geld schickten unsere Angehörigen. Einmal wurden saure Heringe angeboten. Ich hatte eine ganze Essschüssel davon. Der Häftlingsverkäufer zischte: „Das sind Bismarckheringe, doch diese Bezeichnung ist hier nicht erwünscht“.

Im August 1955 gab es mehrfach große Artikel in der Zeitung. Die Sowjets gaben die 1945 gestohlenen Gemälde der berühmten Dresdner Galerie zurück. Ende des Krieges habe man sie in Bergwerken versteckt und verkommen gefunden. Sowjetische Restauratoren hätten sie liebevoll restauriert und der Mensch-

heit erhalten. Ein Bild Rembrandts „Selbstbildnis mit Saskia“ wurde besonders herausgestellt, die „Sixtinische Madonna“ nur erwähnt. Das war ja auch ein kirchliches Bild. In früher Jugend hatte ich die dann verschwundenen Kunstschätze Dresdens gesehen. Dabei war ich auch im Semperbau, im Zwinger gewesen. Dort befand sich die Ausstellung der Alten Meister: Dürer, Tizian, Giorgione, Vermeer und Rubens kamen mir nun in die Erinnerung. Zehn Jahre waren die Bilder verschwunden gewesen. Niemand erfuhr etwas über ihren Verbleib.

Dann kam Anfang September. Der „kriegslüsterne“ Adenauer wurde von der Sowjetunion zum einem Besuch nach Moskau eingeladen. Einzelheiten erfahren wir nicht. Doch dass er die immer noch in der UdSSR verschwundenen Kriegsgefangenen frei haben wollte, wurde berichtet. Die sowjetische Regierung erklärte, dass es keine mehr gebe. Alle wären entlassen worden. Es seien nur noch Kriegsverbrecher vorhanden. Adenauers Mission schien vergebens. Doch dann gab die Sowjetführung bekannt, dass sie, großzügig und ihrer sprichwörtlichen Humanität nachgebend, dem Wunsch nachkommen würde. Lediglich ein paar von ihnen müssten aber in deutschem Gewahrsam den Rest der ihnen auferlegten Strafe weiter verbüßen. Als wir das zu lesen bekamen, wussten wir aus unserer Erfahrung, wie hoch sowjetische Gerichte verurteilten.⁵⁰

Es dauerte gar nicht so sehr lange, da kamen die verurteilten „Kriegsgefangenen“ bei uns durchs Torhaus marschiert. Glatzköpfe in der typisch russischen Wattekleidung. Sie wirkte neu. Wahrscheinlich hatte man sie vor der „Heimfahrt“, die für sie wieder Unfreiheit bedeutete, damit neu eingekleidet. Sie wurden zunächst von uns streng isoliert. Auf dem Haus 2 Vorhof drehten sie, nunmehr in unserer Sträflingskleidung, ihre Runden. Durch unser im Bau inzwischen gut ausgebautes Informationssystem erfuhren wir doch recht bald mehr über ihr Leben in der Sowjetunion. In Arbeitslagern der Weiten Russlands waren sie gewesen. Sie kamen aus Workuta am Eismeer, aus Kasachstan und Sibirien, aus der Taiga und den Steppen. Abgesehen von den ersten Jahren ihres dortigen Daseins hatten sie relativ freier gelebt als nun im Strafvollzug der DDR.

In den Zeitungen wurden lange Listen der Heimkehrer veröffentlicht. So mancher von uns alten Bautzen-Hasen fand unter den verurteilten „Kriegsgefangenen“ plötzlich die Namen seiner früheren Gruppenleiter, die damals in der Zeit der sowjetischen Besatzungszone mit ihnen verurteilt und wegen ihrer Gefährlichkeit in die UdSSR verfrachtet worden waren. Nun war der frei und seine damaligen Kameraden, die für die Sowjets weniger gefährlich waren, saßen immer noch im „Gelben Elend“. Da gab es viele Ungereimtheiten, aber auch manchen Protest von „Altgedienten“.

Mit der Arbeit wurden auch Kinovorstellungen eingeführt. Nach dem Gottesdienst oder auch nach der Kulturstunde wurde vor den Altar eine Filmleinwand aufgespannt. Häftlinge turnten in Windeseile herum und brachten sie in die

50 Gut 750 Häftlinge wurden so als angeblich schwere Kriegsverbrecher eingestuft; für sie galt die allgemeine Amnestie nicht. Die Auswahl dieser Gruppe ist bis heute ungeklärt, befanden sich unter ihnen doch auch viele verurteilte Zivilisten.

richtige Stellung. Der Vorführapparat fand Platz vor der Kirchenorgel. Ein rot-nasiger älterer Wachtmeister war zum Fimvorführer avanciert. Der erste Film hieß: „Anton Iwanowitsch ärgert sich“. Es war eine primitive Darstellung über einen russischen Familienvater. Da war die DDR-Wochenschau der DEFA „Der Augenzeuge“ schon interessanter. „Sehen Sie selbst, hören Sie selbst, urteilen Sie selbst“, lautete das Motto. Über die Erfolge der DDR-Entwicklung, den Aufbau der Städte, die Entwicklung in Betrieben wurde berichtet. Überall waren nur fröhliche Menschen zu sehen: Menschen, die ihrem Präsidenten Wilhelm Pieck und dem ZK-Sekretär Walter Ulbricht zujubelten, marschierende blumenschwenkende Menschenmassen mit Parolen auf breiten Transparenten, Uniformen und Ordensverleihung, in den Geschäften eine Fülle von Warenangeboten und immer wieder die Forderung nach mehr Leistung zur Lebensverbesserung. Der Westen wurde in düsteren Bildern dargeboten: Knüppelnde Polizisten bei den vielen Demonstrationen, herumlungernde Obdachlose in abgetragener Kleidung, dann eine Gegenüberstellung von fetten Konzernbossen und Bilder von amerikanischer Aufrüstung zur Kriegsvorbereitung. Über die große friedliebende Sowjetunion erfuhren wir nur die Schokoladenseiten. Der Wochenschausprecher kam mir manchmal vor, als wäre ein ehemaliger Kriegsberichterstatte der NS-Zeit am Werk.

Nach der ersten Vorstellung meinte einer: „Bei den Russen gab es vor der Übergabe an die VOPO auch mal Kino. Da hat Marika Rökk getanzt und gesungen ‚In der Nacht ist der Mensch nicht gern alleine‘.“

Später wurden andere Filme vorgeführt. Oft waren es historische Themen. „Peter der Große“ kam zu uns. Die Handlung war aber ganz dialektisch sowjetisiert. Das war doch erkennbar. In den Filmen wurde immer wieder die Knechtung der russischen Bauern und Besitzlosen den prunksüchtigen Bojaren (russ. Adligen) gegenübergestellt, bis sich ein Revolutionär erhob, der dann doch in sibirischen Lagern verschwand. Am Ende stand aber immer der Sieg des Fortschritts in Gestalt der revolutionären Gedanken.

Für uns gab es auch immer wieder einmal Befragungen durch das MfS, „Durchleuchtung“ von uns genannt. Was wir gelernt hätten, womit wir uns beschäftigten, was wir über unsere Straftat und den Sozialismus dächten, was wir lesen würden und viele ähnliche Fragen. Früher war unser damaliger Akkordeon-Virtuose Hans auch gefragt worden, was er in der Zeitung lese? Er hatte gesagt: „Das Rundfunkprogramm und den Wetterbericht.“ Daraufhin hatten sie ihn rausgeschmissen. Trotzdem war er bei der nächsten Entlassung dabei gewesen. Sogar aus dem Karzer hatten sie einen zur Entlassung holen müssen. Für uns ein Zeichen, wie gering der Einfluss der Bautzner VOPO-Verwaltung war. Diese gaben sich in der letzten Zeit aufgeschlossener, seit die „Russland-Heimkehrer“ in Bautzen gelandet waren. „Knüppel-Meier“ gab sich wohlwollender. Er kannte zuviele von uns, wir kannten ihn und wussten, wie wandelbar er in seinem Verhalten uns gegenüber sein konnte: Zuckerbrot und Peitsche! Die gesamte VOPO-Bewachung war inzwischen linientreu und ideologisch ausgerichtet.

Wieviele Menschen hatte ich in all den Jahren hier hinter Mauern, elektrischem Stacheldraht und Gittern getroffen, welche Schicksale und Lebenswege geteilt? Manchmal hätte ich sarkastische Antworten finden können, wenn es nicht so traurig gewesen wäre. Und auf manchen hatte hier der Tod gelauert. Viele trugen eine lebenslängliche Schädigung ihrer Gesundheit davon.

Einen traf ich, der aus Jux ein Gedicht verfasst hatte: „Es ist noch Licht im Kreml, Stalin sitzt auf einem Schemel. Ja einer sitzt, ja einer spinnt.“ Das erfüllte den Tatbestand „Antisowjetische Hetze und Propaganda“. Dafür gab es von einem SMT „die Norm“ von 25 Jahren. Ein anderer hatte in Verunglimpfung eines bekannten Schlagers gesungen: „Wenn bei Capri die rote Flotte im Meer versinkt“. Das war „Kriegshetze und Verächtlichmachen der Sowjetunion“. Das Urteil eines SMT dafür: 25 Jahre. Dann gab es die Autonummern-Spione, oft Gymnasiasten. Sie schrieben sich die Kennzeichen der sowjetischen Militärfahrzeuge auf, die an bestimmten Tagen durch ihre Stadt oder ihr Dorf fuhren. Mit einer unsichtbaren Tinte wurde das Ergebnis auf die Rückseite eines Privatbriefes geschrieben und dieser an eine Privatanschrift in den Westen geschickt. Aus der Anrede konnte man dort die Lösung für die unsichtbare Rückseite finden. Kamen solche Mitteilungen aus möglichst vielen Bereichen der sowjetischen Besatzungszone, konnte man am Kartentisch in alliierten Dienststellen schnell die Verlegung von Truppen der Sowjets feststellen und ihre Transportwege verfolgen. Wurde ein solcher „Briefeschreiber-Spion“ gefasst, so wurden ihm oft noch andere Verbrechen gegen die friedliebende Sowjetunion angelastet. Wenn er Pech hatte, verurteilte ihn das SMT zu zwei oder drei mal 25 Jahren. Einer war bei der sowjetischen Besatzungsmacht beschäftigt. Aus einem Lebensmitteldepot hatte er zehn Konserven für seine hungernde Familie mitgenommen. Daraus folgte für ihn das SMT-Urteil: Für jede Konserve ein Jahr, also zehn Jahre. Das sei sehr gnädig, hatte man ihm gesagt, viel lieber hätte man ihn für den Depotdiebstahl deportieren wollen.

Es gab auch eine Reihe von Wismutarbeitern. Bei ihnen hatte es genügt, im Briefverkehr mit im Westen wohnender Verwandtschaft etwas über die Arbeit im Bergbau zu schreiben. Das war auf jeden Fall Spionage für die Amerikaner, Engländer oder Franzosen. Standardurteil des SMT: 25 Jahre. Es gab einen weiteren, der in Berlin in der jugoslawischen Militärvertretung gearbeitet hatte. Als die Sowjetunion mit Tito brach, hatte er daran Kritik geübt. SMT-Urteil: 25 Jahre. Als die UdSSR-Führung Jahre später ihre damalige Maßnahme als Fehler erkannte, wurde er trotzdem nicht entlassen! Für die Verteilung von Flugblättern: SMT-Urteil über 25 Jahre.

Dann gab es noch das „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“. Das mussten doch eigentlich wirklich große Verbrecher sein! War es immer so? Bei vielen ehemaligen Bauern hatte es genügt, während der Kriegsjahre, etwa ab 1942, einen der vielen „Ostarbeiter“ auf dem Hof zu beschäftigen. Dabei war es gleich, ob es sich etwa um Polen oder um Mädchen und Frauen aus der Ukraine oder sonstigen Gebieten der besetzten Sowjetunion gehandelt hatte. Es war völlig egal, ob der Bauer seine „Ostarbeiter“ entgegen den nationalsozialistischen Beschäftigungsbestimmungen gut behandelt hatte oder gar unter Inkaufnahme

eigener Repressalien Briefe in ihre Heimat schmuggelte oder Verbindungen zwischen getrennten Familienangehörigen duldete. Er war „Verbrecher gegen die Menschlichkeit“. SMT-Urteil: 25 Jahre.⁵¹

Der sowjetische Straf-Kodex beinhaltete in seinen Bestimmungen eine unübersehbare Bandbreite. Seine Paragraphen nannten wir „Gummi-Paragraphen“. Mit ihnen konnte man jeden missliebigen Bürger belangen und für Jahre aus dem Verkehr ziehen, ihn „ausschalten!“ Die Verfassung der DDR ließ eine ähnliche Handhabung zu. Der Artikel 6⁵² wurde von der DDR ähnlich wie der Artikel 58 von den Sowjetischen Militärtribunalen zur Aburteilung politisch missliebiger Personen genutzt!

Wieder ein Monatsbrief von Mutter. Immer noch waren nur die 15 Zeilen erlaubt. Karlemann habe geschrieben, sehr ausführlich, teilte sie mit. Ich hatte oft an ihn gedacht und mit Günter über unsere Zeit mit den tapferen Waldheimern gesprochen.

Die Reste von Kirchenchor und Jugendchor wurden zusammengefasst. Auf dem Ostflügel fanden wir neues Quartier. Siegfried Rau übernahm die Leitung. Veränderungen im Sanitätswesen ergaben sich. Größere Operationen wurden in Leipzig-Meusdorf im sogenannten Haftkrankenhaus durchgeführt. Häftlings-
arzthelfer wechselten von uns dorthin. Auch mein Arzthelferkamerad Egon Röhnspies ging weg.

Da wurden plötzlich alle entlassen, die vor einiger Zeit als verurteilte Kriegsgefangene aus der Sowjetunion zu uns gekommen waren. Und wir blieben immer noch da. Der Restchor wurde aufgelöst. Arbeitskräfte wurden gebraucht. Günter und ich wollten zusammenbleiben. Zuviel Zeit hatten wir gemeinsam hier verbracht, waren Freunde geworden. Wir hatten auch abgesprochen, dass derjenige, der von uns zuerst frei kam, Verbindung zum jeweiligen Elternhaus aufnehmen würde. So meldeten wir uns als „Stoffträger“ zum VEB-Kleidermacher. An das Fließband wollten wir auf keinen Fall. Als Stoffträger blieb uns etwas mehr Freiraum.

Unsere Unterkunft war nun im Saal 2. Dort war Albert von West 2 Saalältester geworden. Wie groß uns der Saal doch vorkam, dachte man an die Zeit zurück, als hier noch bis zu vierhundert zum Skelett abgemagerte Gestalten in den KZ-Holzpritschen „gelagert“ wurden. Jetzt standen in der Mitte zu einer Tafel gestellte Tische mit Sitzbänken.

Wir waren drei Stoffträger. Ein Schwabe namens Alfred Geeb, Günter und ich. Unsere Aufgabe bestand darin, bei Anlieferung von Stoffen diese vom Hof fünf Etagen hoch auf den Boden zu schleppen und zu lagern. Bei Bedarf in der Schneiderei trugen wir sie herunter. Dadurch fanden wir Einblick in die Werkstatt und sahen, unter welchen Bedingungen gearbeitet werden musste. Drei

51 Diese Urteile werden – bei der Beschäftigung von „Ostarbeitern“ – auch heute noch nur selten aufgehoben. Zumeist liegen schriftliche Beschuldigungen und Zeugenaussagen vor, die nur schwer im nachhinein widerlegt werden können. Entlastende Zeugenaussagen sind kaum mehr zu beschaffen.

52 Mit diesem Artikel, der vor dem 1. Strafrechtsänderungsgesetz von 1957 sehr häufig zu Verurteilungen herangezogen wurde, konnte Kritik an Verhältnissen in der DDR als Boykott-
hetze und damit als Verbrechenstatbestand gewertet werden.

Maschinenbänder waren aufgestellt. Jeder Häftling war für das Anbringen eines bestimmten Teiles zuständig, so dass vorn ein fertiges Anzugteil herauskam. Es waren nicht die neuesten Nähmaschinen. Daher kam der Betrieb oft in Verzug. Die Häftlinge hatten dann eine Atempause, doch den Vorarbeitern vom VEB gefiel das nicht. Sie fürchteten um ihre Normerfüllung. Es fehlte nur noch, dass sich die Häftlinge verpflichten sollten, „zu Ehren der Partei“ ihre Norm selbst zu erhöhen. Hatten wir keine Stoffballen zu tragen, so fanden wir einen Arbeitsplatz unter der Turmuhr, wo die aus den Holzkisten gezogenen, oft rostigen Nägel zur Wiederverwendung gerade geklopft wurden. Im Sozialismus durfte ja nichts verkommen, außer den „Staatsfeinden“. Mit Geeb sprachen wir nicht viel. Er war vor Jahren hier in Bautzen gewesen, kam dann nach Waldheim und war nun wieder hier. Sein Ruf war zweifelhaft. Günter und ich wollten nichts riskieren. Manchmal standen wir vor dem Eingang am Osthof und warteten auf den Lastwagen, der neue Stoffballen bringen sollte. Dann rauchten wir eine Zigarette, der Effektenkammer-Häftling schaute uns manchmal zu. Er hatte uns oft im Chor gesehen und bei der großen Amnestie 1954 waren wir ihm als Helfer zugeteilt gewesen. Auch Egon Werner kam mal vorbei. „Was liegt an?“ fragte er. Nichts von Bedeutung, war die Antwort. Da kam sein ständiger Satz: „Na, da muss ich mich aber sehr wundern.“ Den hatte er also seit 1950 beibehalten.

Im März wurde Kempfi, Walter Kempowski, entlassen. Sein Bruder Robert durfte nicht mit ihm gehen. Zwei Brüder mit gleichem Verhaftungsgrund, mit gleichem Urteil und doch nicht zur gleichen Zeit entlassen. Was es in der DDR nicht alles an Merkwürdigkeiten gab.

Im Saal lebten wir uns schnell ein. Der Auslauf war hier viel größer als in der Zelle. Mit Albert, dem Saalältesten, kamen wir gut aus. Der Meinungs austausch mit Kameraden war hier viel eher möglich. Ab und zu wurde einer entlassen. Große Entlassungen gab es nicht mehr. Nur noch ganz kleine Grüppchen gingen weg. Schon früher hatte es auch DDR-Amnestien gegeben. In der Zeitung stand dann: „Alle, die bis zu drei Jahren usw.“ Da konnten wir mit unseren damaligen Haftstrafen nur resignierend den Kopf schütteln.

Durchhalten

Arbeit, Verpflegung, Monatsbriefe, Gesundheit, soweit wie möglich, erhalten und durchhalten: das war wichtig. Keine Hausstrafen einfangen und trotzdem den eigenen Willen behalten, was wollten wir mehr?

Beim Besuch sagte Mutter, Karlemann schreibe oft und habe auch ein Paket geschickt. Andere Pakete erhalte ich auch noch. Meine monatlichen Lebensmittelpakete waren immer noch mit West-Inhalt gefüllt.

Singen konnten Günter und ich jetzt nur noch im Gottesdienst, den wir zu jeder Gelegenheit wahrnahmen. Auf unserem Arbeitsboden trällerten wir natürlich auch schon vor uns hin.

Plötzlich erfuhren wir, dass Siegfried Rau entlassen worden war. Sigi war noch kurz vor Auflösung des Chores zu mir gekommen, hatte ein Notenblatt bei sich und fragte, ob wir dies nicht mal probieren wollten. Er hatte „Harre meine Seele, harre des Herrn“ vierstimmig komponiert. Zwei Stimmlagen konnten wir probieren. Es hatte gut geklungen. Nun war auch er in der Freiheit. Siegfried war vier Jahre jünger als ich. Sie hatten ihn also sehr jung abgeholt. Er wollte Diakon und Kantor werden.

Von meinen Bautzen-Meißnern waren Günter Nickol, Karl Kirsten, Gustav Förster, mein Onkel Hugo Schwarz, Otto Grabs und Dr. Voigt weg. Den Volkspolizisten Weigel, der mit mir in der Jugend Handballspieler war, hatte ich nie wieder gesehen.

Ich war in all den Jahren vielen Menschen begegnet. Außer den von mir schon genannten waren da noch Hilmar Cyranski (ein Thüringer), Bernhard Sinkwitz (ein Sachse), Gotthold Böhm (ein Sachse), Siegfried Ihle, Alfred Grunow, Bernhard Kühn; Rudi Weber stammte auch aus Meißen. Joachim Saenger, Klaus Schikore, Wolfgang Große, Eduard Zimmermann, und viele andere noch vom Jugendchor, ganz abgesehen von hunderten Häftlingen, denen man irgendwo begegnet war, oder jenen, die uns im Jugendchor und später in der Kulturgruppe gesehen und gehört hatten. Da war zudem Günter Bruschwitz aus der Meißner Marktstraße oder auch Hermann Flade⁵³ aus dem Erzgebirge.

Seit Juli war die Zeitung voller Artikel über das in der Bundesrepublik bevorstehende Verbot der Kommunistischen Partei Deutschlands. Max Reimann wurde als einziger Retter der Demokratie und des Friedens gefeiert. Die Revanchisten und Militaristen Westdeutschlands wären Kriegshetzer, die den anderen Völkern nur Verderben und Untergang bringen könnten. Manchmal tauchten auch Namen von SED-Mitgliedern auf, die uns schon früher in der Zeitung begegnet waren. Da war dann plötzlich von Abweichlern die Rede, die den Hetzparolen der „Schumacher-Agenten“ erlegen waren. Die von uns „Irrläufer“ genannten kamen oft zu uns. Politische Witze wurden ihnen als „staatsfeindliche Hetze“ zum Verhängnis. West-Fernsehen und Meinungs-austausch mit anderen DDR-Bürgern wurde als „Verleumdung“ der Errungenschaften des Sozialismus verurteilt. Mancher hatte dabei auch mit keinem darüber gesprochen, doch war sein Kind in der Schule aufgefordert worden, einmal eine Fernsehuhre zu zeichnen. Die Nachrichtenuhr im Fernsehfunk der DDR sah etwas anders aus als die im Westfernsehen. Günter und ich wussten noch gar nicht, was Fernsehen war. Wir konnten es uns nun erklären lassen.

53 Hermann Flade (1932–1980) war 1951 von einem DDR-Gericht zum Tode verurteilt, danach auf weltweiten Protest zu 15 Jahren Haft begnadigt worden. Er wurde 1960 aus der Haft entlassen. Vgl. Hermann Flade, *Deutsche gegen Deutsche. Erlebnisbericht aus dem sowjetzonalen Zuchthaus*, Freiburg 1963.

Geschafft!

In den ersten Augusttagen kam mein Monatsbrief. Mutter teilte mir mit, dass sie für den 16. August eine Besuchsgenehmigung erhalten habe. Bis dahin konnten wir ja noch eine Menge der großen schweren Stoffballen die gut 140 Stufen auf den Boden hinauf schleppen. Doch war mit diesem Wissen auf das Wiedersehen schon Vorfreude gegeben.

Am 14. August standen wir schon am frühen Morgen unter der Turmuhr und klopften Nägel. Ich musste einmal zur Toilette und ging hinunter zum Saal. Da kam Albert angerannt, hatte einen kleinen Zettel in der Hand. „Heinisch, schnell, alle Sachen packen, Du wirst entlassen!“ Ich starrte ihn an, die Knie drohten mir wegzusacken. „Ich?“ „Ja, Du!“ „Mensch, Albert, ich glaube es nicht.“ „Doch los, beeil Dich! Wo ist Schmarbeck?“ fragte er. „Wird der auch entlassen?“ „Ja!“ „Er ist oben.“ Albert wollte zu ihm. Ich hielt ihn am Ärmel fest. „Ich gehe zu ihm, ich hole ihn, Albert!“ „Aber beeile Dich, der Wachtmeister wartet schon.“ So stürzte ich die Treppen hinauf. „Günter! Ich werde entlassen!“ schrie ich ihm entgegen. Er wurde bleich, wir lagen uns in den Armen und Tränen flossen über sein Gesicht. Ich schaute ihn an und sagte: „Günter, ich gehe nicht allein, ich nehme Dich mit! Du wirst auch entlassen.“ „Nein!“ „Ja doch, komm‘, es muss schnell gehen! Also raus.“ So schnell war wohl kaum jemand Gefängnistreppen hinuntergerast, wie wir es taten. Alfred Geeb blieb zurück.

Albert stand schon wartend da. Los, los, nun macht schon, dass ihr wegkommt! Viel hatten wir nicht zu packen. Essschüssel, Löffel, Zahnbürste, Seife und Handtuch. Unsere Paketreste verschenkten wir an um uns stehende Kameraden, obwohl wir der Sache noch misstrauisch begegneten. Zu viele Enttäuschungen hatten wir erlebt. An der Tür erwartete uns ein VOPO. „Sie haben wohl keine Lust, das dauerte ja eine Ewigkeit!“ „Wir waren doch in der Produktion, Herr Wachtmeister“. Er brummte etwas. Dann ging es in den Ostflügel-Zellenbau. Dort waren schon seit einiger Zeit ein paar Zellen als Entlassungszellen reserviert worden. Kalfaktoren standen herum und grinsten. „Mensch, Ihr haut ab!“ „Ratsch, ratsch“, Zelle auf. Wir wurden auch jetzt nicht getrennt und blieben zusammen. Waren wir aufgeregt und nervös, unruhig und in Gedankensprünge vertieft. „Ratsch, ratsch“. Da gab es einige Zigaretten und Feuer für uns. Was sonst streng verboten war, durften wir: in der Zelle rauchen. Wir hörten, dass auch Nachbarzellen mit „ratsch, ratsch“ aufgeschlossen wurden. Es kamen also noch andere Kameraden dazu. Vom Zellenfenster aus konnten wir zu einem Teil der Verwaltung blicken. Da erschien am Fenster der Meißner Buchhalter. Er erkannte mich und lachte. Ich zeigte mit dem Finger auf Günter und mich und winkte dann nach draußen. Er nickte, hob drei Finger und kreuzte die Hände zu einem X. Das bedeutete drei Tage noch. Wir qualmten eine Zigarette nach der anderen weg. Immer wieder warfen wir die Blechklappe an der Tür. „Ratsch, ratsch“, „Herr Wachtmeister, dürfen wir um Feuer bitten?“ „Seien Sie doch nicht so nervös!“ Doch er gab uns Feuer. Günter wandelte Rilkes „Cornett“ um. Nicht mehr „Reiten, reiten, reiten“, sondern „Paffen, paffen, paffen.“ Sensenmann nannte er mich. Diesen Namen für mich hatte er

seit der Hungerzeit lange nicht mehr gebraucht. Wir verlebten eine unruhige Nacht. Ich rechnete meine Zeit aus, die ich hinter Gittern verlebt hatte. Bald sieben Jahre waren es, siebenmal 365 Tage, das bedeuteten knapp 2 500 Tage hinter Gittern, unglaublich! Fünf- bis sechsmal sooft hatte ich das „Ratsch, ratsch“ gehört. Es hatte eigentlich in der Zeit ein Schaltjahr gegeben. So kam noch ein Tag dazu, auf den es aber nun wirklich nicht ankam.

Am 15. kam der Etagenfriseur: Rasieren. Viel war bei uns nicht abzunehmen. Hofgang gab es nicht. Die Verpflegung war wie immer. Da hätten wir uns doch eine Kleinigkeit der Paketreste mitnehmen sollen. Es würde ja doch bald anders sein. Am Nachmittag ging es noch einmal zum Duschraum. „Paddelhand“ lief uns über den Weg. Er war immer noch da, trotz seiner langjährigen Tätigkeit als Häftlingslagerältester. So richtig durchschaubar war er für uns nie. Manchmal konnte man das Gefühl haben, dass selbst einige VOPOs vor ihm verstummten. Trotzdem, seitdem wir im Jugendchor waren und auch mit ihm in der Volleyball-Lagerauswahl gespielt hatten, begegnete er uns stets mit einem freundlichen Wort. So auch jetzt, wenn auch etwas banal: „Ich wünsche Euch eine gute Zukunft“. Wer wünschte uns dies jetzt nicht? Am Nachmittag sprachen wir noch einmal über unsere gemeinsame Zeit. Von 1950 an hatten wir uns gefunden. Über alle Jahre war es nur kurz gelungen, uns zu trennen. Lyrik und Musik hatten uns am Leben gehalten. Echte Zuneigung hatte eine tiefe Freundschaft entstehen lassen. Was uns verband, konnte uns keiner nehmen. Und nun, nun sollten wir sogar gemeinsam diesen schrecklichen Bau verlassen. Das war sicher ein wohlmeinendes Schicksal gewesen. Als die Mittagsuppe kam, sagte der Kalfaktor: „Morgen geht Ihr.“ Morgen, das war der 16. August 1956.

„Mensch, Sensenmann“, rief Günter, „morgen hast Du doch Besuchstag!“ In all der Aufregung hatte ich gar nicht mehr daran gedacht. Mutter konnte mich mitnehmen und hatte davon keine Ahnung. Nun wuchs die Spannung noch mehr in mir. Acht Kameraden waren wir. Eine offizielle Zählung beim Nachtschluss erfolgte nicht. Nach dem „Ratsch, ratsch“ schaute der VOPO nur, ob wir zwei noch da waren. Dann begann wieder eine unruhige Nacht.

Der 16. August 1956. Es war soweit. Gleich nach dem Morgenkaffee ging es „ratsch, ratsch“. Raustreten. Essschüssel und Löffel bleiben hier. Über den Osthof ging es zur Effektenkammer. Zwei durften immer rein. Ein Wachtmeister fragte nach unseren Namen, verglich sie auf einem Zettel. Der Effektenkammer-Häftling fragte vorschriftsmäßig: „Haben Sie gearbeitet?“ Spontan kam unsere Antwort: „Ja, beim VEB-Kleidermacher Dresden.“ Dabei waren wir nur kurze Zeit tätig gewesen. Mit den Augen wurde Maß genommen, dann probierten wir zwei oder drei neue Anzüge an. Ich entschied mich für einen und erhielt Unterwäsche, Strümpfe und Schuhe dazu. Wir erkannten uns kaum wieder. Eine Ewigkeit hatten wir nicht so ausgeschaut. Ich fragte nach den eingezogenen Briefen von Mutter und Ruth. Die waren nicht mehr da. Doch das Foto mit dem Stempel „17.6.1953“ erhielt ich zurück. Als alle abgefertigt waren, sollte es zurückgehen. Aus den Saalfenstern schauten vertraut gewordene Kameraden.

Sie riefen und winkten, freuten sich für uns. Obwohl es verboten war, winkten wir zurück. Was sollte uns schon noch passieren?

Es ging durch den Verwaltungsflur. Alle waren zur gleichen Zeit im Zimmer. Das hatte es früher nie gegeben. Wer war da? Knüppel-Meier! Er war von Offizieren umgeben und strahlte uns an, als wäre er alle Jahre ein Freund für uns gewesen. Kurze Einleitung: „Ich darf Ihnen mitteilen, dass die Deutsche Demokratische Republik Ihnen die Freiheit gewährt. Der demokratische Staat ist so gefestigt, dass der Staatspräsident für Sie bedingte Strafaussetzung verfügt hat. Zeigen Sie sich dieser Großzügigkeit und Gnade würdig. Arbeiten Sie nun als gleichberechtigte Staatsbürger mit an der Erhaltung des Friedens und am Aufbau.“ Knüppel-Meier sprach diese Worte voller Überzeugung. Die um ihn stehenden Offiziere nickten. Es fehlte nur noch das Beifallklatschen. In den Kinovorstellungen der letzten Monate hatten wir oft gesehen, dass sich die Redner selbst Beifall spendeten.

Nun erfolgte ein namentlicher Aufruf. Jeder musste ein gedrucktes und mit Schreibmaschinenschrift ergänztes Formular unterschreiben. Als ich an der Reihe war, klingelte das Telefon. Knüppel-Meier hob ab. Dann legte er auf, schaute mich an und sagte: „Heinisch, wissen Sie, wer hier ist?“ Ich: „Ja, Herr Kommissar, meine Mutter.“ „Woher wollen Sie das wissen?“ „Ach, Herr Kommissar. Sie haben immer geglaubt, uns zu kennen und alles zu wissen. Wer so lange hier gewesen ist, wie wir es waren, der hat eben doch noch Geheimnisse bewahrt.“ Er sagte nichts und ich unterschrieb. Zwei Jahre Bewährung stand da und ganz dick gedruckt „Wilhelm Pieck, Staatspräsident“. Seine Anordnung war am 7. August 1956 ergangen. Für den Weg von Berlin nach Bautzen hatte der Amtsschimmel immerhin doch noch zehn Tage benötigt.

Einer von uns hatte als Entlassungsziel eine Stadt in der Bundesrepublik angegeben. Er wurde noch bearbeitet. Was er im Westen wolle? Da erwarte ihn nur Hunger und Arbeitslosigkeit. Zur dortigen Wehrmacht würde er gleich müssen! Hier aber stünden ihm alle Möglichkeiten offen. Er könne studieren. Man würde ihm eine beruflich gesicherte Existenz zusichern! Eine schöne Wohnung erwarte ihn usw. Doch der Bearbeitete blieb hart. Es war nichts zu machen!

Das Formular kam in eine Mappe, die Knüppel-Meier in seinen Schreibtisch legte. Einen Entlassungsschein erhielten wir nicht. Der Wachtmeister neben der Tür bekam einen von Meier unterschriebenen Zettel. Dann mussten wir uns im Flur in Zweierreihen aufstellen. Hinaus aus dem Kreuzbauportal, die Seufzertreppe hinunter, die ich vor so langen Jahren hinauf geführt worden war. Draußen war strahlend blauer Himmel. Ein kurzer Halt. Günter und ich blickten noch einmal hinauf zu der uns überragenden Anstaltskirche, fassten uns an der Hand und schauten uns vielsagend in die Augen. Vor uns lagen die Stacheldrahtzone, die mächtige Mauer und dann das Torhaus.

Dort gab es noch einmal eine genaue Personenkontrolle, damit sich nicht doch nicht ein Flüchtling unter uns befand. Dann übernahm uns ein Hauptwachtmeister und das große schwere Tor zur Freiheit öffnete sich. Der Weg führte nach links die Mauer entlang, jetzt von der Außenseite. „Nicht zurück-

schauen“, sagte der dicke Willi, „das gibt nur Unglück.“ Auf halbem Wege rechts eine Steinbaracke. Eine Frau schaute aus einem der Fenster und winkte mit einem Tuch. „Mutter!“ Ich baute mich vorm Hauptwachtmeister ordentlich auf und sagte: „Herr Hauptwachtmeister, dort ist meine Mutter. Ich werde doch entlassen. Lassen Sie mich bitte über die Straße zu ihr laufen und ihr die Hand drücken.“ „Noch sind Sie nicht entlassen! Kommt nicht in die Tüte“, raunte er. Im gleichen Augenblick kam ein Volkspolizei-Oberrat. Ich trat zu ihm und brachte meine Bitte erneut vor. Er blickte zur Baracke und sagte: „Gehen Sie.“ Ich stürzte hinüber, es waren kurze bewegende Sekunden, dann musste ich zurück.

In einem der Gebäude vor der Osthof-Mauer wurden wir erwartet. Ich erhielt 21,78 DDR-Mark Arbeitslohn und endlich den Entlassungsschein. Mit zitternden Händen nahm ich ihn entgegen.

Draußen wartete ein kleines VOPO-Kommando mit einem Lastwagen. Wir sollten zum Bahnhof gebracht werden. Als ich mit meiner Mutter aufsteigen wollte, wurde mir dies verwehrt. „Eine Frau dürfen wir nicht mitnehmen. Sie müssen zu Fuß gehen!“ Da polterte der dicke Willi richtig los: „Dann gehen wir eben alle zu Fuß, wenn Frau Heinisch nicht mitfahren darf!“ Die anderen Kameraden riefen so laut, sie konnten: „Ja, Frau Heinisch, das machen wir!“ Daraufhin durfte meine Mutter doch mitfahren. Während der kurzen Fahrt zum Bahnhof schaute mich meine Mutter unentwegt an, umklammerte meine Hand und legte meinen Arm um ihre Schulter.

Wir kamen als fröhliche Gruppe in die Bahnhofsgaststätte und hatten noch Zeit bis zur Abfahrt des Zuges Richtung Heimat. Der Wirt schien solche Grüppchen neu eingekleideter Menschen zu kennen. Er baute uns gleich zwei Tische in der Mitte des Raumes zusammen. An der Fensterseite, zu den Bahnsteigen hin, saßen viele Frauen verschiedener Altersgruppen. Wenn sie sprachen, klang es für uns ungewöhnlich hoch. Wir waren solcher Stimmlagen zu lange entwöhnt gewesen. Viele schienen sich untereinander zu kennen. Meine Mutter hatte ihnen gesagt, dass sie mich heute mitnehmen könne. Man habe sie aus dem Warteraum der Besucherbaracke herausgerufen. Dort habe man sie gefragt, zu wem sie heute wolle. „Zu meinem Sohn“. „Den können sie heute nicht besuchen!“ Dann eine Pause und endlich: „Der wird entlassen.“ Das hatte sie den anderen Frauen dann freudestrahlend mitgeteilt. Der Wirt brachte eine Runde „Radeberger Pilsner“. „Das schenke ich Ihnen“, sagte er. Dann begann eine große Befragung durch die Frauen. „Kennen Sie meinen Sohn, meinen Mann, meinen Bruder? Was macht er? Wann haben Sie ihn zuletzt gesehen usw.?“ In einigen Fällen konnten wir Auskunft geben, in anderen Fällen nicht.

Ich ging mit meiner Mutter kurz in die Bahnhofsvorhalle zum Blumenstand. „Einen großen Strauß bitte“. Die junge Verkäuferin blickte mich an. „Ach, kommen Sie von da?“ Ich sagte: „Ja, ich komme von da.“ Da schenkte sie mir die Blumen.

Wir acht Mann hatten zwei oder drei Biere getrunken. Da sagte der dicke Willi: „Günter und Günter, nun singt noch mal etwas für uns.“ Das Lied „Wenn

ich ein Vöglein wär und auch zwei Flügel hätt, flög ich zu dir“ trieb vielen der Frauen Tränen in den Augen, uns auch.

Dann kam „unser“ Zug. Ein ganzes Abteil fanden wir für uns. Es gab Gelegenheit für Information an meine Mutter darüber, wer wer war und woher wir uns kannten. Alle hatten Günter und mich im Chor gehört. Dann ging die Tür auf. Ausweis- und Fahrkartenkontrolle. Wir zeigten den Entlassungsschein. „In Dresden umsteigen,“ sagte der Kontrolleur zu mir. Dresden-Neustadt war der Umsteigebahnhof nach Meißen. Nun hieß es Abschied nehmen von den Kameraden, vor allem aber von Günter, der meinen Weg von 1950 bis jetzt begleitet hatte, der mich in mancher Betrübniß getröstet und wieder aufgebaut hatte. Er musste nach Schwerin. Auch dort wartete eine Mutter seit Jahren auf seine Rückkehr. Mit Tränen in den Augen und ganz, ganz fester Umarmung trennten wir uns. Ein Kuss, nach russischer Art, dann war es soweit. Günter rief aus dem fahrenden Zug: „Wir sehen uns wieder!“ Ganz bestimmt, rief ich zurück. Dann war er weg.

Wir hatten noch Aufenthalt. Am HO-Kiosk verzehrte ich sechs Bockwürste hintereinander. Die Verkäuferin riss die Augen auf. Wir hatten ja keine „Marschverpflegung“ bekommen. Mittagszeit war schon lange vorbei. Dann tönte es aus dem Lautsprecher: „Der Vorortzug nach Meißen hat Einfahrt.“

Auf der letzten Strecke hielt Mutter immer noch meine Hand fest, umklammerte sie. Bekannte Ortsnamen flogen vorbei: Radebeul, Coswig. Es war ein sogenannter Durchgeher, der nur in Radebeul hielt und in Meißen. Alles war mir vertraut. Ich sah das liebliche Elbtal, linker Hand die auf Anhöhen stehenden Wälder, rechter Hand fuhr ich an den Weinbergen der Sächsischen Weinstraße vorbei. Meine Heimatstadt mit all ihren winkligen Gassen, den mittelalterlichen Häusern und Plätzen kam mir in den Sinn. Wie würde es sein? Vater, Bruder, Schwester, Onkel und Tanten, Freunde und frühere Freundinnen. Wie würde es sein? Viel blieb nicht, dann fuhren wir ein. Auf dem Bahnsteig blieb ich stehen und las mehrfach nach: Meißen – Meißen – Meißen.

Zu Hause

Als wir in die Bahnhofshalle kamen, dröhnte mir aus Lautsprechern entgegen: „Bau’ auf, bau’ auf, bau’ auf, bau’ auf! Freie Deutsche Jugend heraus.“ Zackig, so wie wir in unserer Jugend gesungen hatte: „Vorwärts, vorwärts schmettern die hellen Fanfaren.“ War ich frei? Ich war daheim.

Über den Fußgängerteil der Eisenbahnbrücke führte der Weg in die Altstadt. Ich hätte ihn mit verbundenen Augen gefunden, so vertraut war er mir noch. Als wir in der Neugasse beim Fleischer Ring um die Ecke bogen, sahen wir, dass sich mein Vater aus dem Fenster hinausgelehnt hatte. Er hatte auf Mutter gewartet, die um diese Uhrzeit immer von Besuchen aus Bautzen zurückkam. Er sah mich, sein Blick erstarrte, wirkte fassungslos, dann winkte er spontan. Oben Umarmung und ein Blick in die Augen. Ich hatte meinen Vater in seinem

ganzen Leben nur zweimal weinend erlebt, doch jetzt kamen ihm die Tränen. „Mein Junge, mein Junge.“

Zunächst saßen wir uns schweigend gegenüber. Dann erzählte Mutter von ihrem Glück, mich heute zurückbringen zu können. Auf meine vergangene Zeit wurde ich in taktvoller Zurückhaltung noch nicht angesprochen. Zur Feier des Tages tranken wir eine Flasche Meißner Obstwein. Mutter sagte, sie würde immer Äpfel oder anderes verfügbares Obst in die Weinhandlung Beegen bringen, das würde dort zu Wein verarbeitet. Zucker müsste man dazu auch abgeben. „Schnapsbeegen“ war mir ein Begriff. Die hatten früher zu den „oberen Zehntausend“ gehört und eine riesige Villa hoch über der Stadt auf dem Plossen besessen. Doch das ganze Villenviertel war nach der Befreiung durch die Sowjets geräumt und für Jahre mit einem Bretterzaun umgeben worden. Mutter war mit der jungen Frau Beegen bekannt. Deren Vater wäre auch in Bautzen gewesen. Es war also ein Meißner, den ich dort nicht getroffen hatte.

Für das erste Abendessen daheim hatte Mutter „Westware“. Da kam ich auf die „West-Pakete“ für mich zu sprechen. Sie erzählte, eines Tages hätte sie von einer ihr unbekanntem Familie aus der Bundesrepublik ein Paket erhalten. Dabei wäre deutlich geworden, dass dies für mich bestimmt sei. So wäre es alle Monate gegangen, dabei hätte sich auch Briefwechsel mit ihnen ergeben.

Bis zum späten Abend hörte ich Nachrichten und Musik. Vater konnte sogar einen „West-Sender“ empfangen. Den stellte er aber ganz leise an. Auch eine andere Zeitung als das „Neue Deutschland“ war da, die „Sächsische Zeitung“, die Nachfolgerin meines ersten Lehrbetriebes „Meißner Tageblatt“ geworden war. Vorher musste sie noch den Namen „Volksstimme“ tragen. Ein großer Unterschied gegenüber dem SED-Parteiorgan fand sich nicht. Auf der letzten Seite kleine Todesanzeigen, Tauschgesuche, Kino- und Fernsehprogramm. Der Name des Senders hieß „Deutscher Fernsehfunk“. So ein Gerät hatten wir nicht, es kostete einige tausend Mark und meine Eltern waren inzwischen Rentner geworden.

Die erste Nacht war grauenvoll. Ich fand keine Ruhe. Das Bett war zu weich, zu warm und bequem. Da legte ich eine Decke auf den Fußboden und versuchte darauf zu schlafen. Es gelang aber nicht richtig. Dämmernd hörte ich es „ratsch, ratsch“ – „ratsch, ratsch“. Am Tag liegen ist verboten! Ich konnte die Gedanken nicht verdrängen und stand auf. Dann ging ich hinaus in die nächtliche Stille, durchwanderte vertraute Straßen, blieb hier und da an Stellen stehen, an denen Erinnerungen geweckt wurden. Immer wieder griff ich in meine Hosentasche. Da war tatsächlich ein eigener Schlüsselbund.

Am nächsten Morgen ging ich mit Mutter zum Postamt. Telegramme: „Günter ist frei,“ schrieb Mutter auf. Eine neben ihr stehende Frau musste es mitgelesen haben. Als Mutter fertig war, drückte sie ihr einen Geldschein in die Hand und sagte: „Machen Sie sich mit ihrem Sohn einen schönen Tag.“ Wir kannten sie überhaupt nicht. Aus dem Posteingang kommend lief ich Dr. Werner Voigt in die Arme. „Mensch, Günter, wie schön, dass du da bist“. Ein Hundertmarkschein landete in meiner Hand. „Besuch' mich mal mit Günter Nicol, der ist auch da.“

Wie ein Lauffeuer sprach es sich herum: „Der Günter Heinisch ist wieder da.“ Glückwünsche und Begrüßungsgeschenke in allen möglichen Formen trafen ein. In meinem Zimmer häuften sie sich. So viele Menschen hatten Anteil genommen an meinem Schicksal. Meine Schwester, mein Bruder und meine Nichte reisten an. Doch rechte Stimmung kam nicht auf. Immer wieder kam es in der Nacht zu Alpträumen. Chemnitz wurde in mir wach. Schweißgebadet schrie ich dann. Wachte ich auf, standen Mutter und Vater mit sorgenvollem Gesicht in der Tür.

Nun musste ich zur Volkspolizei, um die polizeiliche Anmeldung hinter mich zu bringen und einen Antrag auf einen Personalausweis zu stellen. Ein Passbild hatte ich machen lassen. Die Dienststelle der Volkspolizei war hinter dem Kino am Theaterplatz. Dort befand sich im Erdgeschoss ein kleineres Gefängnis. Das richtige Meißner Gefängnis war auf dem Burgberg. Auch dort waren die Fenster mit Holzkästen abgedeckt, so wie ich die Blechblenden kannte. Die Anmeldung war in der ersten Etage. Ich erklärte mein Anliegen. „Hammse enn Endlassungschein dorbei?“ fragte eine junge Volkspolizistin. „Dän missn se abgäm, sunsd gännse kenn Ausweis kriechn.“ Das wollte ich nicht, er war mir wichtig. Schnell verneinte ich die Frage nach zwei vorhandenen Passbildern. „Da missn se morchn noch emal wiedergomm.“ Schnell ging ich hinaus. Mutter kannte Foto-Heckmann vom Hanemannsplatz. Nach einem kurzen Wortwechsel fotografierte er meinen Entlassungsschein. In einer Stunde könne das Bild und das Negativ abgeholt werden. Gleich in der Nachbarstraße hatte meine Tante Lydia eine Gaststätte. Dort wollten wir warten. Als ich bei der Tante in der Küche war, ging die Tür auf. Eine junge Frau schaute herein. Sie kam mir bekannt vor. „Ist er da, ist er da?“ rief sie fragend zu meiner Tante. „Günter, Mensch, Günter“, stürzte sie auf mich zu. Es war Elfriede Krüger, eine der Tänzerinnen vom Meißner Stadttheater-Ballett, aus meiner „Sturm- und Drangzeit“. Nun ging die Stunde bei einem gemeinsamen Bier wie im Fluge vorbei. Elfriede hatte sich gemausert. Sie war jetzt Solotänzerin an der Dresdner Oper. Gleich erhielt ich ihre Adresse und eine Einladung zu einem Opernbesuch. Danach ging es zurück zu Foto-Heckmann und wieder zur polizeilichen Anmeldung. Diesmal sagte ich nichts, gab meinen Entlassungsschein ohne Kommentar ab. „Nu sän se, warumdn ni glei so?“ meinte die Volkspolizistin. Ich hatte ihn kurz danach in den Händen, blauer Einband, auf jeder Seite das Staatswappen der DDR leicht sichtbar, Personalangaben. Unter Größe stand nicht 182 cm, sondern „groß“. Zehn Jahre hatte er Gültigkeit.

Wir feierten ein Wiedersehen bei uns: Onkel Hugo, Karl Kirsten, Günter Nicol, Rudi Weber und Otto Grabs, alles alte Bautzner. Da hätte die Stasi schon wieder ein „konspiratives Treffen“ notieren können. Gefährlich, gefährlich! Dann besuchten wir Werner Voigt in seiner Villa, die man ihm gelassen hatte. Doch seinen Posten als Chefarzt des Kreiskrankenhauses war er los. Man hatte ihn in den Nachbarort Nossen strafversetzt, auf eine untergeordnete Stelle. Von meinen alten Freunden fand ich kaum noch jemanden. Viele waren abgehauen, im Westen, wie man sagte. Einmal traf ich Uschi, die mich groß anblickte und sagte: „Dein Bruder hat gesagt, den seht ihr nie wieder.“ Helga Dietrich war mit

einem Volkspolizisten verheiratet. Otfried Schott aus einem der Nachbarhäuser war noch da. „Safti“, der Sohn der Apfelsaftkelterei im Meisatal, war noch da. Er war mit mir im HJ-Fanfarenzug gewesen, hatte mit mir Handball gespielt und war dann zur SS gegangen. Ihm war nichts geschehen. Siegfried Bezonska, der bis Anfang 1948 im Lager Mühlberg gewesen war, begegnete ich auch. Aber sonst? Wolfram Nagel, der bei meiner Verhaftung im Volksgarten dabei war, kam aus Moritzburg und seine Schwester Renate kam aus Karl-Marx-Stadt, um mich zu sehen.

Doch mich umgaben immer wieder die bösen Geister der Vergangenheit. Mein Bruder versuchte Ablenkung zu verschaffen. Er fuhr mit mir nach Dresden. Da stand ich vor der „Sixtinischen Madonna“, vor Giorgiones „Schlummernder Venus“, Tizians „Zinsgroschen“ und Vermeers „Schokoladenmädchen“. In der Kreuzkirche am Altmarkt probte der Kreuzchor. Sie war am 13. Februar 1945 nur wenig zerbombt worden. Doch viel brachte mir das alles nicht. Meine innere Unruhe wuchs ständig, wenn ich auch nach außen den Gelassenen spielte.

Ende Oktober brach in der Volksrepublik Ungarn ein Volksaufstand los. Am Radio verfolgten wir die Ereignisse. Erst rückten die sowjetischen Truppen ab, um dann Tage später mit brutaler Gewalt einen mörderischen Krieg gegen das ungarische Volk zu führen. Der vom Volk befreite Kardinal Mindszenty⁵⁴ musste in die amerikanische Botschaft flüchten. Im Morgengrauen des 4. November rief Imre Nagy⁵⁵ die Welt zur Hilfe auf. Die Nationalhymne erklang zum letzten Mal. Dann war das Ende da. Es war wieder ein Anlass für mich, an die Vergangenheit zu denken. Um auf andere Gedanken zu kommen, nahm ich eine Einladung von Frau Beegen zu einem Besuch der Dresdner Oper an. In „Aida“ sah ich dann Elfriede Krüger doch noch als Solistin in der Ballettmusik. Das war Kunst und etwas anderes als die leicht gehopsten Tänze früherer Operettenzeit.

Der Winter nahte. Ich hatte keine Winterkleidung. Arbeit und Verdienst hatte ich ja auch nicht. Außerdem wurde in mir der Wille, dieser Unfreiheit zu entfliehen, stärker und stärker. Doch das durfte ich mit meinen Eltern nicht besprechen. Günter Nicol und Karl Kirsten waren schon weg. Über das Evangelische Hilfswerk erhielt ich Geld zum Ankauf eines Wintermantels. Wie hätte ich sonst einen erhalten sollen? Die Volkssolidarität fühlte sich für mich nicht zuständig.

Dann konnte ich nicht mehr. Ich ging in die Poliklinik und meldete mich an. Eine Frau Dr. M., Neurologin, hörte mich an. Ich sprach nicht über alle Einzelheiten, die mich bedrückten, machte aber Andeutungen. Sie wies mich ins Krankenhaus ein. Also wieder einmal ein Krankenhausaufenthalt. Ich wurde gut betreut. Behandelnder Arzt war ein Dr. Sedig. Er sagte mir gleich nach ers-

54 József Mindszenty (1882–1975), ungarischer Kardinal. 1949 wegen angeblichem Hochverrats zu lebenslänglicher Haft verurteilt, 1956 befreit. Nach der Niederschlagung des ungarischen Aufstands floh er in die amerikanische Botschaft in Budapest und lebte dort bis 1971, ehe er ausreisen durfte.

55 Imre Nagy (1896–1958). Jahrzehnte in der ungarischen kommunistischen Bewegung tätig, stellte er sich 1956 an die Spitze des ungarischen Aufstands. Dafür wurde er 1958 zum Tode verurteilt und hingerichtet.

ten Untersuchungen, dass ich mich auf einen längeren Aufenthalt einrichten müsse, auch wenn ich ohne auffällige körperliche Schmerzen bei ihm wäre. „Ihr Schmerz sitzt tiefer“, meinte er. Die Stationsschwester behandelte mich etwas distanziert. Einmal kam eine andere Schwester mit ihr ins Zimmer. Sie trat vor der Stationsschwester ein und legte gleich einen Finger an ihren Mund. Das verstand ich als Zeichen, vorsichtig zu sein. Ich erkannte in ihr eine Schwester, die mich schon 1945 betreut hatte, als ich an Typhus erkrankt war. Zu einer Laborantin fand ich Kontakt. Von ihr hörte ich, dass sie im Meißner Domchor singen würde. Der Domchorleiter Dr. Schmidt übe gerade die „Missa brevis“ ein.

Als ich im Krankenhausgarten spazieren ging, rief es plötzlich: „Günter“. Ich drehte mich um und sah Siegfried Rau, meinen langjährigen Sangesbruder und Zellengenossen. Das war eine freudige Angelegenheit. Sigi sagte mir, dass er nun eine Organistenausbildung angefangen habe. Er war also der Musik treu geblieben. Bis zum Einbruch der Dunkelheit verbrachten wir den Nachmittag. Hier konnte uns ja auch niemand zuhören.

Die Zeit verging. Briefwechsel fanden mit Karlemann und Günter statt. Sonst waren die Kontakte spärlicher geworden. Ich musste weiter vorandenken. Was sollte werden? So konnte es nicht weitergehen! „Hinter dem Rücken“ war mir im Krankenhaus zugetragen worden, dass die Frau Dr. M., bei der ich vor meiner Einweisung vorgespöchtelt hatte, bei der Stasi sei. Konnte man denn niemandem vertrauen oder hatte ich immer noch nichts gelernt?

Es war die Zeit, in der viele Tausende von DDR-Bürgern die Flucht ergriffen und über West-Berlin flüchteten. Die DDR-Presse und der Rundfunk behaupteten, dies sei „Abwerbung von bei uns in der DDR ausgebildeten Spezialisten“. Doch häufig handelte es sich um Bauern, die sich einer Eingliederung in sogenannten Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften lieber durch Flucht, unter Aufgabe von Haus und Hof, entzogen.

Für mich war es nun klar. Es blieb nur ein Weg: der Weg in die Freiheit. Der Zeitpunkt war von meiner gesundheitlichen Stabilität abhängig. Soweit war ich aber noch nicht ganz.

Zur Überbrückung beschäftigte ich mich mit kulturellen Programmen. Im Hamburger Hof fand ein Sinfoniekonzert statt. Unter Leitung von Kurt Masur erklang u. a. Beethovens 7. Sinfonie. Herta Beegen hatte mich eingeladen. In den Kammerlichtspielen lief „Aida“ als Film, mit Sophia Loren in der Hauptrolle. Den schaute ich mir gleich dreimal an. Ich ging zu den Proben in den Domchor. Dr. Schmidt freute sich. Er war mit den Proben schon weit fortgeschritten. Ein Blattsänger war ich nicht und über das absolute Gehör verfügte ich auch nicht. Aber ich war schnell drin, wie man sagt. Bei der Aufführung in unserem majestätischen Dom war auch das Orchester dabei. Unter den Violinen fand ich Ursula Feldmann. Sie hatte früher auch in der Neugasse gewohnt und mir 1944/45 Feldpostbriefe geschrieben, ab und zu auch einmal eine Zigarette beigelegt, die ihr die Mutter dafür geschenkt hatte. Das Konzert war „ausverkauft“, wie überhaupt kirchliche Konzerte in der DDR hervorragend besucht waren. Das hatte ich nicht nur für Karfreitag festgestellt, an dem mich

Herta Beegen zusammen mit ihren Eltern in die Kreuzkirche nach Dresden eingeladen hatte. Der Dresdner Kreuzchor brachte die „Matthäus-Passion“. Ergriffen lauschte ich diesen wunderbaren geschulten Stimmen. Stimmschulung hatten wir unter Kurt Schiffner ja auch betrieben, doch hier war Vollendung!

Ich hatte mich an Herta angeschlossen. Sie war lieb, versuchte mir jeden Wunsch zu erfüllen. Da sie ein Auto hatte, fuhr sie mit mir sogar nach Berlin. Wir besuchen Karlemann, dem ich von ihr geschrieben hatte. Als ich mit Karl allein war, sagte er warnend: „Günter, sei vorsichtig, traue niemand in der DDR und denke daran, was ich Dir früher angeboten habe.“ Kurze Zeit später erfuhr ich bei einer Geburtstagsfeier in einem Dorf in unserer Nähe, dass dabei auch zwei Männer jüngeren Alters waren, die aus Riesa stammten. Herta schien guten Kontakt mit ihnen zu haben. Doch bekam ich heraus, dass beide Stasi-Mitarbeiter waren.

Flucht

Nun war es genug. Ich brachte mir die Warnung Karlemanns ins Gedächtnis und fühlte mich inzwischen auch „reisefähig“. An einem Wochenende waren meine Eltern nicht anwesend. So konnte man sie bei meiner nun feststehenden Flucht in die Freiheit nicht wegen Mitwisserschaft oder Nichtanzeige belangen. Ein Freund brachte mich per Motorrad an den „Ring um Berlin“, ein Straßensystem zur Abschirmung der Verkehrswege durch Westberlin. Dort stieg ich in die S-Bahn und hoffte, gut durchzukommen. Ich hatte nichts bei mir, keine Tasche, keinen Koffer, kein Paket. Nur was ich am Leib trug, war mir geblieben.

Tatsächlich gab es im Bahnhof Friedrichstraße eine Polizeikontrolle. Aus dem Fenster sah ich, wie Personen weggebracht wurden. Dann war ich dran. „Ausweis bitte“. Ich bemühte mich, nicht nervös zu wirken und nicht zu zittern. Ein Blick zum Gepäcknetz. Das war leer. „Gute Fahrt“, das wars.

Die nächste Station nach Friedrichstraße war schon in Westberlin. Das Bahngelände unterstand aber der Hoheit der DDR. Also hieß es, möglichst ruhig und unauffällig vom Bahnsteig wegzugehen und den Bahnhof zu verlassen. Nun war ich frei. Die ganze Anspannung und Belastung kam zum Durchbruch. Weinend brach ich zusammen. Hilfreiche Hände fanden sich. Doch bald war der erste Krampf vorbei. Ich wollte, so schnell es ging, zu Karlemann und machte mich auf den Weg zur Kastanienallee in Charlottenburg. Karl war wieder aktiv tätig. Er war als Kammergerichtsrat reaktiviert worden. Bei meinem ersten kurzen Besuch bei ihm hatte ich gestaunt, als ich das Türschild las: Dr. jur. Karl Peus. Nie hatte er etwas von seinem Dokortitel erwähnt.

War nun der Weg in die Freiheit für mich gefunden? Die Zukunft würde es mir zeigen. Mit Karlemanns Hilfe würde ich meinen Weg ins Leben schaffen, den Weg ins Leben. Kastanienallee 6, Dr. jur. Karl Peus. Eine Frau in Trauerkleidung öffnete mir die Tür. Sie kannte mich, ich kannte sie. Es war eine alte Dame, die Mutter von Karlemanns Freund Bodo. Ich erfuhr es gleich: „Karl ist

verstorben“. Das konnte es doch nicht geben. Noch vor kurzer Zeit hatten wir hier zusammengessen, hatten Wiedersehen gefeiert, Pläne geschmiedet – und nun sollte er nicht mehr da sein? Karl sei auch nicht in Berlin zur letzten Ruhe gebracht worden, sondern in Münster. Dort habe die ganze Familie seit Generationen ihre letzte Ruhe gefunden.

Jahre später führte mich seine Nichte an sein Grab. Da stand ich nun, kniete nieder und sprach ein Gebet. Sie sagte: „Er soll ein guter Mensch gewesen sein.“ Ich sagte: „Er war mein Vater.“ Da schaute sie mich mit großen Augen an. Auf seinem Grabstein stand: „Lazarus, Dein Bruder schläft, aber ich gehe hin, dass ich ihn erwecke.“

Ich musste sowieso nach Berlin-Marienfelde. Dort befand sich das riesige Flüchtlingslager, das Sprungbrett für Abertausende Menschen in die Bundesrepublik. „Notaufnahme“ hieß das Verfahren. Als ich mich in der Verwaltung anmeldete, kam es zu einer ersten Begegnung. Dort arbeitete der „Effektenkammer-Häftling“ in der Aufnahme. Er erkannte mich sofort. Das war ein Vorteil für mich. Er erklärte mir, wie es hier weitergehen würde. Es gab einen Laufzettel, auf welchem alle Anlaufstellen im Flüchtlingslager benannt wurden. Das ging von der Unterbringung über Verpflegung und Befragungen bis hin zur Erteilung des Notaufnahmescheides. Ich bat ihn um zwei Briefmarken. Meine Eltern wussten ja gar nicht, wo ich war und an Günter, der inzwischen in Kiel lebte, musste ich auch dringend schreiben. Auf meinen Laufzettel wurde oben mit dicken roten Buchstaben ein „KZ“ geschrieben. Die Vorteile dieser Bezeichnung lernte ich bald kennen: „Bevorzugte Abfertigung bei allen Dienststellen“.

Tausende von DDR Bürgern hatten Zuflucht gesucht. In einigen Dienststellen wurden keine vollen Namensaufrufe gemacht. Nur der Vorname wurde genannt. Der Betroffene antwortete mit seinem Geburtsdatum. Stimmt es überein, so kam er seinem Wunsch, in die Bundesrepublik zu kommen, wieder ein Stück näher. Hier fand ich wieder einige alte Bautzner Kameraden. Sogar der in Bautzen verhaftete Volkspolizei-Kommissar war dabei. Beim Deutschen Roten Kreuz war ich hier nicht registriert. Doch auf der Bescheinigung stand: „Wird in der Hamburger Liste unter Bautzen geführt.“ Jeder Flüchtling wurde genau überprüft. Als Beweismittel hatte ich das Negativ meines Entlassungsscheins. Fotos und Zeugen gab es genug.

Zeugen fanden sich in großer Fülle am 17. Juni. Alle ehemaligen Häftlinge wurden gebeten, am Abend zum Schöneberger Rathaus zu kommen. In der Vorhalle versammelten sich etwa 300 Männer und Frauen. Alle waren politische Häftlinge in der DDR gewesen. Je nach dem Ort des jeweiligen Gefängnisses trafen sich die Gruppen. Da gab es freudiges Wiederfinden von „Ehemaligen“, für mich mit Egon Röhnspies, Horst Lippke, unserem Zahnarzt Voigt, dem Waldheimer Hans Kosinski, meinem Bautzner Gitarrenkollegen „Teddy“. So mancher, den man suchte, befand sich nicht mehr unter den Lebenden wie Karlemann. Mit dem Glockenschlag traten alle ehemaligen Häftlinge durch die Portaltüren auf die Freitreppe. In jeder Gruppe trug einer ein Schild mit dem Namen des Gefängnisses, in welchem man die Gruppe eingekerkert hatte. Der

Namenszug war mit einem Stacheldraht umrandet: Buchenwald, Sachsenhausen, Waldheim, Hoheneck, Halle, Brandenburg, Torgau, Bautzen und andere Namen waren zu lesen. Die tausendköpfige Berliner Bevölkerung auf dem Vorplatz begrüßte uns mit lautem Beifall. Nur irgendwo im Hintergrund gab es Pfiffe und Rängeleien. Da hatte die West-SED (SEW) wohl ein paar ihrer wenigen Anhänger zum Protest hinbestellt. Der Regierende Bürgermeister hielt eine beachtliche Gedenkansprache. Es war ein mich tief bewegendes Ereignis.

Nach etwa vier Wochen erhielt ich die Notaufnahmescheinigung. Das bedeutete Abtransport per Flugzeug in die Bundesrepublik. Auf meiner Bescheinigung stand: „Wird dem Land Nordrhein-Westfalen zugewiesen.“ An einem späten Abend war es soweit. Wir wurden zum Flughafen Berlin-Tempelhof gebracht. Drei Stunden Wartezeit waren zu überstehen. Es wurde Nacht. Im Flugzeug erhielt ich eine Fahrkarte Hamburg-Lübeck. Ich musste nämlich erst noch ins Flüchtlingsdurchgangslager Lübeck-Blankensee.

Bei der dortigen ärztlichen Untersuchung brach ich zusammen. Der sogenannte „Leidensdruck“ war zum Durchbruch gekommen. Ich verblieb im Lagerkrankenhaus. Dort lernte ich eine erste „Hoheneckerin“ kennen. Doch Ruth Köhler kannte sie nicht. Ich schrieb Günter nach Kiel, wo ich jetzt sei. Er antwortete postwendend, legte Geld in den Brief und schrieb: „Nimm’ Urlaub, komm’ zu mir.“ Das war mir zu diesem Zeitpunkt möglich. So fuhr ich nach Kiel.

Günter wartete mit einer Überraschung auf. Er hatte geheiratet. Für seine Hochzeit hatte er sogar einen Termin zum Vorsingen an der Kieler Oper platzen lassen. Zwei Wochen lebte ich mit den Flitterwöchtern. In dieser Zeit traf ich auch Kudl Handke und Gerhard Blanke vom Bautzner Jugendchor. Auch sie lebten in Kiel. Hans Schmidt, unser „Geigen-Schmidt“, war bei Günter Hochzeitsgast gewesen. Eine langjährige Freundschaft war erhalten geblieben. Günter ebnete mir mit seiner bisherigen Erfahrung in der Bundesrepublik den weiteren Weg. Eine Umstellung der Zuweisung von Nordrhein-Westfalen nach Schleswig-Holstein wurde möglich. Ich konnte ein Fachstudium für Sozialwesen beginnen. Günter und seine Frau Renate bemühten sich, mir behilflich zu sein, so oft es ihnen möglich war. Unsere Verbindung blieb so eng, dass ich Günter später bat, mein Trauzeuge zu werden, was er auch tat. Unsere enge, nun familiäre Beziehung hielt über Jahre, auch als ich nicht mehr in Kiel lebte, sondern in Elmshorn, immer noch in Schleswig-Holstein.

Im Jahre 1982 starb Günter ganz plötzlich und wirklich unerwartet, ohne Anzeichen einer Erkrankung. In Bad Segeberg fiel ihm plötzlich die Hand vom Lenkrad seines stehenden Autos. Er war tot. Ich habe selten bei einem letzten Geleit so geweint wie auf Günters Trauerfeier. Der Pfarrer sagte damals unter anderem: „Dann geriet er in die politischen Wirren unserer Zeit.“ War das alles, was dazu zu sagen war? Renate hatte ein Instrumental-Trio zur Ausgestaltung der Abschiedsstunde erbeten. „Sanctus“ von Franz Schubert und „Ece quomodo moritur justus“ erklangen, nach Jesaja 57/1-2 und dem Psalm 75/3. Renate lud mich nach der Abschiedsstunde noch ein, mit ihr, Günters Söhnen und anderen Verwandten zusammen eine Stunde zu verbringen. Da lernte ich Gün-

ters Bruder kennen. Er hatte von den DDR-Behörden erstmalig eine Besuchererlaubnis für die Bundesrepublik erhalten und musste gleich an der Beerdigung seines Bruders, den er doch besuchen wollte, teilnehmen. Zu mir sagte er: „Ich glaube, Du hast meinen Bruder besser gekannt als ich.“ Er war viel jünger als Günter, und doch war diese Feststellung bezeichnend für die Situation, in der Menschen in der DDR leben mussten. Renate schenkte mir Günters Fernglas als Erinnerung und sagte: „Günter stand oft auf dem Balkon und blickte zum nächtlichen Sternenhimmel. Er sagte, da müsse noch etwas sein. Der Mensch bestehe doch nicht nur aus Wasser und Fleisch, da ist doch der Geist, die Energie, wo bleibt die?“ Unsere Verbindung zu Renate ist heute noch erhalten.

Als ich meinen Wohnsitz in Elmshorn, einer kleinen Provinzstadt in der Nähe Hamburgs, fand, ergaben sich weitere Kontakte zu Karl Lübke vom Jugendchor. Ich konnte seine Hochzeit mitfeiern. „Brotraum-Weber“ vom Westflügel lebte hier. Hilmar Cyranski war Chefredakteur der Elmshorner Nachrichten. Unseren Häftlingsbibliothekar Voigt traf ich auf Cyranskis Beerdigung. In Lüneburg besuchte ich Kurt Schiffner. Franz Mörling schrieb aus Braunschweig, Hans Kaiser lebte in Mölln: Alles Sangesbrüder.

Mit „Tinus“ Martin Nauck ergab sich eine weitere enge bleibende Verbindung. Er lebte nun in Tübingen und hatte Querverbindungen nach drüben, wusste von Siegfried Grulke und Achim Würdig zu berichten, von Günter Arnold und Gerd Maruschke. Sein Lehrling, Erich Kranz, war Pfarrer geworden, was ihn besonders freute. Durch Dienstreisen nach Stuttgart fand ich öfter die Möglichkeit, ihn in Tübingen zu besuchen. Auf dem Tübinger Friedhof zeigte er mir die Gräber von Simon Dach „Ännchen von Tharau“, von Eduard Spranger und Friedrich Hölderlin. Dort zitierte er: „Dann kam ich unter die Teutschen. Barbaren von alters her, durch Fleiß und Wissenschaft barbarischer geworden. Handwerker, aber keine Menschen. Denker, aber keine Menschen. Herrn und Knechte, Jungen und gesetzte Leute, aber keine Menschen.“ Das hat Hölderlin im zweiten Buch „Hyperion“ geschrieben. „Hast du andere Erfahrungen gemacht, damals, Günter?“ Tinus besuchte uns auch häufig in Elmshorn. In der Nachbarstadt Bad-Bramstedt hatte er eine Schwester. Unserer Tochter wurde er ein rührend besorgter Ersatzgroßvater. Er war ein tiefgläubiger Mensch, der bis zu seinem 88. Lebensjahr Christen in seiner Heimatgemeinde betreute. Günter Nicol traf ich in Wuppertal. Gustav Förster war mit seiner Familie in Kleve/Rheinland ansässig geworden. Nachforschungen nach Christa Aurig blieben allerdings ergebnislos.

Wiedersehen mit Ruth

Und Ruth Köhler, meine „unbekannte Verlobte“? Im Jahre 1961 war im Rheinland ein Deutschland-Treffen der Heimkehrer. In den Messe-Hallen der Stadt waren lange Tischtafeln aufgestellt, über jeder ein Schild mit dem Namen der jeweiligen „Verbringungsorte“. Zunächst war ich bei den Bautzern. Dann aber suchte ich den Tisch „Hoheneck“ und fand viele Frauen, die unseren Weg der

Leiden geteilt hatten. Überall fragte ich nach Ruth Köhler. Keine kannte sie. Als ich mit meiner Nachfrage schon aufhören wollte, sagte eine plötzlich: „Ruth? Ruth ist in Hamburg!“ Die Adresse hatte sie aber nicht.

Ruth in Hamburg und ich in Elmshorn, das waren gut 20 Minuten mit dem Vorortzug. Mit meinen nach dem Häftlingshilfe-Gesetz ausgestellten Unterlagen fuhr ich nach Hamburg. Dort fand ich das Büro des Zentralen Einwohner-Melderegisters. Dem Beamten gegenüber gab ich Ruth als meine Verlobte aus. Ich kannte nur ihren Namen, den Geburtsort und wann sie ungefähr in die Bundesrepublik gekommen sein könnte. Er gab sich große Mühe, suchte und suchte. Nichts! Sie könne jetzt ja verheiratet sein und einen anderen Namen tragen. Da suchte er weiter. Er fand sie. Ruth hatte tatsächlich geheiratet. Sie wohnte in Hamburg-Altona. Ich schrieb mir die Adresse auf. Gebühren nehme er in diesem besonderen Fall nicht, sagte er lächelnd. Ich hatte in den vergangenen Jahren oft auf die Bürokratie geschimpft. Doch heute hatte sie sich als gut erwiesen. Draußen überlegte ich, was ich tun sollte. Sollte ich die Vergangenheit aufwärmen oder besser nicht? Egal, ich wollte wissen, wer meine „unbekannte Verlobte“ war.

So kaufte ich Blumen, nahm mir ein Taxi und fuhr in ihre Straße. An der Haustür verglich ich noch einmal den Namen. Es stimmte. Im ersten Stock klingelte ich erwartungsvoll. Als sich die Tür öffnete, stand vor mir eine mittelgroße junge Frau. Dunkelblond, halblanges gewelltes Haar. „Entschuldigen Sie bitte, ich hätte ein paar Fragen.“ Sie: „Ja bitte.“ Ich: „Sind Sie eine geborene Köhler.“ „Ja.“ „Stammen Sie aus Leipzig?“ „Ja.“ Ich: „Waren Sie in Hoheneck?“ „Ja.“ Ich: „Ich bin Günter!“ „Nein! Das gibt es doch nicht! Komm' rein!“ In der Wohnstube saß ihr Mann. Er schien einige Jahre jünger als Ruth zu sein. Ruth hatte ihm unsere ganze Geschichte erzählt und gesagt: „Irgendwann in meinem Leben werde ich den Günter doch treffen.“ Nun war es soweit. Obwohl ihre Ehe gerade zerbrochen war, mussten sie die Räume noch teilen. Wohnungsnot gab es ja überall.

Da wir uns viel zu erzählen hatten, wollten wir auch „unter uns“ sein. Wir gingen also in die Stadt. Immer wieder blieb Ruth stehen, schaute mich an und hielt es nicht für möglich, dass wir uns nach so vielen Jahren gefunden hatten. Wir wanderten durch Hagenbeks Tierpark. Dort erfuhr ich mehr über ihr Leben und das der anderen Frauen von Hoheneck. Viele hundert Frauen aller Altersstufen seien sie gewesen, die man wie Verbrecherinnen behandelt habe. Mit einer Freilassung habe sie damals nicht gerechnet. Die Frauen unter den VOPOs wären besonders giftig gewesen. Besonders eine Wachtmeisterin mit dem Spitznamen „Einsfünfzig mit Hut“ hätte sich hervorgetan. Aber auch die anderen „Wachteln“, wie die Polizistinnen von den Frauen genannt wurden, hätten sich kaum anders verhalten. Die Brutale habe sich bis zur Hauptwachtmeisterin emporgeschwungen. Sie hätte durchsetzen wollen, dass den Frauen die schönen langen Haare abgeschnitten werden sollten. Das sei durchgesickert. Da hätten sich die gefangenen Frauen ihr Haar lieber selbst gekürzt. Die „Müller“, so sei ihr Name gewesen, hätte auch brutal in Besuche von

Angehörigen eingegriffen. Einen Hungerstreik der Frauen hätte es in Hoheneck auch mal gegeben.

Wir beide konnten so viele Vergleiche ziehen, doch wollten wir unser so spätes Kennenlernen nicht ewig mit der Vergangenheit belasten. Am Abend saßen wir dann in „Rodinas Keller“. Das war eine russische Gaststätte, in der es auch eine Balalaika-Gruppe gab. Beim Umtrunk mit Wodka sang ich Ruth auf russisch „Kalinka“ ins Ohr. Das hatten wir beide doch aus unserer Dresdner Zeit noch im Ohr. Dann umarmten wir uns und fanden endlich zur einer Begrüßung, die sich für Verlobte gehörte. Arm in Arm und Händchenhaltend vergingen die Stunden. Bei den schwermütigen russischen Weisen der Balalaikaspieler kam auch ein bisschen Wehmut auf und Sehnsucht. Geweint haben wir auch. War es die Freude darüber, dass wir uns gefunden hatten?

Wir hielten eine ganze Zeit Kontakt. Ruth arbeitete in der Steinstraße. Wenn ich zu ihr ins Geschäft kam, erwarteten mich sehnsuchtsvolle Augen. Bei einem dieser Besuche gab sie mir das Foto einer Zeichnung – diese war von ihr damals in Hoheneck angefertigt worden – und ein kleines Tagebuch erhielt ich dazu.

Pfarrer Mund hatte sie in Hoheneck zu sich kommen lassen. Sie sei gefragt worden, ob sie verlobt sei, wer ihr Verlobter wäre und wo er sich befände. Sie hatte die erforderliche Auskunft gegeben. Da hatte Pfarrer Mund von mir, meinem Leben und meinen Grüßen berichtet. Er hatte also sein mir gegebenes Versprechen gehalten. Volkspolizei-Oberrat Pfarrer Hans Joachim Mund ist übrigens 1959 in die Bundesrepublik geflüchtet. Sein Glaube hatte sich wahrscheinlich doch nicht auf Dauer mit den Anforderungen des Realsozialismus vereinbaren lassen. Er hat in der damaligen Zeit sicher vielen Menschen Trost, Hilfe und Gottvertrauen vermittelt. Wir sollten ihm dafür dankbar sein.

Bei meinem nächsten Hamburg-Besuch war Ruth weg, einfach weg. Niemand von den Angestellten konnte mir Auskunft geben. Mir blieben ein paar Fotos und das kleine Tagebuch. All ihre Sehnsucht und ihre Hoffnung fanden darin Ausdruck. Hatten sie sich nicht erfüllt? So musste nun jeder von uns seinen eigenen Lebensweg gehen. War es eine „Romanze in Moll“ gewesen? Nein! Es war und blieb eine „Unvollendete“, wie die Sinfonie Nr. 8 in h-Moll von Franz Schubert. Sie hatte auch nur zwei Sätze, den Anfang und die Mitte. Dennoch suchte ich weiter nach ihr. Zuviel Gemeinsamkeiten verbanden uns doch.⁵⁶

Nachträgliche Betrachtung

Im Jahre 1995 fanden sich weitere Kontakte zu alten Kameraden. Über Bernhard Sinkwitz und Gotthold Böhm erhielt ich Kontakt zu Siegfried Rau, über Siegfried zu Klaus Schmidt, über Hans Corbat zu Manfred Schmutzler. Obwohl viele von den älteren Kameraden von uns gegangen sind, es sind noch genug

56 Wie Heinisch zwischenzeitlich in Erfahrung bringen konnte, ist Ruth 1988 in Hamburg gestorben.



Der Autor 1999

Zeugen der Vergangenheit jüngster deutscher, beschämender Geschichte geblieben.

Auch ich bin nicht jünger geworden, habe das Berufsleben hinter mir. Nach meinem Staatsexamen war ich drei Jahre im öffentlichen Dienst und wechselte dann in den Dienst der Kirche. Ich wurde berufen, „die Predigt mit den Händen“ der Gemeinde nahezubringen. Zum Dienstbeginn erhielt ich von meinem zuständigen Pastor ein theologisches Buch. Innen hatte er geschrieben: „Du musst nicht nur für Dich, sondern für die anderen Menschen leben. Denn für die anderen Menschen leben, heißt in Wahrheit für sich selber leben.“ Ob es mir gelungen ist?

Nach Kenntnisnahme dieser Aufzeichnungen könnte man auf den Gedanken kommen, was eigentlich mit dem Bericht bezweckt werde? Leser könnten meinen, dass es dem Autor und seinen Kameraden im Gefängnis doch gar nicht so schlecht gegangen zu sein scheint. Doch dem war nicht so. Alle politischen Häftlinge waren jederzeit bemüht, mit all ihren möglichen und zunächst auch primitivsten Mitteln Geist, Seele und Körper zu erhalten und die Menschenwürde sich trotz aller Einschränkung nicht nehmen zulassen. Bei jeder geringsten Übertretung der Hausordnung gab es Bestrafung, Entzug der sogenannten Vergünstigungen.

Mir geschah dies noch im März 1956. Der im preußischen Marschschritt durchzuführende Freigang gab Anlass zur Bestrafung. Ich war kurz aus der mir zugeteilten Marschreihe herausgetreten. VOPO-Meister Bitterlich fand einen Grund, eine Meldung über mich zu fertigen. Knüppel-Meier erhielt sie. VP-Inspekteur Karde segnete sie ab. „Hausstrafe für den Strafgefangenen Heinisch: Entzug aller Vergünstigungen!“ Dies bedeutete: Brief- und Paketsperre, Besuchssperre, Einkaufssperre, Bücher- und Zeitungssperre, Rauchersperre, Sportteil-

nahme- und Kinosperre! Alles für einen kurzen Schritt aus der vorgeschriebenen Marschordnung während der Freistunde. Über alle Jahre wurden über jeden Häftling Führungsberichte, Aktenvermerke und sonstige Überwachungspapiere angelegt. Wer hatte welches Buch gelesen? Welche Zeitungen hatte er? Womit beschäftigte er sich? Wie war seine Einstellung zur DDR (das konnte man doch eigentlich nur durch Spitzel oder Befragungen erfahren)? Wie waren seine Arbeitsleistungen? Was wurde aus dem Briefwechsel deutlich? Jede der 15 Zeilen unterlag der Zensur. Es gab keinen Lebensbereich, der nicht erfasst wurde. Gläserne Menschen sollten wir werden, immer durchschaubar, bis in unsere Gedankenwelt.

Die Nachwirkungen in dieser Station meiner Jugend wollten nicht enden. Häufige Aufenthalte in Spezialkliniken ergaben sich zur Aufarbeitung verdrängter und immer wieder durchbrechender Ereignisse. Viel brachte dies nicht. Erst nach der Wende, als die Verbrechenstaten der DDR an Abertausenden Menschen in die Öffentlichkeit drangen, fand ich den Weg, mich von der bedrückenden Belastung zu befreien. Jahrzehnte hatte ich sie mit mir herumgetragen und geschwiegen. Nun fasste ich den Entschluss zu einer Niederschrift.

Eine „eigene Macke“ habe ich bis heute behalten: Ich kann kein überraschendes lautes „Ratsch, ratsch“ beim Aufschluss von Türen ertragen und bei mir darf es keine geschlossene Tür mehr geben.

Anhang

„Trösterin Musik“

Musik! Du himmlisches Gebilde.
Voll hoher Macht und süßer Milde.
Wir fühlen doppelt tief Dein Walten,
wenn uns ein Leid das Herz gespalten.
Der Schmerzeswogen wirres Drängen,
es glättet sich vor Deinen Klängen.
Besänftigt all die Fluten ziehen,
ins weite Meer der Harmonien.
Wie Orgelton, wie Meereswogen,
kommt dann der Trost ins Herz gezogen
und stillt der Seele wildes Sehnen,
und löst das Weh,
in milden Tränen.

Musik! Du himmlisches Gebilde.
Voll hoher Macht und süßer Milde.
Du pochst noch ind den tiefsten Schmerzern,
mit leisem Finger an die Herzen.
Und wenn die Seele gramgebrochen
kein Wort mehr hört, das Trost gesprochen.
Wenn längst verstummt die stillen Klagen,
im Leid das tränenlos getragen.
Dann hört das Herz in Orgeltönen,
ein heres himmlisches Versöhnen
und findet in dem Klang der Lieder,
den letzten Trost,
die Tränen wieder.

Text: August Seufert (1844-1904)
Musik: Anton Bruckner (1824-1896)

Mitglieder des Jugendchores „Gelbes Elend“:

Günter Arnold, Gerhard Blanke, Günter Blaurock, Dietrich Blohm, Siegfried Grulke, Eberhard Grünberg, Kurt Handke, Günter Heinisch, Gerhard Hinkeldey, Rolf Heider, Heino Kölle, Erich Kranz, Bruno Lembke, Horst Lippke, Karl Lübbke, Gerhard Maruschke, Peter Masing, Hans Müller, Dieter Nonnenprediger, Siegfried Rau, Günter Schmarbeck, Klaus Schmidt, Manfred Schmutzler, Herbert Senf, Olaf Strauß, Gottfried Strobel, Hans-Joachim Utermark, Wolfgang Vetter, Winfried Wagner, Heinz Weber, Joachim Würdig u. a.

An Dich zu denken und auf Dich zu warten,
war alles, was mir noch zu tun geblieben.
Die Nächte, da die Adern mir erstarrten,
die haben nun ihr Grauen fast verloren.

An Dich zu denken und auf Dich zu warten,
daraus sind neue Kräfte mir geboren,
die um den Hang des brennend Ungewissen,
Dein Leben einst heraufbeschworen,
daß wir uns einmal angehören müssen.

Die Tage werden unsre Schritte lenken
und still den Kreis der Liebe um uns schließen.
Auf Dich zu warten und an Dich zu denken,
ist alles, was mir noch zu tun geblieben.

Wichtige Verse für politische Häftlinge in Bautzen

П Р И Г О В О Р

ИМЕНЕМ СОВЕТА СОВЕТСКИХ СОЦИАЛИСТИЧЕСКИХ РЕСПУБЛИК,

17 марта 1950 года. Военный Трибунал войсковой части 08640 в составе:

Председательствующего - гв. капитана юстиции
и членов: - гв. подполковника
- лейтенанта
при секретаре - капитане юстиции

в закрытом судебном заседании в помещении Трибунала рассмотрел дело по обвинению подданного Германии, -

Г А Й Н И Ш А Гюнтера, 1928 года рождения, уроженца и жителя города Майсена, немца, члена СЕПГ с 1946 года, имевшего образование 8 классов, холостого, служившего в бывшей немецкой армии с января по апрель 1945 года, в преступлении, предусмотренном ст. 58-6 ч. I У РСФСР,

Материалами дела и судебными следствиям Военный Трибунал,

У С Т А Н О В И Л :

Подсудимый ГАЙНИШЕ, проходя службу в полицейской школе в г. Берлине, 2 декабря 1948 года офицером английской разведки был завбодан для проведения шпионской деятельности в Советской зоне оккупации Германии и сообщил при этом шпионские сведения о полицейской школе. После этого получил задание от английской разведки по сбору шпионских сведений о полиции Земли Саксония и Советских военных частях.

В конце декабря 1948 года ГАЙНИШЕ прибыл в город Майсен с намерением выполнять шпионское задание.

На основании изложенного Военный Трибунал признал ГАЙНИШЕ виновным в совершении преступления, предусмотренного ст. 58-6 ч. I РСФСР и, руководствуясь ст. ст. 319-320 УПК РСФСР, -

П Р И Г О В О Р И Л :

ГАЙНИША Гюнтера, на основании ст. 58-6 ч. I УК РСФСР, лишить свободы с отбыванием в исправительно-трудовых лагерях сроком на 25 / ДВАДЦАТЬ ПЯТЬ / лет, без конфискации имущества, за отсутствием такового у осужденного.

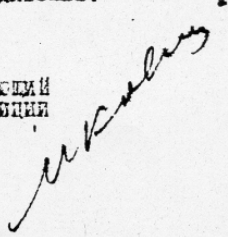
115

Срок отбывания меры наказания осужденному ГАМШИНУ исчисляется с зачетом предварительного заключения до суда с 28 декабря 1949 г.

Приговор кассационному обжалованию не подлежит.

Подлинный за надлежащими подписями.

Верно: ПРЕДСЕДАТЕЛЬСТВОМ
Генерал-майором ЮСТИЦИИ



Отп. 6 экз.
Р/р на экз. МІ
отп.
17. III. 1950г
№ 397.

URTEIL
IM NAMEN DER UNION DER SOZIALISTISCHEN SOWJETREPUBLIKEN

Das Militärtribunal des Truppenteiles 08640,

bestehend aus
dem Vorsitzenden
und den Mitgliedern

Gardehauptmann der Justiz XXXXX,
Gardeoberstleutnant XXXXX und
Leutnant XXXXX

in Anwesenheit des Schriftführers Hauptmann der Justiz XXXXX

verhandelte am 17. März 1950 in einer geschlossenen Gerichtsverhandlung in der Räumlichkeit des Tribunals gegen den deutschen Staatsbürger

HEINISCH, Günter, geb. 1928 in Meißen, wohnhaft in Meißen,
Volkszugehörigkeit: deutsch, Mitglied der SED seit 1946,
Schulbildung: Achtklassenabschluß, ledig, Dienst in der Wehrmacht
von Januar bis April 1945,
angeklagt eines Verbrechens nach Art. 58-6 Teil 1 StGB der RSFSR.

Aufgrund der Aktenlage und der gerichtlichen Ermittlung kam das Militärtribunal zu folgendem

ERGEBNIS:

Der Angeklagte HEINISCH, wurde während seines Dienstes an der Polizeischule in Berlin am 2. Dezember 1948 von einem Offizier des englischen Geheimdienstes angeworben, damit er in der sowjetischen Besatzungszone Spionage betreiben sollte, und teilte dabei Spionageinformationen über die Polizeischule mit. Anschließend erhielt er vom englischen Geheimdienst den Auftrag, Spionageinformationen über die Polizei im Land Sachsen und über die sowjetischen Truppenteile zu sammeln.

Ende Dezember 1948 kam HEINISCH mit der Absicht nach Meißen, den Spionageauftrag auszuführen. Aufgrund des Dargelegten befand das Militärtribunal HEINISCH für schuldig, ein Verbrechen nach Art. 58-6 Teil I StGB der RSFSR begangen zu haben, und fällte in Anlehnung an Art. 319-320 StPO der RSFSR folgendes

URTEIL:

HEINISCH, Günter ist auf der Grundlage von Art. 58-6 Teil I StGB der RSFSR mit 25 (FÜNFUNDZWANZIG) Jahren Freiheitsentzug in Besserungsarbeitslagern zu bestrafen, ohne Einziehung des Vermögens, da der Verurteilte selbiges nicht besitzt.

Die Strafzeit für den Verurteilten HEINISCH ist vom Zeitpunkt der Erstellung des Gutachtens aus der Voruntersuchung am 28. Dezember an zu rechnen.

Eine Berufung gegen das Urteil ist nicht möglich.

Das Original enthält die erforderlichen Unterschriften.

Für die Richtigkeit

DER VORSITZENDE IN DIESER STRAFSACHE
GARDEHAUPTMANN DER JUSTIZ

[gez. Unterschrift]

Ausgefertigt in 6 Exemplaren
maschinenschriftlich durch XXXXX

17.3.1950

Nr. 397

Strafvollzugsanstalt Bautzen

Bautzen, den 23. Juli 1955
Aussteller: *di. 3/1a.*

4

Aktenvermerk:

BStU
000068

Anlässlich eines Gnadenbewerbes des Präzedenzfall der DDR wurde dem
Strafgefangenen: *Heinrich, Günter* 18.7.28 5223/50
verurteilt am: 28.9.48 vom: *StV - Dresden* Az.: 80269
zu: 25 Jahren Freiheitsentzug, in der Gnadenliste unter Nr.: 1402
aufgeführt, gemäß Befehl des Chefs der DVP Nr.: 22/55 vom 5.4.1955
die Freiheitsstrafe auf 8 Jahre Herabgesetzt.

Neues Strafende: 27.9.56

Kenntnis erhalten: *Handwritten signature*

Leiter der StVA Bautzen

A. Horst
VP.- Inspekteur



Dok. 3: Vermerk über die Herabsetzung der Strafe auf acht Jahre, Juli 1955

Zelle Nr.		Ausbrecherstempel	46
Datum			
Gesamtstrafe:	25 J. Arb. Lager	Antritt:	28.9.48 Ende: 27.9.73
Straftat:	III. Tätigkeit und mt. sowj. Prop.		
Staatsanwaltschaft:	S.M.T. Dresden	Aktenzeichen:	80269
Name:	Heinrich Ginter, Hugo		
Geburtsst., -ort und Kreis:	18.7.1928 in Meissen/Sa.		
Familienstand:	ledig - verheiratet - geschieden ledig		
Deck- und Spitznamen:			
Beruf, erlernter:	Angestellter, ausgebildet:		
Besondere Kenntnisse (Kraftfahrer usw.):			
Wohnort:	Meissen/Sa.		
Neugasse	Straße Nr. 51	Stock:	Gebändeteil:
Bessere Wohnung? Ja - nein.	Untermiete bei wem?		
Sonstige Adressen Verwandter, Bekannter, Komplizen:	Vater: Bruno H.w.o.		
Diese Karte ist bei Flucht des Häftlings dem Leiter der Abteilung K des zuständigen VPA zu übergeben SV 43 VP 00 2.52			



Fotografiert am: April 54

Kontrollfingerring
BSTU
000073

<p>Personenbeschreibung</p> <p>Größe: 186 Gestalt: schlank</p> <p>Haltung: aufrecht</p> <p>Gang: flott</p> <p>Sp. - chen: dübeln</p> <p>Mundart: sächsisch</p> <p>Haarfarbe: dunkelbl. Frisur: li. Scheitel</p> <p>Bart: rasier</p> <p>Gesicht: oval</p> <p>Stirn: etwas zurückweichend</p> <p>Augen: grau Augenbrauen: gelogen</p> <p>Ohren: oval</p> <p>Nase: krümmbar, aufwärts</p> <p>Mund: normal</p> <p>Zähne: linkskauf</p> <p>Kinn: oval</p>	<p>Bekleidung</p> <p>Anstaltskleidung:</p> <p>Zivilkleidung:</p> <p>Besondere Merkmale: Am hinteren zwei Operationen.</p> <p>24.9.54. 6. Mai 1956 18.8.56.</p>
--	--

Dok. 4: Auszug aus der deutschen Strafakte des Autors, z. T. mit Daten des Namensvetters (Irrtum der Volkspolizei)

St. V. 17 Bautzen
Dienststelle

Bautzen d. 14.3.56
Ort und Datum

Zu 20 HKten

59

Hausstrafverfügung

1. Zu den Personalakten

2. Zur Eintragung in das Strafbuch

Strafbuch Nr.

18

Tatbestand: *Wortwechsel gegen die Hausordnung*

BStU
000047

BStU
Strafkenner

Heinrich Günter
Name, Vorname

18.7.28
geb. am

5223
Gefangenen-Nr.

ist wegen Verstoßes gegen die Hausordnung gemäß § Abs.

mit *3 Monaten* *Haushaft* bestraft worden.
Strafe und Strafmaß

Begründung: *Der Gef. H. ist insofern mit der Strafe wegen der Hausordnung auf dem Gef. angeschlossen.*

Diese Bestrafung ist dem - der Obengenannten am *24.3.56*

durch den *Heinrich Günter* bekanntgegeben worden.

Heinrich Günter
Unterschrift, Dienstgrad und Dienststellung

Strafnachricht (A) 01997

a) für das Strafregister Berlin C2, Littenstraße 12/15

b) für das VPKA, Abt. PM 1, in: Meißen

Familienname (bei Frauen zuerst Geburtsname) Heinisch

Vornamen (Rufname unterstreichen) Günter, Hugo

Geburtsangaben: Tag 18. Monat Juli Jahr 1928 Geburtsort Meißen

Kreis: Meißen Bezirk: Dresden

Familienstand: ledig verheiratet verwitwet geschieden

Vor- und Familien- (Geburts-) Name

des (bzw. früheren) Ehegatten:

Des Vaters Vor- und Familienname: Bruno Heinisch

Der Mutter Vor- und Geburtsname: Klara geb. Decker

Beruf: Angestellter Staatsangehörigkeit: Deutscher

Wohnort: Meißen, Neugasse 51

evtl. letzter Aufenthaltsort: Straße und Hausnummer:

Vorbestraft durch registerpflichtige Verurteilungen: nein — ja —

Vorstehend bezeichnete Person ist rechtskräftig verurteilt worden:
am 28.9.48 durch SMT

Aktenzeichen: 80269

Straftat

Ant.sowj. Propaganda

auf Grund SMT
von

zu 25 Jahren Freiheitsentzug-durch Gnadenerweis auf 8 Jahre herabgesetzt.

Bemerkungen: vorfristig entlassen am 16. August 1956

Ort, Datum: Bautzen, den

Aktenzeichen:



[Handwritten Signature]
(Unterschrift und Dienstgrad)
Inspekteur

Ag 404/56

6V 100 (87/11) 5179 2.56



Исп.лх. №

ГЕНЕРАЛЬНАЯ ПРОКУРАТУРА
РОССИЙСКОЙ ФЕДЕРАЦИИ

СПРАВКА

**ГЛАВНАЯ
ВОЕННАЯ ПРОКУРАТУРА**

/о реабилитации/

19 марта 1996 г.
№ Бук-288-96

103160, Москва, К-160

При ответе сослаться
на наш номер и дату

Гражданин /ка/ Гайниш Гюнтер
Год и место рождения 1928 г.р., г.Майсен
Гражданин /ка/ какого государства Германии
Национальность немец Место жительства до арест
г.Майсен

Место работы и должность /род занятий/ до ареста _____
без определенных занятий

Дата ареста 28 декабря 1949 г.

Когда и каким органом осужден/а/ (репрессирован/а/)
17 марта 1950 г. военным трибуналом войсковой части 08640

Квалификация содеянного и мера наказания /основная и до
полнительная/ по ст.58-6, ч.1 УК РСФСР к 25 годам ИТЛ, без
конфискации имущества.

Дата освобождения 17 января 1954 г.

На основании ст.3 Закона РФ "О реабилитации жертв
политических репрессий" от 18 октября 1991 г. гражданин/ка/
Гайниш Гюнтер реабилитирован/а/.

Начальник
отдела реабилитации
Главной военной прокуратуры



Л.П.Копалин

Dok. 7: Rehabilitierungsbescheinigung der russischen Militärstaatsanwalt-
schaft vom 19. März 1996

**Generalstaatsanwaltschaft
der Russischen Föderation**

Militärhauptstaatsanwaltschaft

19.03.1996
Nr. 5 uk-288-96
103160 Moskau K-160

Rehabilitationsbescheinigung

Herr/Frau	Heinisch, Günter
Geburtsjahr und -ort:	1928 in Meißen
Staatsangehörigkeit	deutsch
Nationalität	deutsch
Vor Inhaftierung wohnhaft:	Meißen
letzter Arbeitgeber vor der Inhaftierung/beschäftigt als:	ohne feste Arbeitsstelle
wann inhaftiert:	28.12.1949
wann und durch wen verurteilt/verfolgt:	am 17.03.1950 durch Militärtribunal des Truppenteils 08640
der Verurteilung zugrundeliegende Paragraphen und Strafmaß (Grund- und Zusatzstrafen):	lt. Art. 58-6, Teil 1 des StGB der RSFSR zu 25 Jahren Freiheitsentzug im Arbeitslager, ohne Einziehung des Besitzes
Datum der Haftentlassung:	17.01.1954

Gemäß Artikel 3 des Gesetzes der Russischen Föderation "Über die Rehabilitierung von Opfern politischer Repressionen" vom 18. Oktober 1991 wurde Herr/Frau Günter Heinisch rehabilitiert.

Leiter der Abteilung Rehabilitierung
der Militärhauptstaatsanwaltschaft:
[Siegel, Unterschrift]

L.P. Kopalín

[Bitte beachten: Die Namensschreibung auf diesem Formblatt erfolgt aufgrund der Schreibweise im russischen Original. Bei der Rückübertragung in lateinische Buchstaben kann es daher u.U. zu kleineren Unterschieden in der Schreibweise kommen.]

Literaturverzeichnis

- Albrecht, Karl: Der verratene Sozialismus. Zehn Jahre als hoher Staatsbeamter in der Sowjetunion. – Volksausgabe, 11. Auflage, Berlin 1941.
- Archiv novejšej istorii Rossii, Tom 1, Osobaja papka I.V. Stalina. Iz materialov Sekretariata NKWD-MVD SSSR 1944-1953, gg. Katalog dokumentov. Pod. Red. V. A. Kozlova i S. V. Mironenko, Moskau 1994.
- Beckmann, Andreas/Kusch, Regina: Gott in Bautzen: die Gefangenenseelsorge in der DDR, Berlin 1994.
- Eisert, Wolfgang: Waldheimer Prozesse: der stalinistische Terror 1950. Ein dunkles Kapitel der DDR-Justiz, Esslingen 1993.
- Finn, Gerhard: Die Politischen Häftlinge in der Sowjetzone 1945-1959, Reprint Köln 1989.
- Flade, Hermann: Deutsche gegen Deutsche. Erlebnisbericht aus dem sowjetzonalen Zuchthaus, Freiburg 1963.
- Fricke, Karl Wilhelm: Zur Geschichte der politischen Verfolgung 1945-1968, Köln 1979.
- Hunger – Kälte – Isolation. Erlebnisberichte und Forschungsergebnisse zum sowjetischen Speziallager Bautzen 1945-1950, bearbeitet von Cornelia Liebold und Bert Pampel, 2. Auflage, Dresden 1999.
- Karlsch, Rainer/Schröter, Harm (Hrsg.): „Strahlende Vergangenheit“. Studien zur Geschichte des Uranbergbaus der Wismut, St. Katharinen 1996.
- Kempowski, Walter: Im Block. Ein Haftbericht, Neuausgabe, München 1987.
- Kilian, Achim: Einzuweisen zur völligen Isolierung. Das NKWD-Speziallager Mühlberg/Elbe 1945-1948, Leipzig 1993.
- Ders: Stalins Prophylaxe. Maßnahmen der sowjetischen Besatzungsmacht im besetzten Deutschland, in: Deutschland Archiv 4/1997, Seiten 531-564.
- Müller, Klaus-Dieter: Bürokratischer Terror. Justitielle und außerjustitielle Verfolgungsmaßnahmen der sowjetischen Besatzungsmacht in der SBZ/DDR 1945-1956, in: Roger Engelmann/Clemens Vollnhals (Hrsg.): Justiz im Dienste der Parteiherrschaft. Rechtspraxis und Staatssicherheit in der DDR, Berlin 1999, S. 59-92.
- Ders: Nazis – Kriegsverbrecher – Spione – Diversanten? Annäherungen an die sowjetische Haft- und Urteilspraxis in der SBZ und DDR mithilfe sowjetischer Archivalien, in: Deutschland Archiv 3/2000, S. 373-391.
- Müller, Klaus-Dieter/Osterloh, Jörg: Die Andere DDR. Eine studentische Widerstandsgruppe und ihr Schicksal im Spiegel persönlicher Erinnerungen und

- sowjetischer NKWD-Dokumente (Berichte und Studien Nr. 4), 3. Auflage, Dresden 1998.
- Müller, Klaus-Dieter/Stephan, Annegret (Hrsg.): Die Vergangenheit läßt uns nicht los. Haftbedingungen politischer Häftlinge in der SBZ/DDR und deren gesundheitliche Folgen, mit einer Einführung von Karl Wilhelm Fricke, Berlin 1998.
- Oleschinski, Brigitte/Pampel, Bert: „Nazis“, „Spione“, „Sowjetfeinde“? Die SMT-Verurteilten im April 1953 in Torgau, in: Deutschland Archiv 5/1995, S. 456-466.
- Prieß, Benno: Erschossen im Morgengrauen, eingeleitet von Klaus-Dieter Müller, Calw 1997.
- Reif-Spirek, Peter/Ritscher, Bodo (Hrsg.): Speziallager in der SBZ. Gedenkstätten mit „doppelter Vergangenheit“, Berlin 1999.
- Rieke, Dieter: Geliebtes Leben. Erlebtes und Ertragenes zwischen den Mahlsteinen jüngster deutscher Geschichte, Berlin 1999.
- Rößler, Ruth-Kristin (Hrsg.): Entnazifizierungspolitik der KPD/SED 1945-1948. Dokumente und Materialien, Goldbach 1994.
- Scharf, Hans-Dieter: Von Leipzig nach Workuta und zurück. Ein Schicksalsbericht aus den frühen Jahren des ersten deutschen Arbeiter- und Bauernstaates 1950-1954, bearbeitet und eingeleitet von Klaus-Dieter Müller (Lebenszeugnisse - Leidenswege Nr. 2), Dresden 1996.
- Sowjetische Politik in der SBZ 1945-1949. Dokumente zur Tätigkeit der Propagandaverwaltung der SMAD unter Sergej Tjulpanov (Archiv für Sozialgeschichte, Beiheft 20), hrsg. von Bernd Bonwetsch, Gennadi Bordjugov und Norman M. Naimark, Bonn 1997.
- Die Tragödie der Gefangenschaft in Deutschland und in der Sowjetunion 1945-1956 (Schriften des Hannah-Arendt-Institutes für Totalitarismusforschung 5), hrsg. von Klaus-Dieter Müller, Konstantin Nikischkin und Günther Wagenlehner, Köln 1998.
- Zacharov, V.V., Filippovych, D.N., Chejnmann M.: Materialy po istorii Sovetskoj Voennoj Administracii v Germanii 1945-1949, Moskau 1999.

Bearbeiter dieses Heftes

Klaus-Dieter Müller, Dr. phil., geb 1955, Studium der Geschichte und Germanistik an der Universität Hannover, seit 1999 Leiter der „Dokumentationsstelle Widerstands- und Repressionsgeschichte in der NS-Zeit und der SBZ/DDR“ an der Stiftung Sächsische Gedenkstätten zur Erinnerung an die Opfer politischer Gewaltherrschaft.

Hefte dieser Reihe

- Heft 1: Luxemburger Zwangsrekrutierte im Wehrmachtgefängnis
Torgau-Fort Zinna 1943-1945
Bearbeitet und eingeleitet von Michael Eberlein
und Norbert Haase
Dresden 1996
ISBN 3-9805527-0-5
- Heft 2: Hans-Dieter Scharf:
Von Leipzig nach Workuta und zurück.
Ein Schicksalsbericht aus den frühen Jahren des ersten deut-
schen Arbeiter- und Bauernstaates 1950-1954
Bearbeitet und eingeleitet von Klaus-Dieter Müller
Dresden 1996
ISBN 3-9805527-1-3
- Heft 3: Maria Vittoria Zeme:
„... und entzünde einen Funken Hoffnung“.
Aus dem Tagebuch einer italienischen Rotkreuzschwester im
Kriegsgefangenenlager Zeithain 1943-1944
Bearbeitet und eingeleitet von Jörg Osterloh
Dresden 1996
ISBN 3-9805527-2-1
- Heft 4: Hunger - Kälte - Isolation.
Erlebnisberichte und Forschungsergebnisse zum sowjetischen
Speziallager Bautzen 1945-1950
Bearbeitet von Cornelia Liebold und Bert Pampel
2. korrigierte und ergänzte Auflage Dresden 1999
ISBN 3-9805527-3-X
- Heft 5: „Die Entscheidung konnte mir niemand abnehmen ...“
Dokumente zu Widerstand und Verfolgung des evangelischen
Kirchenjuristen Martin Gauger (1905-1941)
Bearbeitet und eingeleitet von Boris Böhm
Dresden 1997
ISBN 3-9805527-4-8

- Heft 6: Achim Kilian:
 „From Special Camp No. 1 to US“.
 Jugendjahre zwischen Vogtland, Mühlberg und Arkansas
 Bearbeitet und eingeleitet von Norbert Haase und Bert Pampel
 Dresden 1998
 ISBN 3-9805527-5-6
- Heft 7: Kurt Kohlsche:
 Was in der Festung Torgau geschah
 Bearbeitet und eingeleitet von Wolfgang Oleschinski
 In Vorbereitung
- Heft 8: Wege nach Bautzen II.
 Biographische und autobiographische Porträts
 Eingeleitet von Silke Klewin und Kirsten Wenzel
 Dresden 1999
 ISBN 3-9805527-7-2
- Heft 9: Aktenzeichen „unerwünscht“. Dresdner Musikerschicksale und
 nationalsozialistische Judenverfolgung 1933–1945
 Bearbeitet von Agata Schindler
 Mit einer Einleitung von Sylvia Rogge-Gau
 Dresden 1999
 ISBN 3-9805527-8-0
- Heft 10: Günter Heinisch:
 „Solange Du lebst, lebt auch die Hoffnung noch.“
 Erinnerungen an Haft und Selbstbehauptung in Chemnitz,
 Dresden und Bautzen 1950–1956
 Bearbeitet und eingeleitet von Klaus-Dieter Müller
 Dresden 2000
 ISBN 3-9805527-9-9
- Heft 11: Dr. Margarete Blank (1901–1945). Justizmord und
 Erinnerungspolitik
 Bearbeitet und eingeleitet von Birgit Sack
 Dresden 2000
 ISBN 3-934382-00-2

Diese Hefte können zum Preis von 7,00 DM, ab Heft 9 10,00 DM, incl. MwSt.
 zzgl. Versandkosten bezogen werden über:
 Stiftung Sächsische Gedenkstätten, Altenzeller Str. 19, 01069 Dresden,
 Telefon: (03 51) 4 69 55 40, Telefax: (03 51) 4 69 55 41,
<http://www.stsg.de>, Mail: info@stsg.de

Der Autor dieses Bandes, Günter Heinisch aus Meißen, wurde 1950 von einem sowjetischen Militärtribunal in Dresden am Münchner Platz wegen angeblicher Spionage zu 25 Jahren Haft verurteilt. Nach einer Amnestie kam er 1956 frei, siedelte anschließend in die Bundesrepublik über und wurde in den 90er Jahren durch die russische Militärhauptstaatsanwaltschaft rehabilitiert.

In seinen Erinnerungen beleuchtet Heinisch ein weitgehend unbekanntes Kapitel politischer Haft in den Anfangsjahren der DDR, die verzweifelten Selbstbehauptungsbemühungen der Häftlinge gegen die Grausamkeiten und Widrigkeiten des DDR-Strafvollzugs in der Strafvollzugsanstalt Bautzen I, dem so genannten Gelben Elend. Welche Bedeutung in diesem Überlebenskampf dabei der Solidarität Gleichgesinnter, Musik, Literatur und Lyrik, Glaube und Hoffnung zukamen, wird exemplarisch an diesem Einzelschicksal nachvollziehbar.

Neben einer Einführung in die politische Verfolgung der Nachkriegszeit enthält der Band eine Vielzahl von Haftgedichten und Dokumenten sowie eine Auswahlbibliographie.

STIFTUNG
SÄCHSISCHE GEDENKSTÄTTEN
zur Erinnerung an die Opfer
politischer Gewaltherrschaft



ISBN 3-9805527-9-9